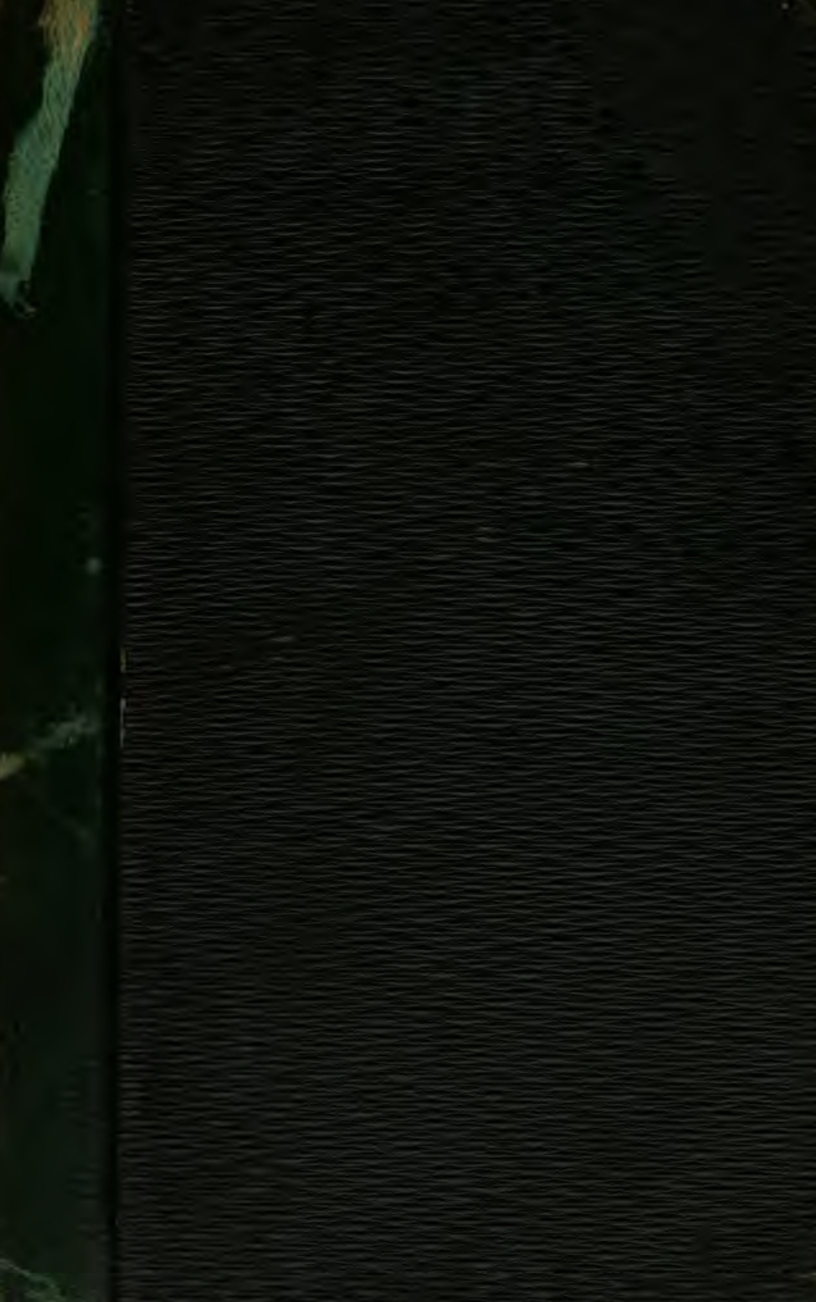
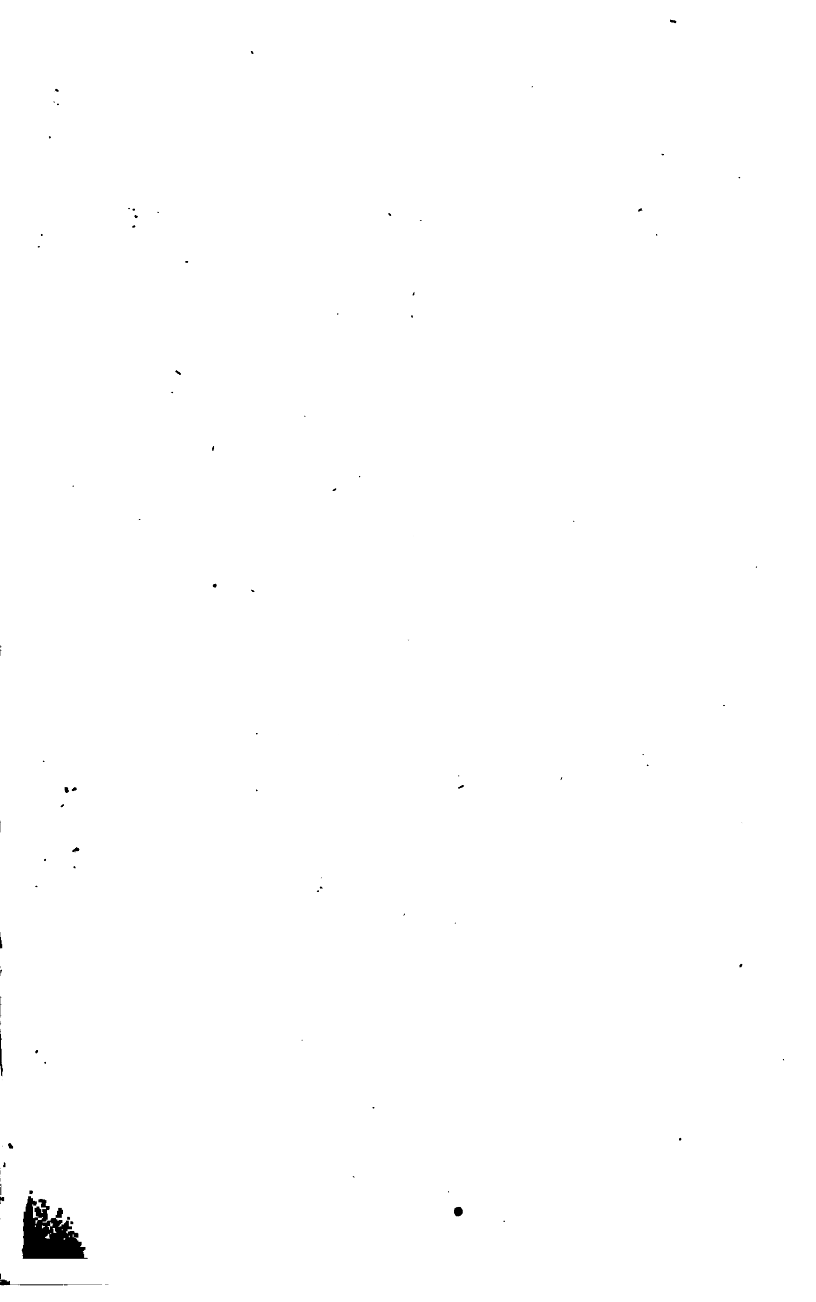








Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.



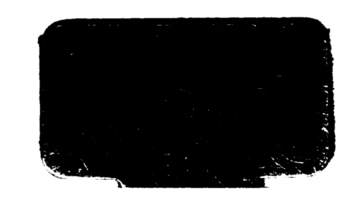
Leipzig:

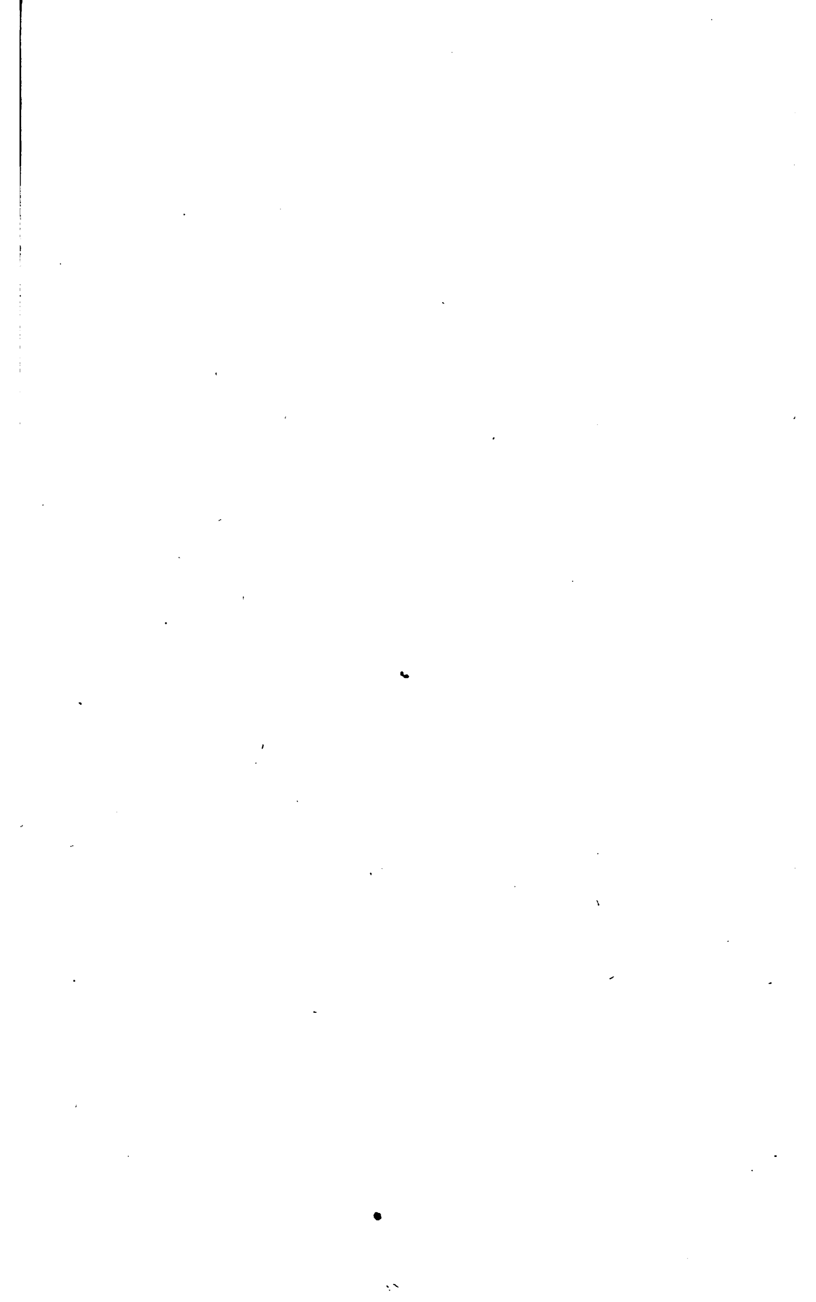
F. A. Brockhaus.

1858.


HARVARDIANA
ACADEMIA · IN · NOV · ANG
ET
VE RI TAS
CHRISTO ECCLESIAE







Drei Jahre von Dreissigen.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.



0

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Zehntes Buch.



Erstes Capitel.

Die dem Sinken nahe Sonne eines milden Maiabends röthete mit ihren letzten Strahlen die prächtigen Thürme und Mauern des heidelberger Schlosses, das sich aus dem Grün seiner Umgebungen leuchtend erhob. Die waldigen Höhen waren umflossen vom rosigen Widerschein des Abendhimmels, der bis in den lichten Aether hinaufduftete. Der Neckar brach die von Purpurschaum gekrönten Wellen rauschend an den Felsstücken in seinem Bette. In der Oeffnung des Thales nach dem Rhein zu lag die ganze weite Ebene in Goldrauch gehüllt; die zackigen Höhen des Hardtgebirges schlossen den Horizont mit ihrer blauen Kette.

Ein Mann zu Pferd, dessen grauer Bart hohe Jahre, seine stattliche Reisekleidung und würdige Haltung den vornehmen Stand verrieth, und dem ein berittener Diener mit einem schwerbepackten Handpferde folgte, bog von der Bergstraße her in das Thal ein, das ihn mit einem so reizenden landschaftlichen Anblick überraschte. Es war Wenzel von Budowa, der, mit einem wichtigen, geheimen Auftrage, sich der schönen Hauptstadt des Kurfürsten von der Pfalz näherte. Als er an die Brücke gelangte, die aus starken fichtenen Bohlen erbaut und mit schützenden Eisbrechern gegen die

Stromrichtung versehen, über den Neckar zum Brückenthor der Stadt führte, befragte er den Einnehmer, während er den Brückenzoll entrichtete, nach den Wohnungen der kurfürstlichen Räthe, Ludwig Camerarius und Leander Rippell. Sie wurden ihm beide bezeichnet. Er ritt indessen zuerst nach dem Gasthof Zum Ritter am Markte, ließ sein Pferd wohl unterbringen, wechselte das bestäubte Reisekleid mit einem andern und begab sich dann zu dem Rath Camerarius, dem der Kurfürst Friedrich V. sein ganz besonderes Vertrauen schenkte. Wenzel von Budowa kannte den Rath schon von seinen Jugendjahren her, wo er sich eine Zeit lang mit ihm zu Bologna aufgehalten hatte. Auch später hatte er ihn noch zuweilen gesehen; doch waren über dreißig Jahre vergangen, seit er nicht mehr in Verbindung mit ihm gewesen. Jetzt stand er vor dem Hause auf dem Heumarkt, welches Camerarius bewohnte. Nachdem er den Klopfer an der Thür mehrmals vergeblich hatte anschlagen lassen, öffnete ihm endlich ein alter Diener. Auf seine Frage erhielt er den Bescheid, der Herr sei mit dem gnädigsten Herrn Kurfürsten gen München gereist, werde aber heute oder morgen zurück erwartet.

Der Kanzler ging daher weiter zu dem Rath Leander Rippell, dessen Haus hart unterm Schloßberge lag.

Es war inzwischen fast dunkel geworden; nur die nachschimmernde Abendröthe warf noch einen schwachen Schimmer auf die Schloßzinnen; allein hinter den Bergen, jenseit des Neckar, schwebte schon der Mond herauf und mußte bald seine Strahlen ins Thal senken. Das Haus stand offen. Zur Seite der Hausflur war in einem Gemach eine ältere Frau mit wirthschaftlichen Anordnungen beschäftigt. An diese wandte sich der Kanzler mit seiner Frage nach dem Rath.

„Er ist droben im Garten und bindet die Weinstöcke an“, antwortete die Alte. „Wenn der Herr sich hinaufbemühen wollten?“

Budowa trat in den Garten, der sich dicht hinter dem Hause den Berg hinanzog. In dem Zwielicht aus Abendpurpur und Mondsilber, das sich über die Höhen ergoß, sah er in einem der obern Weingänge einige Gestalten sich bewegen, ohne sie jedoch genau unterscheiden zu können. Er stieg die schmalen Steinstufen, welche von einer Terrasse des Weingartens zur andern führten, hinauf.

„Ach!“ hörte er plötzlich einen leichten weiblichen Ausruf dicht neben sich. Es war ein junges Mädchen, dem die hellbraunen Locken leicht um den Nacken fielen. Sie trat, ein Körbchen mit den Gartengeräthschaften in der Hand, eben aus einem Seitengange und hatte unvermuthet den Fremden vor sich gesehen.

„Ich suche den Herrn Rath auf“, redete Budowa sie mit gewandter Sitte an, „es sollte mir leid thun, wenn ich Euch erschreckt hätte!“

„O nein“, antwortete die hellste Silberstimme, „ich war nur ein wenig überrascht. Der Vater ist droben; ich will eben hinauf; wollt Ihr mir folgen?“

Mit diesen Worten stieg das junge Mädchen, das, soviel die Dämmerung wahrzunehmen gestattete, ebenso lieblich von Gesichtszügen war als der Ton ihrer Sprache wohllautend, und ihr Wuchs schlank, leichten Schrittes die Anhöhe hinauf.

„Hm!“ dachte der Kanzler bei sich. „Auf solche angenehme Beigabe für mein ernstes Geschäft war ich nicht gefaßt. Ich will sie aber für ein gutes Zeichen nehmen.“

Nach wenigen Minuten hatten sie die Stelle im Garten erreicht, wo der Rath zur Erholung von seinen schweren

amtlichen Arbeiten harmlos in seinem Garten arbeitete und eben die Weinstöcke aufgebunden hatte, die schon frische Augen trieben und den Laubgang, der sich am Rande der Höhe hinzog, später beschatten sollten.

„Ein fremder Herr, lieber Vater“, sprach die anmuthige Führerin, „der dich zu sprechen wünscht.“

„Vergebt mir, Herr Rath, daß ich Euch noch so am späten Abend aufsuche und in Euren Erholungsbeschäftigungen störe“, begann der Kanzler. „Allein ich habe etwas Dringendes und Wichtiges mit Euch zu besprechen, das nicht wol Aufschub duldet.“

„Vergebt nur Ihr, mein werther Gast“, antwortete der Rath, ein Mann von etwa sechzig Jahren, dem schon graues Haar das Haupt bedeckte, „daß Ihr mich hier als Gärtner nicht im Weinberge des Herrn, sondern in meinem eignen antrefft. Und wer schenkt mir, wenn ich Euch mit dieser Frage empfangen darf, die Ehre eines so späten Besuchs?“

„Ich komme aus Böhmen, aus Prag; ich bin der Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz.“

„Herr Kanzler“, erwiderte Rippell, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, „ich heiße Euch bestens willkommen. Und was führt Euch unter mein unscheinbares Dach?“

„Es sind Angelegenheiten, die ich nur mit Euch allein besprechen kann“, lautete Wenzel's Antwort.

„Agathe“, rief dieser, „eile hinunter und zünde die Kerzen in meinem Arbeitszimmer an, ich komme gleich mit dem Herrn hinab.“

Das leichtfüßige Mädchen flog den Berg hinunter.

„Wollen wir meiner Tochter sogleich nachfolgen, Herr Kanzler?“ fragte der Rath, „oder beliebt es Euch, noch hier zu verweilen?“

„Wir sind hier wol unbelauscht und ich spreche gleich im Gehen mit Euch“, antwortete Budowa mit einem Blick auf zwei Gartenarbeiter, die in ziemlicher Entfernung beschäftigt waren. — „Mich führen die schwierigen verwickelten Angelegenheiten meines Vaterlandes hierher.“

„Ja freilich, da draußen in Böhmen geht es seit Jahr und Tag wunderbar zu“, antwortete der Rath.

„Die Verwirrungen und Bedrängnisse des Landes kennt Ihr, und ich darf voraussetzen, daß Ihr, als ein Anhänger des protestantischen Glaubens und Diener des Fürsten, der an der Spitze des protestantischen Schutzbündnisses steht, nicht gleichgültig dagegen geblieben seid!“

„Wer könnte das!“ rief der Rath warm. „Ist unser gnädigster Herr nicht selbst schon zur Vermittelung in dieser Sache angegangen und aufgetreten? Eure Sache ist auch die unsrige. Uns drohen Bedrängnisse, die euch bereits treffen.“

„Und von denen Ihr auch, wie alle Länder“, die sich dem neuen Glauben zugewandt haben, mannichfach getroffen worden seid, wenn auch in andern Zeiten und Umständen“, entgegnete der Kanzler. „Glaubt mir“, fuhr er fort, indem er die Hand des Raths ergriff, „es ist mir eine wahre Erquickung des Herzens, gleich in dem ersten Worte, das Ihr mit mir, dem Fremden, sprecht, eine so warme Gesinnung für unsere Angelegenheiten zu erkennen.“

Inzwischen waren Beide die Anhöhe hinabgestiegen; die schmalen Treppen nöthigten sie hintereinander zu gehen; der Rath ging führend voran. Unten trat ihm Agathe entgegen mit den Worten: „Kathy hat schon die Kerzen in deinem Zimmer angezündet, lieber Vater“, dann verneigte sie sich freundlich gegen den Kanzler und lud ihn durch eine Bewegung der Hand ein, voran in die Haus-

flur zu treten, welche jetzt durch eine hellbrennende Lampe erleuchtet war.

Im Arbeitszimmer des Raths, das von Acten und Büchern erfüllt, kaum den Raum für einige schwerfällige Sessel ließ, nahmen die beiden Männer Platz.

„Und nun Euer Begehr an mich, Herr Kanzler?“ fragte Rippell.

„Euer gnädigster Herr, der Kurfürst, hat sich der protestantischen Sache schon so lebhaft angenommen, daß wir in Böhmen den Gedanken gefaßt haben, uns seinem Schutz und seiner Obhut noch ganz besonders anzuvertrauen. Dürfen wir darauf hoffen?“

„Ich denke, Herr Kanzler, der Kurfürst hat euch schon Beweise davon gegeben“, lautete die Antwort des Raths. „Ihr seid gewiß so gut davon unterrichtet wie ich, daß der Graf Mansfeld mit seinem Heere doch nur auf Veranlassung meines gnädigsten Herrn, als Oberhaupt der Union, in den Dienst Böhmens getreten ist, wenngleich die Form dabei eine andere sein mußte wegen der Verhältnisse zu Kaiser und Reich, die die Fürsten der protestantischen Union zu beachten haben.“

„Ich weiß es, und alle Böhmen wissen es, und sind dankbar dafür. Doch möchten wir uns dem jungen und doch so fromm eifrigen Herrn noch näher verbinden, sodaß seine Rechte, seine Liebe, ja seine Pflicht, sich unserer Sache anzunehmen, sich noch verstärkte, verdoppelte!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ entgegnete Rippell im fragenden Tone.

„Ich glaube es wol“, antwortete der Kanzler, „ich wage auch kaum mich selbst zu verstehen!“ — Er machte eine Pause wie Jemand, der über die Form nachsinnt, in der er eine schwierige Angelegenheit vortragen möchte. Dann

fuhr er fort: „Solange der Kaiser Mathias lebte, hatten wir Hoffnung in Böhmen, daß trotz des begonnenen Kampfes unsere Sache friedlich ausgeglichen werden würde. Seit Ferdinand II. den Thron bestiegen hat, ist diese Hoffnung vernichtet.“

„Ich kann mir's denken“, antwortete der Rath mit ernstem Ton; „der Zögling von Ingolstadt und begeisterte Verehrer des Ignatius von Loyola, der in Steiermark seine Grundsätze durch die völlige Ausrottung des protestantischen Glaubens öffentlich dargelegt hat, kann den Böhmen kein großes Vertrauen einflößen!“

„Es ist unmöglich für die Genossen unsers Glaubens“, erwiderte der Kanzler. „Ich darf Euch versichern, Herr Rath, die Mehrzahl unter uns wollte und wünschte den Frieden aufrichtig, wenn auch Thurn und einige andere mehr für den Krieg waren. Denn Böhmen hat genugsam erfahren, was der Krieg und vollends der Religionskrieg für Unheil bringt.“

„Seit zwei Jahrhunderten kennt ihr das freilich!“ bemerkte der Rath mit Theilnahme.

„Allein der Friede unter Ferdinand ist eine Unmöglichkeit.“

„Indessen hat er ihn euch, wie ich gehört, gleich nach dem Tode des Kaisers Mathias angeboten“, versetzte der Rath.

„Unter Bedingungen, die wir unmöglich annehmen konnten“, fiel der Kanzler rasch ein; „was vielleicht Niemand so gut wußte als Ferdinand selbst. — Er verlangte die völlige Herstellung derjenigen Zustände, die den Krieg unvermeidlich gemacht hatten. Er bestätigte zwar unsere weltlichen und kirchlichen Rechte, allein ohne die Gewährleistungen, die wir dafür verlangen müssen. Denn wenn

der bloße Buchstabe des Rechts uns unter Mathias nicht schützte, der es doch nicht überall ungünstig für uns deutete, was sollten wir unter Ferdinand davon erwarten?"

„Das hätte freilich keine große Sicherheit dargeboten", meinte der Rath.

„Er verlangte zuvor die Rückkehr aller Personen und Bestätigung in ihren Aemtern, gegen deren bedrückende Amtsausübung und Grausamkeit der Aufstand ausgebrochen war. Er forderte die Wiedereinsetzung der papistischen Eiferer unter den Prälaten, die Wiedereinführung der Jesuiten. Hatten uns diese schon zuvor, wo ihnen nichts Feindseliges von uns widerfahren war, gepeinigt, mit Ränken und Haß verfolgt, was sollten wir jetzt von ihnen erwarten, wo ihr Haß bis zur Wuth gereizt ist?"

„Sie würden euch muthmaßlich, gleich dem Jerobeam, mit Skorpionen gezüchtigt haben, statt mit Geißeln", seufzte der Rath.

„Nicht einmal an die von uns erwählten Directoren des Landes schrieb König Ferdinand, sondern an die von uns abgesetzten Räthe; er erkannte also nur diese an, nicht uns, und verdammte folglich unser ganzes Verfahren vorweg. Mit einem Worte, er bot uns nur die Rückkehr in das Alte, von dem alle Gefahr, alles Unheil ausgegangen war. Das konnten wir nicht annehmen, Ferdinand wußte es; er wollte also den Frieden nicht."

„Das scheint nicht zu bestreiten", pflichtete der Rath bei.

„Welcher Zustände sollen wir uns nun unter einem Herrscher von den Gefühlen und Grundsätzen Ferdinand's gewärtigen?" fragte der Kanzler mit besorglich schmerzlichem Tone.

„Und doch hattet ihr ihn selbst zu eurem Könige gewählt!" bemerkte Rippell.

„O, theurer Herr“, antwortete Budowa, „wenn Ihr genau wüßtet, wie es bei dieser Wahl zugegangen ist, welche Kunstgriffe, Verlockungen, Drohungen angewendet wurden! Auch haben schon damals Viele sofort dagegen protestirt; Graf Thurn zum Beispiel. Und hätte die Furcht nicht die Andern zurückgehalten, die Zahl der Protestirenden wäre vielleicht größer gewesen als die Zahl Derer, die Ferdinand wählten. Auch sind die uns einverleibten Nachbarlande, Mähren und Schlesien, gar nicht bei der Wahl gehört worden!“

„Allein sie geschah, die Krönung wurde vollzogen! Was bleibt euch also übrig? Ihr kämpft gegen euren rechtmäßigen Herrn und König!“ wandte der Rath bedenklich ein.

Die Unterredung stockte einige Augenblicke.

„Ich komme jetzt zu Dem, was mich zu Euch führt, verehrter Herr“, hub der Kanzler feierlich an, „und ich möchte zuvörderst Euren Rath, Eure Meinung hören. Allein auf Manneswort, was ich Euch hier vertraue, muß jetzt noch das tiefste Geheimniß bleiben!“

„Was ich, ohne Pflicht und Ehre zu verletzen, verschweigen darf, ruht in meiner Brust wie im Grabe“, erwiderte der Rath mit Ernst.

„Nun denn! Der Einspruch gegen die Gültigkeit der Wahl Ferdinand's, den die protestantischen Böhmen schon lange im Stillen erhoben, tritt jetzt laut hervor. Eine große Zahl ist entschlossen, seine Wahl öffentlich und feierlich für ungültig zu erklären; sowol wegen der unregelmäßigen Weise, in der sie geschah, als wegen späterer, gegen die Wahlbedingungen und den heiligen Eid darauf gerichteten Handlungen des Königs, wodurch er das Recht auf die böhmische Krone verscherzt hat.“ Budowa hielt inne und richtete einen forschenden Blick auf den Rath, um

zu sehen, wie diese Mittheilung auf ihn wirke, und zu erwarten, ob und was er antworten werde. Doch dieser schwieg und wartete in ernster Spannung auf die Fortsetzung der Rede.

Jener begann also wieder: „Ja, König Ferdinand hat seine Zusagen, hat die Bedingungen, die ihm bei der Wahl gestellt worden sind, nicht gehalten. Er hat wider das feierliche Versprechen, das jeder durch die Wahl zum Nachfolger auf den böhmischen Thron bestimmte König ablegt, sich jeglicher Einmischung in die Regierung zu enthalten, bis er selbst den Thron besteigt, sich noch bei Lebzeiten des Kaisers Mathias in die Regierung eingemischt, ja gewaltthätig eingedrängt. Außer vielen andern Handlungen bezeugt dies offenkundig die gegen des Kaisers Willen vorgenommene Verhaftung seines ersten Ministers, des Cardinals Clesel, der uns wohlwollte, wenigstens günstiger gesinnt war als Pater Lamormain! Ferdinand hat die uralten Rechte Böhmens, seinen König zu wählen, misachtend, einen geheimen Erbvertrag geschlossen *), dessen Inhalt uns aber wohl bekannt ist, einen Vertrag, der das freie Königreich Böhmen der Krone Spaniens unterwirft!“

„Hm! hm!“ murmelte der Rath mit tiefem Tone, „sollte er das gethan haben!“

„So hat er also selbst“, rief der Kanzler aus, „das Recht auf die Krone verwirkt! Aber wenn auch das Alles nicht wäre, wenn wir uns darüber verständigten, sein unduldsamer Religionshaß bleibt die unüberwindlichste Unmöglichkeit, daß er jemals den Thron Böhmens besteige!“

„Wie? So weit seid ihr in euren Beschlüssen gegangen?“ rief der Rath staunend und erschreckend.

---

*) Historisch.

„Es ist noch nicht beschlossen, aber der Beschluß ist unvermeidlich. Glaubt mir, theurer Herr, wer die Stimmung der Böhmen kennt, der weiß, daß der böhmische Königsthron erledigt ist!“

„Verhängnißvolles Ereigniß!“ rief der Rath aus und stand rasch auf. „O, mein hochverehrter Herr, ich besorge, ihr habt euch da einen furchtbaren Abgrund geöffnet, der mehr verschlingen kann als ihr meint!“

„Nicht wir; das unvermeidliche Schicksal, die sichtliche Fügung Gottes, laßt mich sagen, haben uns auf diese gefährliche Stelle, denn der Gefahr verschließen wir unser Auge nicht, gedrängt! Drum schauen wir uns um nach Hülfe, nach Rettung, und — wir haben unsern Blick hierher gerichtet!“

„Hierher?“ fragte der Rath und sah den Redner mit ahnungsvoller Miene an.

„Ja, hierher! Euer gnädiger, liebreicher, glaubenseifriger Herr, der Führer und Schutzherr des protestantischen Fürstenbundes, wenn er der Führer und Schutzherr Böhmens würde .....“

„Um Gottes Willen! Welch ein vermessener Plan, theurer Herr!“ rief der Rath. „In welche Kämpfe und Gefahren wollt Ihr unsern Fürsten, unser Land stürzen! Ein gesalbter Herrscher sollte den Arm wider den andern erheben? Alle Fürsten des Reichs würden wider unsern gnädigsten Herrn sein, der Kaiser selbst, wenn Deutschland sein neues Oberhaupt gewählt hat, würde ihn verdammen, mich dünkt, die Acht schwebt schon über seinem Haupte! .....“

„Wenn Ferdinand die Kaiserkrone empfängt — dann freilich!“ unterbrach ihn der Kanzler. „Laßt mich abbrechen, theurer Herr“, sagte er seufzend, „ich sehe wohl, Ihr seid

nicht Der, der uns Trost und Hoffnung gibt im Unglück meines Vaterlandes!“

„Das Unglück desselben geht mir ans Herz wie Euch, Herr Kanzler“, entgegnete der Rath erschüttert; „allein ich fürchte, Ihr vergrößert es, statt es zu heilen!“

„O, Ihr kennt unsere schreckenvolle Lage nicht!“ rief Budowa aus. „Wie es überall, wo alte Einrichtungen sinken, alte Bande gelöst werden, Leute gibt, die sich jeglichen Gesetzes, jeglicher Pflicht erledigen, so gibt es auch bei uns jetzt Viele, die in gesetzloser Willkür verwegen nach Allem greifen möchten! Schon ist in Einzelnen der Gedanke aufgetaucht, Böhmen zu einer freien Republik umzuschaffen! Der Thron ist einmal ledig, heißt es; doch es gibt Ehrgeizige und Mächtige, es gibt Abenteurer, die den leeren Platz einnehmen möchten! Sie reden von der süßen Freiheit; das heißt sie möchten die süße Herrschaft üben!“

„Gott beschirme euch vor dem Unheil, wo eine ehrsüchtige Begierde die andere bekämpft, weil jede gleiches Anrecht zu haben meint!“ unterbrach der Rath den Kanzler.

„Nur ein neuer König, der an die Stelle des alten tritt, kann uns vor diesen Schrecken behüten! Nur Einer, der so hoch in Macht und Ansehen steht, daß sich ihm Alle beugen müssen! Und .... Böhmen kann von keinem katholischen Fürsten mehr beherrscht werden!“

Leander Rippell ging unruhig im Gemach auf und nieder, ohne zu antworten. Budowa hielt den Blick auf ihn geheftet und schien einer neuen, tröstlichern Antwort zu harren. Sie blieben Beide schweigsam eine längere Zeit einander gegenüber. Da hörte man den Hufschlag von Pferden durch die Stille des Abends. Der Rath trat ans Fenster.

„Es ist der Kurfürst!“ rief er überrascht; „soeben kehrt er von seiner Reise nach München zurück!“

Auch der Kanzler war ans Fenster getreten. Mit pochender Brust, denn er war aufs äußerste bewegt, sah er den jungen Fürsten vorüberreiten, begleitet von mehrern Rittern und Dienern. Sie waren das Neckarthal heraufgekommen; der Weg nach dem Schlosse führte sie am bequemsten durch die Stadt und an Rippell's Hause vorüber. Der Mond schien so hell, daß man die Gestalten der Einzelnen wohl unterscheiden konnte. Neben dem ganz jugendlichen, fröhlich umherschauenden und die ehrfurchtsvoll mit unbedecktem Haupte an der Straße stehenden Bürger leutselig grüßenden Friedrich V. ritt ein schon bedeutend älterer Mann in dunkler, pelzverbrämter Kleidung; er hatte ein würdiges Aeußere.

Der Kanzler heftete seinen Blick auf diesen. Er vermuthete, wer es sein möchte, und fragte Rippell: „So kehrt auch wol Euer Amtsgenosse der Rath Camerarius mit dem Herrn Kurfürsten zurück?“

„Es ist Der, welcher ihm zur Seite reitet“, antwortete Rippell.

Beide schwiegen wiederum, bis die letzten Reiter vorüber waren und der Hufschlag verhallte.

„Welch eine frische, jugendliche Haltung hat der Kurfürst“, sagte der Kanzler; „wie leicht und frei saß er zu Pferd und wie fröhlich grüßte er umher. Das wäre der Mann, dem die Herzen aller Böhmen entgegenfliegen würden, wenn er ein Herz hätte für unser Schicksal!“

Der Rath blieb stumm. Budowa trat auf ihn zu und faßte seine Hand.

„Würdiger Mann“, sagte er warm, „ich sehe wohl, auf Eure Hülfe, Euer Fürwort kann ich in dieser An-

gelegenheit nicht hoffen! Allein werdet Ihr mir entgegen sein?"

„Herr Kanzler", antwortete Rippell und erwiderte den warmen Händedruck, „wenn ich in so wichtiger Sache nicht für Euch sein kann, muß ich Euch nicht entgegen sein? Ich glaube, Ihr selbst wählt und handelt nicht zu Eurem Besten, und ich sollte schweigen, wenn ich sähe, daß mein eigener theurer Fürst sich in Gefahr und Unheil stürzen wollte? Ich kann ihm nicht zu Dem rathen, was Ihr begehrt, ich muß, ich werde ihm abrathen; allein ich werde ihm gehorchen und ihm getreu dienen bis zum Tode, wenn er anders beschließt, als ich für gut halte!"

„Ihr seid ein redlicher Mann!" erwiderte der Kanzler und drückte ihm die Hand.

Ein leises Pochen an die Thür unterbrach das Gespräch. Auf des Raths „Herein" trat seine Tochter ein. Ihr Antlitz strahlte fröhlich und mit ebenso fröhlicher Stimme rief sie: „Vater, hast du den Kurfürsten gesehen? Eben ritt er hier vorüber!"

„Wir haben ihn gesehen, Kind", erwiderte der Vater freundlich, „allein wenn du uns dazu auffordern wolltest, hättest du früher kommen müssen!"

„Das wollte ich nicht", erwiderte sie in heiterer Unbefangenheit, „meine Frage überraschte mich nur so, weil ich noch ganz voll Freude bin. Ich kam nur, um zu fragen, ob du nicht jetzt mit dem fremden Herrn zum Abendessen kommen möchtest? Der Tisch ist bereit."

„Ihr seid doch unser Gast, werther Herr?" wandte sich der Rath zu Budowa.

„Entschuldigt mich", bat dieser, „ich muß noch zum Rath Camerarius!"

„Ich rathe Euch, laßt das heut", sagte Rippell gut-

müthig. „Er wird müde sein von der Reise. Sie sind heut von Heilbronn bis hierher geritten; zwölf Wegstunden. Das macht auch Kriegsmänner müde, vollends uns von der Feder!"

„Ihr glaubt, er werde mich heut nicht mehr sprechen wollen?" fragte Budowa.

„Das wäre wol möglich! Vielleicht begleitet er sogar noch den Herrn aufs Schloß. — Nehmt meinen herzlich gemeinten Vorschlag an, Herr Kanzler", fuhr der Rath fort, da dieser unschlüssig schien; „zu Geschäften taugt der Morgen besser, zur Erholung der Abend. Ihr seht morgen auch vielleicht Manches anders und frischer an."

„Man soll nichts auf morgen verschieben!"

„Doch, Das, was heut einmal nicht abgethan werden kann! Und guter Rath kommt über Nacht!"

„Wenn ich das auf Euch anwenden könnte!" antwortete der Kanzler mit einem halb unterdrückten Seufzer.

„Auch davon läßt sich morgen reden. Jetzt werft die Sorge ab und gebt Euch der Erholung hin. In Eurem unruhigen Vaterlande, denke ich, sind die heitern Stunden sorglosen Gesprächs beim Becher jetzt nicht allzu häufig. Genießt eine mit uns, und so lange denkt wie der frohe Sänger Horatius: Quid cras futurum sit, fuge quaerere!"

Und nochmals bot er dem traurig Sinnenden herzlich die Hand. Dieser sagte lächelnd: „Wenn ich Euch so zu überreden wüßte wie Ihr mich!"

„So setze nur von dem besten Rüdesheimer auf, Agathe!" rief der Rath mit heiterm Tone, da er in diesen Worten des Gastes Zusage sah; und Beide folgten dem anmuthigen Mädchen in das Speisezimmer, das hell von Kerzen leuchtete und wo der für Drei zierlich gedeckte Tisch,

mit schönen, funkelnden Bechern geschmückt, gastlich zum Mahle lud und eine heitere Stunde versprach in der schwer ernsten Zeit.

Zweites Capitel.

Auf dem Altan des heidelberger Schlosses war eine große Tafel gedeckt. Die Diener in reichgestickten Livreen waren noch geschäftig, dieselbe mit Blumengefäßen und prächtigen goldenen und silbernen Trinkgeschirren zu schmücken, als von der Seite der Kapelle her, die sich in dem großen Hauptbau des Schlosses hinter dem Altan befand, zwei Herren in festlicher Kleidung auf denselben hinaustraten. Es waren der Rath Camerarius und Wenzel von Budowa.

„Wir werden vielleicht noch einige Zeit Geduld haben müssen, würdigster Herr Kanzler", begann Camerarius. „Wenn unsere Herrschaften auf der Jagd sind, vergessen sie oft die Tischzeit darüber!"

„Ich wüßte nicht, daß man in angenehmerer Gesellschaft und an einem reizendern Orte seine Zeit zubringen könnte", erwiderte der Kanzler verbindlich.

„Ja, das Schloß zu Heidelberg ist mit Recht weit berühmt", entgegnete der Rath, „und dieser Altan bildet einen seiner schönsten Theile. Wir werden heut wol über funfzig Gäste bei der Tafel sein, und Ihr seht, daß der Raum groß genug ist für zwei mal so viele!"

„Und welch eine herrliche Aussicht!" setzte der böhmische Gast hinzu.

„Ihr waret früher niemals hier?“ fragte der Rath.

„Ich habe Heidelberg gestern zum ersten male betreten“, antwortete der Kanzler. „Von Bologna ging ich damals zuvörderst nach Padua. Demnächst besuchte ich mit meinem Oheim, der in Staatsgeschäften nach Madrid zum Könige Philipp gesandt worden, Spanien. Durch Frankreich kehrten wir zurück, nahmen aber unsern Weg von Paris nach Köln. Damals bin ich zwar auch den Rhein hinaufgereist zu Pferd, weil die Schiffahrt stromauf zu schwierig gewesen wäre, allein nur bis Mainz. Von dort kehrte ich über Frankfurt, Fulda, Eisenach, Weimar und Leipzig nach Böhmen zurück. Seitdem habe ich diesen Theil Deutschlands nicht wieder berührt.“

„Und ich habe ihn fast nie verlassen, nur daß ich mit unserm gnädigsten Herrn zu Amberg in der Oberpfalz, wo er zumeist Hof hält, einen großen Theil des Jahres verweile!“

„Ein glücklicher Wohnplatz hier, gesegnet und still!“ sagte Budowa, und sein Auge verlor sich in die Landschaft.

Hörnerklang, der aus den Bergen gegenüber zu dringen schien, ertönte.

„Jetzt kehren sie zurück!“ rief Camerarius. „Der Schall kommt drüben vom Heiligenberg!“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädigster Herr“, sagte einer der Diener. „Se. fürstlichen Gnaden kommen von Wolfsbrunnen her, es ist nur der Widerhall, was wir von dort drüben vernehmen! Die Jagd war jenseit des Kaiserstuhls über Neckar-Gmünd hinaus!“

„So, Nathanael? — So müssen sie wol bald hier sein?“

„Es werden keine zehn Minuten vergehen, denke ich, Herr Rath!“

Camerarius winkte, und der Diener trat zurück.

„Wird der Rath Rippell zur Tafel erscheinen?“ fragte der Kanzler.

„Ich glaube nicht! Der Kurfürst weiß, daß Tafel halten nicht die Sache des Raths ist. Er vergräbt sich zu tief in den Acten, ihm bleibt keine Zeit zu Gastmahlen!“

„Und doch ist er ein Mann fröhlichen Herzens, gastfrei und ein lieber Wirth!“

„Das will ich meinen! Aber nur im häuslichen Kreise. Am liebsten bei ihm selbst! An der Fürstentafel sitzt er ungern! Ei, da kommt der Herr Hofprediger!“ unterbrach sich Camerarius.

Beide gingen dem eben von unten die Steintreppe heraufgekommenen Hofprediger Scultetus entgegen, der, etwas erhitzt, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, auf den Altan hinaustrat.

„Ah, siehe da“, rief er schon von weitem dem Kanzler entgegen, „Ew. Edlen bereits hier! Ich freue mich, Wohldieselben hier zu begrüßen!“

Camerarius nahm das Wort: „Da Se. kurfürstlichen Gnaden eben zur Jagd reiten wollten, als der Herr Kanzler sich bei Höchstdemselben durch den Hofmarschall von Sickingen anmelden ließ, haben Sie geruht, den Herrn Kanzler zur Tafel zu ziehen.“

„Dessen ich mich hoch erfreue“, entgegnete Scultetus und verbeugte sich tief. — Camerarius winkte ihm bei Seite und sprach leise: „Wir halten es nach unserer Ansicht der wichtigen Angelegenheit, die der Herr Kanzler betreibt, für angemessen, daß Se. kurfürstlichen Gnaden nicht zuvor irgend eine Andeutung erhalte, als ob wir bereits darüber conferirt hätten. Unser späterer Rath, wenn sich der Herr Kurfürst dessen bedienen sollte, würde sonst nicht unbefangen genug erscheinen!“

Scultetus wiegte leise summend das Haupt. „Verstehe, ganz recht!“ Alle Drei traten jetzt möglichst abwärts von der Dienerschaft zusammen und besprachen sich in leisen Worten. Scultetus, mit welchem der Kanzler auf Camerarius' Rath schon Vormittags eine Unterredung gehabt, versicherte trotz der gedämpften Stimme in salbungsvollem Tone: „Ja, ich sehe, je mehr ich die Angelegenheit erwogen habe, eine ganz besondere Fügung des Herrn darin, daß einem so echt protestantischen Fürsten, wie der Kurfürst, eine so wichtige Aufforderung, für den gereinigten Glauben zu wirken, zugeht. Er würde als Monarch von Böhmen ein auserwählter Streiter des Herrn, ein Hort und Pfeiler der Kirche sein.“

Man vernahm jetzt den Hörnerklang ganz nahe. Zu erblicken war indessen von dem Zuge nichts, da er durch das Schloß selbst verdeckt blieb.

Mehrere Herren vom Hofe, die zur Tafel geladen waren, hatten sich inzwischen auf dem Altan versammelt. Der Hofmarschall von Sickingen drängte sich plötzlich eilig zwischen ihnen hindurch und ging auf Wenzel von Budowa zu.

„Darf ich Euch bitten, mir zu folgen, Herr Kanzler“, redete er ihn an, „Se. Gnaden der Herr Kurfürst wird im Hofe absteigen und sich dann in die Halle begeben, wo ich Ew. Edlen vorzustellen den Befehl habe.“

Beide gingen.

„Wir werden eine muntere Tafel heut haben, Herr Hofprediger“, fing einer der Herren, der Graf Erbach, zu Scultetus gewendet, an. „Der Herzog Christian von Braunschweig ist gestern zum Besuch eingetroffen und hat die Jagd mitgemacht. Das ist ein Herr! Der hat den Mund auf dem rechten Flecke!“

„Ei, ei! Wenn ich nicht irre, episcopus designatus

von Halberstadt“, antwortete Scultetus, „und hat die Jagd mitgemacht!“

„Ja, ich glaube, er möchte fester im Sattel sein als auf der Kanzel“, bemerkte ein anderer Herr, der Freiherr von Steklenberg, „ich lernte ihn schon vor drei Jahren in Braunschweig selbst kennen, da hieß er nur der tolle Herzog Christian. Auf einer Eberjagd bei Blankenburg im Harz hatte er ....“

„Pst, da ist er“, unterbrach ihn der Graf Erbach, „er führt Ihro Gnaden die Frau Kurfürstin!“

Alle wandten sich dem Eingang zur Terrasse zu, in welchem soeben die junge Kurfürstin Elisabeth am Arme des Herzogs Christian erschien, der ein ritterliches, gewandtes Aeußere, aber zugleich in seinem ganzen Wesen etwas so jeden Zwang keck Wegweisendes hatte, daß er fast übermüthig erschien. Gegen die schöne Fürstin aber benahm er sich mit der ergebensten Zuvorkommenheit.

„Bonjour Messieurs“, grüßte diese, indem sie lächelnd im Kreise umherschaute, die sich tief verbeugenden Herren. Sie sprach, eine Engländerin von Geburt, Tochter Jakob's I., nur englisch und französisch, was die Herren am pfälzischen Hofe etwas in Verlegenheit setzte, da die französische Sprache nur Wenigen, die englische Keinem geläufig war. Doch das überaus freundliche, leutselige, ja zuvorkommende Wesen der Fürstin, das sie trotz eines sehr stolzen Gefühls ihres Ranges und ihrer königlichen Abstammung besaß, glich die kleinen Lücken und Unebenheiten, die sich aus der mangelhaften Sprachkenntniß erzeugten, vollkommen wieder aus. Weniger war dies bei den zahlreichen Engländern der Fall, die sich stets in ihrer Umgebung befanden. Diese hatten keineswegs die Art, ihre sprachliche Unbeholfenheit in dem fremden Lande durch Höflichkeit vergessen zu machen.

Als die Herren, welche bei der Jagd gewesen waren, dem fürstlichen Paare folgend, nach und nach auf dem Altan erschienen, bemerkte man, daß sie Alle mit irgend etwas sehr lebhaft beschäftigt sein mußten, denn sie sprachen eifrig miteinander und deuteten oftmals auf den Herzog und die Kurfürstin hin, die inzwischen weiter vorgetreten waren und die Grüße der Anwesenden durch Anreden der Angesehenern erwiderten.

„Es muß etwas Besonderes vorgefallen sein", flüsterte Camerarius dem Hofprediger zu; „was mag es nur sein?" Indem drängte sich der Graf Erbach mit wichtiger Miene zu ihnen. „Wißt Ihr schon, was vorgefallen ist, Herr Rath? Die Frau Kurfürstin ist in großer Gefahr gewesen. Der Herzog von Braunschweig hat sie gerettet!"

„Ei, um des Himmels Willen, wie das?" — „Was ist geschehen?" fragten Scultetus und Camerarius wie aus Einem Munde.

„Sie war der Jagd von ferne gefolgt", erzählte Graf Erbach; „ein angeschossener Wolf brach unvermuthet aus dem Dickicht und sprang in wilden Sätzen auf ihr Pferd zu; das Thier scheut, bäumt sich, jagt mit ihr davon; der Wolf nach. In dem Augenblick fällt ein Schuß, der Wolf stürzt und gleich darauf springt der Herzog von Braunschweig aus dem Gebüsch, fällt dem Pferde, obwol es in vollem Laufe dahinjagt, verwegen in die Zügel, wird erst geschleift, bringt es aber doch zum Stehen, und rettet so die Frau Kurfürstin, die ohne dies vielleicht verloren gewesen wäre!"

„Mein Gott, welch ein Glück und Unglück zugleich!" rief Camerarius aus.

„Das war des Himmels schützende Hand", sprach Scultetus gleichzeitig mit Salbung und erhob das Auge gen Himmel.

Graf Erbach drängte sich hastig durch den Kreis, der die Kurfürstin umgab, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen; Camerarius und Scultetus thaten desgleichen.

Nun erst wurde der Vorfall unter den Anwesenden, die nicht auf der Jagd gewesen waren, bekannt, und die Fürstin sah sich von Theilnehmenden und Glückwünschenden dicht umringt.

Während sie bald französisch, bald englisch, einige mal auch in gebrochenem Deutsch dankte und freundliche Worte sprach, war der Herzog Christian gleichfalls von Cavalieren umringt, die ihm bewundernde Lobsprüche spendeten. Er rief scherzhaft fast übermüthig aus: „Ihr macht zu viel aus der Kleinigkeit, ihr Herren! Es war ein Jagdvorfall, wie sie alle Augenblicke vorkommen. Der Hauptglücksfall war, daß mir ein Riemen am Sattelgurt gerissen war, denn sonst wäre ich nicht so weit hinter der Jagd zurückgeblieben und hätte nicht auf meinen beiden Füßen gestanden, um gleich feuern zu können. Der Wolf kam mir gerade schußrecht, und so streckte ich ihn natürlich nieder; zwar dicht bei der Frau Kurfürstin; allein ich kann mich auf mein Gewehr verlassen. Der Schuß machte das Pferd schen, es stutzte, und jeder Stallbube hätte es auffangen können. Ich wollte, ich hätte mehr zu wagen für eine so schöne Fürstin", setzte er mit dreister Galanterie hinzu und wandte sich wieder zu dieser.

„Je vous dois la vie, ce qui est certainement beaucoup", sagte die Fürstin zu ihm.

„Et je vous devrai toujours le bonheur de ma vie, voilà ce qui est certainement beaucoup plus", antwortete der Fürst, indem er ihr die Hand küßte.

„Ist der Prinz ein so guter Schütz?" fragte Camerarius den Herrn von Stellenberg, der neben ihm stand.

„Nur ein zu guter!“ flüsterte dieser. „Er hat sich zuweilen das Vergnügen gemacht, Schieferdecker von den höchsten Thurmspitzen herunterzuschießen!“ *)

„Der Herr sei uns gnädig!“ rief Scultetus, der diese Worte hörte.

„Still, er nähert sich!“ winkte Camerarius.

„Was Teufel! Steklenberg!“ rief der Herzog plötzlich, als er dieses alten Bekannten ansichtig wurde. „Ich freue mich, Euch wiederzusehen! Wahrhaftig seit der blankenburger Jagd habe ich nichts von Euch gehört! Wie geht's Euch?“

Steklenberg verbeugte sich und dankte.

„Wer ist denn das schwarze Gespenst“, fragte der Herzog ihn leise und deutete auf Scultetus.

„Der Oberhofprediger Abraham Scultetus“, antwortete Steklenberg ebenso leise; „ein großer Eiferer für Calvin und zugleich ein großer Günstling Sr. kurfürstlichen Gnaden!“

„Meiner wird er nicht“, murmelte der Herzog.

Die Kurfürstin Elisabeth hatte indessen mit einigen Damen vom Hofe gesprochen, deren jetzt gleichfalls mehrere auf die Terrasse gekommen waren, und die sich ihr näherten, um ihren Glückwunsch wegen der Errettung aus drohender Gefahr darzubringen. Der Herzog Christian wandte sich wiederum der Kurfürstin zu und sagte ihr viele galante Dinge. Mit einer Hindeutung auf die reizende Landschaft und das stolze, seine Zinnen gegen das Blau des Frühlingshimmels scharf absetzende Schloß, sagte er lächelnd zu ihr: „So schön dieser Rahmen ist, er ist des schönen Bildes doch nicht würdig!“ Indem er sich bei diesem Worte gegen sie verbeugte, lächelte die anmuthige Fürstin und antwortete

*) Historisch.

in der Ueberraschung englisch: „Ich habe geglaubt, nichts übertreffe Eure Tapferkeit, allein Eure Schmeichelei ist viel größer.“

Da der Herzog nicht Englisch verstand, übersetzte ihm eine der Damen das Wort der Kurfürstin. Er erwiderte ebenso überrascht deutsch: „Sagen Sie der Kurfürstin auf englisch: «Wenn sie diese Meinung von der Größe *meiner* Tapferkeit aus dem Worte entnimmt, was ich eben gesprochen, so muß sie mich für einen Feigling halten.»“

Die Dame lächelte und übersetzte; Elisabeth verzog die feine, anmuthige Lippe gleichfalls zu einem Lächeln, wobei sie zugleich mit dem Finger drohte. Man merkte es indessen der Drohung an, daß sie nicht allzu ernstlich war, und der Fürstin die galante Wendung sehr wohl zu behagen schien; sie fand es auch angenehm, sich durch einen Dolmetsch mit dem Herzog zu unterhalten. Daher erwiderte sie abermals englisch: „Sagen Sie dem Herzog, wir wollten Frieden schließen, und ich wolle ihm zugeben, daß er ebenso tapfer als galant sei.“

Der Herzog war nicht unzufrieden mit dem Vertrag und antwortete sich verbeugend: „Darf ich den Frieden besiegeln?“ Dabei faßte er dreist die weiße Hand der Kurfürstin, die eben einen Handschuh ausgezogen hatte und damit spielte, und drückte ihr einen feurigen Kuß darauf. Und nicht das allein, sondern er drückte ihr auch die Hand selbst so warm, daß die Fürstin erschreckte und erröthete und betroffen ein wenig zurücktrat. In diesem Augenblick erhob sich ein Lüftchen, der leichte Handschuh entfiel ihr, und da sie dicht am Rande des Altans stand, flog er über denselben hinab. „Ach!“ rief sie kurz, und wandte sich um; der kleine Zufall verbarg ihre Bewegung, indem das Erröthen und Zurücktreten als eine Folge desselben erschien.

„Schade“, sprach der Herzog lebhaft, „daß kein Löwenzwinger hier vor dem Altan ist. Auf mein Wort, ich holte den Handschuh so gut zurück wie der Ritter Delorges. Aber holen will ich ihn!“ Und bevor nur Jemand ahnte, was er thun könne, sprang er mit einem leichten, kecken Sprunge über die Brüstung die zwar nicht furchtbare, aber immerhin ansehnliche Höhe hinunter, faßte gewandt und kräftig die nächsten Baumzweige und war mit Hülfe derselben in zwei Secunden wohlbehalten unten auf festem Boden. Er nahm den Handschuh, steckte ihn an seinen Hut, grüßte zu den erschrockenen und neugierig nachblickenden Herren und Damen hinauf, und suchte sich dann den Weg zurück durch die Wölbungen unter dem Altan, aus welchen Treppenstufen wieder hinaufführten.

In diesem Augenblick trat der Kurfürst und mit ihm der Kanzler Wenzel von Budowa auf den Altan; der Hofmarschall von Sickingen folgte ihnen. Der Kurfürst war erstaunt über die Bewegung die er vorfand, denn auch die Diener waren aus dem Hintergrunde neugierig dem Rande zugeeilt, Viele, ohne zu wissen, was eigentlich vorgegangen war. Die Kurfürstin war sogleich aufmerksam auf ihren Gemahl und eilte ihm entgegen; halb erschreckt, halb lächelnd erzählte sie den Hergang.

„Friedrich der Fünfte, selbst jung, heiter und, ohne eifersüchtig zu sein, sehr verliebt in seine junge, reizende Gemahlin, lachte und sprach: „Ja, der Herzog ist ein Tollkopf! Aber so etwas behagt euch Frauen; am Ende sticht er mich ganz bei dir aus!“

Eine schmeichelnde Umarmung war die Antwort der Kurfürstin. Alle freuten sich der anmuthigen Weise, in der das fürstliche Paar unbefangen vor der ganzen Versammlung der Gäste miteinander verkehrte.

„Und ich darf ihm nicht böse sein“, fügte der Kurfürst hinzu, „denn heute bin ich ihm wahrlich Dank genug schuldig geworden! — Allein vergessen wir darüber andere, wenn auch kleinere Pflichten nicht“, nahm er ernsthafter das Wort, wandte sich zu dem Kanzler um und sagte französisch: „Ich stelle dir hier den ehrenwerthen Herrn Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz aus Prag vor, der uns mit einem Besuche erfreut.“

Budowa verbeugte sich und sagte sogleich ebenfalls französisch, das ihm so geläufig war wie seine Muttersprache: „Es ist mein höchstes Glück, Ew. kurfürstlichen Gnaden meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen.“

Elisabeth antwortete mit Freundlichkeit und doch mit echt fürstlicher Würde: „Ist es eine Geschäftsreise oder eine Vergnügungsreise, die Euch nach Heidelberg führt, Herr Kanzler?“

„Eine Geschäftsreise, die mir Ew. Durchlaucht gegenüber zu einer freudigen wird“, entgegnete dieser; „soweit ein Böhme“, setzte er, da die Kurfürstin mit halbem Neigen des Kopfes für die höfliche Wendung dankte, hinzu, „soweit ein Böhme bei der jetzigen Lage seines Vaterlandes von Freude sprechen darf!“

Elisabeth wollte ein theilnehmendes Wort sagen, doch ihr Gemahl fiel ein: „Der Herr Kanzler wollte sich in verschiedenen Angelegenheiten unsern Rath erbitten, doch läßt sich das so in der Eile nicht besprechen, wir werden nach der Tafel von den Geschäften reden. Jetzt wollen wir uns stärken nach der Jagd und heiter sein.“

„Das denke ich auch“, ließ sich eine Stimme hinter dem Kurfürsten hören. Es war der eben wieder zurückkehrende Herzog Christian. Er hatte den Handschuh der Kurfürstin an den Hut gesteckt.

„Ei, sieh Ew. Liebden! Und nicht den Hals gebrochen bei dem verwegnen Sprung?“ rief ihm der Kurfürst entgegen.

Der Herzog lachte. „Wenn das heidelberger Schloß nicht höhere Mauern hätte, wollte ich's bald mit Sturm nehmen!“

„Et mon gant?“ fragte die Kurfürstin.

„Das ist eine eroberte Fahne“, antwortete der Herzog, „die lasse ich mir nur mit dem Leben abnehmen!“ Dabei nahm er den Handschuh vom Hut und steckte ihn unter das Kleid auf die Brust.

„Ew. Liebden! Ich sollte eifersüchtig werden!“ scherzte der Kurfürst.

„Ich wollte, ich könnte Ew. kurfürstlichen Gnaden eifersüchtig machen!“ entgegnete der Herzog fast zu keck. „Allein die Wahrheit zu gestehen, ich fürchte mich den Handschuh zurückzugeben, denn ich habe hier schon den französischen Ritter Delorges so travestirt, daß Ew. Hoheit Gemahlin vielleicht Lust hätte die Begebenheit weiter zu travestiren und mir den Handschuh zuzuwerfen, wie der Ritter ihn dem Fräulein Kunigunde de Foix zuwarf.“

„Nun, der Handschuh soll kein Fehdehandschuh zwischen uns werden“, antwortete Friedrich. „Wie Ihr mit der Kurfürstin fertig werdet, sorgt selbst. — Ich denke aber sie gibt Euch zum Handschuh die Hand und läßt sich zur Tafel führen!“

Der Herzog bot der schönen Kurfürstin galant den Arm, sie nahm ihn verbindlich an und ließ sich zur Tafel geleiten. Im Gehen flüsterte der Herzog: „Nicht um mein Leben gebe ich den Handschuh zurück!“

Der Kurfürst wandte sich zum Kanzler und sagte ihm in auszeichnender Weise: „Ich bitte Euch, mein Nachbar

zu sein bei Tafel, Herr Kanzler!“ Mit diesen Worten ging er seiner Gemahlin nach und die Herren folgten ihnen ehrerbietig.

Bald waren alle Plätze eingenommen. Elisabeth saß zwischen dem Herzog und ihrem Gemahl; neben diesem der Kanzler. Ihnen gegenüber Camerarius und neben diesem Scultetus. Eine fröhliche Musik von Zinken, Flöten, Hörnern und Trompeten ertönte unvermuthet aus den Gebüschen vor dem Altan. Die Maisonne schien hell am blauen Himmel; die Lüfte waren mild; die Landschaft lag da, im Zauber der klaren Beleuchtung und des Frühlings. Der schattige, kühle Altan war von Düften umhaucht. Heiterkeit und Behagen strahlte aus Aller Zügen. Bald herrschte das fröhlichste Gespräch.

Nur der Gast aus Böhmen schaute mit trübverschleiertem Blick in den Reiz der lachenden Flur, und die Freude rings um ihn her erhöhte durch ihren Gegensatz nur die sorgenvolle Wehmuth in der Tiefe seiner Brust.

„Ist“, dachte er, „in meiner Heimat auch nur ein Einziger, der heut fröhlich zu Tische säße mit den Seinen? Hat seit Jahresfrist eine einzige Familie das Mahl sorglos, heiter genossen?“ — Und wie nahe lag die Zeit, wie viele schwere Jahre sollte sie dauern, wo im ganzen deutschen Vaterlande kein von Gott beschertes Mahl in sorgenloser Freude verzehrt wurde!

Drittes Capitel.

Am andern Morgen in der Frühe, um acht Uhr schon, waren der Hofprediger Scultetus, der Rath Camerarius (oder Schultheiß und Kammermeister, wie ihre ursprünglichen deutschen Namen waren) und der alte Rath Leander Rippell zum Kurfürsten befohlen. Wenzel von Budowa war um neun Uhr zur Audienz auf das Schloß beschieden.

Als er sich um diese Stunde dahin begab, war der Kurfürst noch mit dem geistlichen Rath und den beiden weltlichen Räthen in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen, und auch im nächsten Vorzimmer durfte sich Niemand aufhalten, damit kein Wörtchen der Berathung durch irgend einen Horcher erlauscht werden könnte. In dem Empfangzimmer, welches an dieses stieß, befand sich, als Wenzel von Budowa eintrat, nur der Graf Erbach, der ihn auf das höflichste empfing, ihn aber im Namen seines Herrn um Entschuldigung bat, daß die Audienz sich wol etwas verzögern werde, weil der Kurfürst wichtige Besprechungen mit den Räthen habe.

„Unser Herr ist in ganz eigenthümlicher Gemüthsstimmung", fuhr der Graf fort. „Ich habe ihn noch niemals so eifrig und zugleich so zerstreut gesehen!"

„In der That?" erwiderte Budowa fragend. „Mich dünkte Se. Hoheit gestern über Tafel sehr heiter!"

„Allerdings, allerdings", meinte der Graf; „indessen selbst bei Tafel waren Se. kurfürstlichen Gnaden öfters zerstreut und in tiefes Nachdenken versunken. Hätte der Herzog Christian nicht die gnädige Frau Kurfürstin so an-

gelegentlich unterhalten, so würde alles Gespräch gestockt haben."

„Ich war vielleicht die unschuldige Ursache", entgegnete der Kanzler, „daß Se. Hoheit sich der Frau Kurfürstin öfters entzogen, da Dieselben an mich vielfache gnädige Worte und Fragen richteten. Die Zustände Böhmens geben einem Fürsten, der der evangelischen Kirche so zugethan ist wie der Kurfürst, wol mancherlei Anlaß zur nähern Besprechung."

„Diese waren unstreitig auch der Hauptgegenstand Eures gestrigen Gesprächs in der geheimen Audienz, Herr Kanzler", antwortete Erbach mit einem forschenden Blick, der mehr Neugier verrieth, als sich der Frager hätte gestatten sollen.

„Allerdings", antwortete der Kanzler ruhig, „da ich in den Angelegenheiten meines bedrängten Vaterlandes den Rath Sr. Hoheit zu erbitten gekommen bin, mußten diese auch der Gegenstand seiner gnädigen Unterredung mit mir sein! — Der Herr Herzog von Braunschweig", fuhr er nach einer Pause fort, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, „ist heute schon wieder abgereist?"

„Ganz in der Frühe! Er will nach Frankfurt. Doch ist er noch zuvor zu einer großen Jagd in den Odenwald nach Erbach auf das Schloß meines Oheims geritten!"

„Er ist ein sehr leidenschaftlicher Jäger, nicht wahr?" fragte Budowa.

„Sodaß man nicht recht begreift, was er einst für ein Bischof sein wird", antwortete Erbach lächelnd.

Man hörte die Thür des kurfürstlichen Arbeitszimmers sich öffnen und zugleich die Stimmen und den Schritt einiger Kommenden.

„Der Kurfürst hat die Herren entlassen", sagte Erbach. Im gleichen Augenblick traten auch schon Scultetus und

Camerarius ein. In den Zügen Beider sah man den Ausdruck der Befriedigung. Sie begrüßten den Kanzler und Camerarius sprach: „Der Kurfürst wird Euch sofort empfangen, Herr Kanzler; er hat nur meinem Collegen noch einige kleine Aufträge zu übergeben und unterzeichnet einige Actenstücke."

Eine Frage konnte der Kanzler nicht thun; aber sein Blick fragte und Camerarius heiteres Auge gab ihm günstige Antwort. Auf Scultetus Zügen spielte gleichzeitig ein eigenthümliches Lächeln; er reichte dem Kanzler die Hand und sagte: „Wenn ich Euch begrüße, verehrter Herr Kanzler, so muß ich mit Sirach reden: «Ein Solcher kann den Fürsten dienen und bei den Herren sein. Er kann sich schicken lassen in fremde Lande, denn er hat versucht was bei den Leuten taugt oder nicht!»"

Die letzten Worte betonte er mit sonderlichem Nachdruck. Budowa glaubte den Wink zu verstehen, erwiderte jedoch nur: „Ihr denkt zu Gutes von mir, ehrwürdiger Herr. Ich will froh sein, wenn es von mir heißt wie ebendaselbst: «Und der Herr gibt Gnade dazu, daß sein Rath und seine Lehre fortgehen!»"

„Wahrlich", rief Scultetus aus, „ich erstaune, Herr Kanzler, Euch so bibelfest zu finden! Ich sollte meinen, nach Eurer Antwort, mit der mancher Candidatus theologiae vielleicht in Verlegenheit gewesen wäre, Ihr hättet scripturam sacram studirt, statt des Corporis juris! Nun darf ich auch mit Sirach gegen Euch fortfahren und freudig und mit vollem Gottvertrauen ausrufen, wie es im gleichen neunundreißigsten Capitel im elften Verse heißt." Er citirte mit Emphase: „Und er betrachtet es zuvor bei sich selbst; danach sagt er seinen Rath und Lehre heraus und beweist es mit der Heiligen Schrift. — Und Viele

wundern sich seiner Weisheit und sie wird nimmermehr untergehen!"

„Ich mache auf solchen Ruhm keinen Anspruch, ehrwürdiger Herr", entgegnete der Kanzler in einfachem Tone den pathetischen Worten des Pfarrers. „Mich Raths zu erholen, nicht Rath zu ertheilen, bin ich gekommen."

Scultetus wollte eben wieder mit einem biblischen Kernspruch anheben, als zur Freude des Raths Camerarius, der schon wie auf Kohlen stand, weil er besorgte, der unbehutsame Eifer des geistlichen Herrn möge etwas von dem geheimen Gegenstand der Unterredung verlauten lassen, sein College Leander Rippell eintrat.

Er trug ein Packet Acten, begrüßte den Kanzler mit einer ernsten Verbeugung und sagte: „Se. kurfürstlichen Gnaden erwarten jetzt den Herrn Kanzler." In seinen Zügen lag ein so besorglicher, ja schmerzlicher Ausdruck, daß man nicht bezweifeln konnte, der bei dem Kurfürsten besprochene Gegenstand erfülle ihn mit solcher Empfindung. Dieser Gegensatz zu Camerarius' zufriedener Miene und Scultetus' geschwätziger, gewissermaßen ruhmrediger Heiterkeit, erzeugte dem Kanzler große Hoffnungen für den Erfolg seiner Sendung, da er die Ansichten aller Drei darüber kannte.

„Erlauben mir jetzt Ew. Würden Euch einzuführen?" fragte Graf Erbach und trat ihm zur Seite. Sie gingen hinein. Der Graf öffnete die Thür des kurfürstlichen Gemachs, vollzog die üblichen Höflichkeitsgebräuche und trat dann mit stummer Verbeugung zurück.

„Sehr würdiger Herr Kanzler", begann der Kurfürst, indem er sich niederließ und dem Kanzler ohne Ceremoniell freundlich winkte, desgleichen zu thun: „Ich habe seit gestern Eurer Eröffnung reiflich nachgedacht. Die ganze

Nacht, um Euch die Wahrheit zu bekennen, habe ich in Unruhe zugebracht, wegen der Wichtigkeit des Antrags. Allein zu einer festen Entscheidung habe ich nicht gelangen können. So groß der Glanz und die Ehre für mein kurfürstliches Haus dabei sind, so groß ist auch die Gefahr der Verantwortung!"

„Gnädigster Herr", erwiderte der Kanzler, „noch ist ja die wirkliche Entscheidung nicht so nahe. Vielleicht gelingt es uns noch Frieden zu stiften mit unserm zeitherigen Könige, daß er unsere Bedingungen annehme. Bis jetzt sind unsere Waffen glücklich, und wenn uns der volle Schutz Ew. kurfürstlichen Gnaden an der Spitze der protestantischen Fürstenländer zu Theil würde, so dürften wir auch des vollen Sieges gewiß sein!"

„Das sprecht nicht so zuversichtlich aus, Herr Kanzler", antwortete der Kurfürst; „wenn die protestantische Union mit Gewalt der Waffen auf Eure Seite träte, würde sich die katholische Liga gleichfalls erheben und wir hätten dann einen allgemeinen Krieg in Deutschland!"

„Und doch, gestatten Ew. Hoheit mir zu erwidern, ist uns nicht unbekannt, daß das Oberhaupt der katholischen Liga seit längerer Zeit nicht mehr so eng befreundet mit dem Hause Oesterreich ist als bisher!"

„Ihr irrt, lieber Kanzler; das waren nur vorübergehende Spaltungen unterm Kaiser Mathias. Im Vertrauen gesagt, ich war eben deshalb in München und habe mit dem Herzog Maximilian von Baiern vielfältige Rücksprache genommen. Ich habe sichern Grund zu glauben, daß jetzt Baiern und Oesterreich enger verbunden sind als je zuvor, und daß, wie die Fürsten selbst, der Herr Herzog Maximilian und Se. Majestät der König Ferdinand, die innigsten Freunde von Jugend auf gewesen, jetzt auch die

beiderseitigen Staatsregierungen ganz einig sind. Man hat meinen Vetter, Herzog Max, gut bearbeitet. Da ist ein böhmischer Pater, Thyßka, ein vertrauter Agent des Beichtvaters Sr. Majestät des Königs Ferdinand, Paters Lamormain, die haben wohl gewußt was man in diesem Frühjahr säen mußte!“

„Pater Lamormain!“ rief der Kanzler aus. „Ja, er ist unser böser Genius! Und diesen Pater Thyßka kennen wir nur allzu wohl! Also auch in München waren sie thätig?“

„Durch aus der Ferne gesponnene Fäden, ja; ich weiß, daß Lamormain den Pater Thyßka besonders nach Ingolstadt geschickt hat, wo sich noch alte Lehrer des Herzogs Maximilian im Jesuitencollegium befinden, die großen Einfluß auf ihn üben.“ „Lieber Kanzler“, sagte nach einer Pause der Kurfürst, da er die Erschütterung Budowa's wahrnahm, mit herzlichem Ausdruck, indem er zugleich dessen Hand ergriff, „ich will mit Euch, in dem festen Vertrauen, daß Ihr als ein Ehrenmann und guter Glaubensgenosse jedes Wort, was ich Euch hier anvertraue, heilig bewahren werdet, ganz offen reden!“

„Bei dem heiligen Kelch, der uns beim Mahle des Herrn erquickt“, entgegnete Budowa feierlich, „ich werde das Vertrauen Ew. Hoheit auch nicht um eines Haares Breite verletzen.“

„Nun, so erfahrt denn von mir schon jetzt, was zur Zeit doch offenkundig werden muß. Ich war in München wegen der bevorstehenden Kaiserwahl. Ihr könnt Euch wol denken, daß wir evangelische Fürsten ebenso wenig ein volles Zutrauen zu König Ferdinand haben als ihr in Böhmen; daß wir uns ebenso davor scheuen ihn auf den

Kaiserthron zu berufen, als ihr ihn auf dem Throne Böhmens fürchtet. Wir evangelische Fürsten haben daher insgeheim berathen; wir gedachten die Spaltungen zwischen Oesterreich und der Liga und ihrem Oberhaupt dem Herzoge von Baiern zu nutzen und glaubten es sei Zeit, der Uebermacht des Hauses Habsburg entgegenzutreten; denn es meint schon jetzt, die Kaiserkrone Deutschlands sei sein Erbeigenthum."

„Wie die freie Wahlkrone Böhmens", warf Wenzel halb für sich dazwischen.

„Dem wollten wir steuern, nach Kräften", sprach der Kurfürst weiter; „allein der Schwierigkeiten waren viele. Ein unmächtiger Fürst könnte die Kaiserkrone nicht behaupten; ein protestantischer hätte gleich Zwietracht heraufbeschworen!"

„Leider! Leider!" seufzte Budowa.

„Und da fiel unser Gedanke auf den Herzog von Baiern. Es hatten anfänglich Einige von dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen gesprochen; doch der Vorschlag fiel sogleich wieder. Und so bin ich denn mit diesem Ansinnen in München gewesen, habe mit dem Herzog Maximilian gesprochen, aber — — ich bin gescheitert!"

„Wäre es glaublich! Hätte der Herr Herzog diese höchste Ehre, diese höchste Macht abgelehnt?"

„So ist es", fuhr Friedrich fort. „Man hatte anderwärts Wind von der Sache gehabt und in München schon Gegenminen angelegt. Ich wiederhole Euch, Pater Lamormain hat gut gewußt, wann die rechte Saatzeit sei. Der König von Frankreich war für unsern Plan. Doch es horchen auch dort allerlei jesuitische Ohren; Oesterreich und Spanien wurden auf der Stelle benachrichtigt und arbeiteten gegen uns. Lamormain hat alle Fäden in

der Hand. In München ist er ganz besonders thätig gewesen."

„Durch diesen Thyßka?" unterbrach der Kanzler in seiner Aufwallung den Kurfürsten mit lebhafter Frage.

„Nein, hier durch einen Andern, den von euch vertriebenen Grafen Martiniz. Ueberall fand ich kalte Gesichter, verschlossene Thüren. Ich merkte es wohl; goldene Schlüssel hatten jenen Herren die Pforten geöffnet, mir gesperrt. Ich verstehe sie nicht zu gebrauchen. Die Räthe des Herzogs Maximilian machten ihm bange, wir trieben calvinische Schliche, wie sie sich ausdrückten; wir wollten nur Baiern gegen Oesterreich hetzen, damit sich beide gegenseitig schwächten, und dann im Trüben fischen. Derlei Ansichten und Gerüchte breiteten sie auch im Volke aus, durch allerlei Schriften und Schmähreime.*) Eines Tages fand ich dieses Blättchen auf meinem Schreibtisch. Leset einmal das Verslein:

Ihr geht uns schmeichelnd um den Bart.
Das ist so Calvinisten Art,
Die Kaiserkrone ist der Speck,
Damit fangt ihr die Mäuse weg.
Doch geht, uns fangt ihr also nicht,
Für Baiern ist das kein Gericht,
Es paßte besser wol für Pfalz,
Das ist in eurem Brei das Salz."**)

„Das sind unverschämte, platte Reimereien, ohne Salz und ohne Sinn", sagte Budowa unwillig. „Sie können nichts entscheiden."

„Freilich nicht! Aber es sprach sich doch darin die Gesinnung aus, die ich überall vorfand! — Als ich mei-

*) Historisch.

**) Historisch.

nem guten Camerarius meine Noth meldete und ihn aufforderte selbst herüberzukommen, schrieb er mir: «Ich verstehe die Baiern, verstehe die Deutschen nicht. Ist es denn so schwer zwischen den Ständen des Reiches ihrer Beschwerden halber einen Waffenstillstand zu schließen? Kann man nicht Bürgschaft stellen, daß, bis wir uns endlich ganz vergleichen, Alles bleibe, wie es ist? Daß den katholischen Geistlichen die Furcht schwinde, man wolle ihnen Alles nehmen, den protestantischen man wolle ihnen Alles wieder nehmen? Ich rathe stets zu Verträglichkeit. Denn wenn ein Theil den andern zwingen wollte, zu seinem Willen und Ansicht, würden wir einander selbst aufreiben und den Fremden zum Raube werden!»"*)

„Das würden wir!" rief der Kanzler schmerzlich aus! „Frankreich wird die Hand nach den deutschen Ländern ausstrecken, Spanien wird es thun! Es wühlt ja schon in unsern Eingeweiden!"

„Und doch war alle meine Mühe, im Herzog Maximilian einen Mann für den Kaiserthron zu gewinnen, der solche Verträglichkeit wahrhaft fördere, umsonst. Es steht gar schlimm um Deutschland und auch um eure Sache, mein lieber Kanzler!"

„Drum, o gnädigster Herr", rief Budowa mit schmerzlichem Eifer, „nehmt Euch unserer unglücklichen Sache an! Nur so erringen wir Ruhe und Frieden für Böhmen und Deutschland, weil wir wirksame Macht dazu gewinnen!"

„Nein, mein lieber Kanzler! Ich fürchte, nein! — Betrachtet doch wie die Sachen stehen! Da Maximilian die Kaiserkrone ausschlägt, wem sollen wir sie zuwenden? Der Kurfürst von Sachsen hat nicht Macht noch Einfluß

*) Historisch.

genug; das Reich fiele sofort in Zwiespalt. Zudem, ich könnte nicht wünschen, daß so große Macht in lutherischen Händen wäre und mir würde Sachsen sie nicht gönnen. Wir müssen einen katholischen Fürsten zum Kaiser haben, denn gegen den blieben die Nichtkatholischen einig und sie würden schon ihre Bedingungen stellen. So bleibt Niemand übrig als König Ferdinand! Und ist er Kaiser, so kann ich als Reichsfürst doch nicht seine böhmische Krone tragen wollen, ohne mich wider Kaiser und Reich aufzulehnen!"

„Wird Ferdinand Kaiser, dann wehe uns!" rief Budowa schmerzvoll aus. „Dann wird der heilige Kelch, aus dem wir zum Nachtmahl das Blut Christi trinken, zertreten an unsern Altären. Er wird herabgestürzt von den Kirchen Prags, die er als Sinnbild schmückt. Dann sehe ich Böhmen in Flammen! — Die Scheiterhaufen richten sich auf, um die Anhänger unseres Huß zu verbrennen, wie ihm selber geschehen! Dann sinken unsere Städte in Asche und unsere Felder werden überschwemmt mit Blut!"

„Ihr malet ein gräßliches Bild, würdiger Herr", rief der Kurfürst erschreckend. „Allein wir Evangelischen werden Sorge tragen, daß der Kaiser uns unsere Rechte verbrieft; die ...."

„O gnädigster Herr", unterbrach ihn Budowa von seiner Bewegung hingerissen. „Was sind verbriefte Rechte? Sind wir Böhmen nicht ein Beispiel davon?"

Beide standen in tiefem Schweigen einander gegenüber. Endlich begann der Kanzler wieder. „Ihr gebt mir keinen bessern Bescheid auf meine Anfrage und Bitte, gnädigster Herr? Soll ich ohne allen Trost heimkehren? Mir war Hoffnung geweckt auf ein anderes Wort — auf Zustimmung, nicht auf Widerstreben ...."

„Ich war geneigt! Ja! Doch ich schwanke hin und her. Scultetus und Camerarius riethen mir zu. Scultetus meint sogar, es sei der offenbare Wille Gottes, ich dürfe seinen Wink nicht von mir weisen!“

„So ist es wahrlich, gnädigster Herr!“

„Mein redlicher Rippell aber ist dawider! Als er jetzt von mir ging, küßte er mir die Hand und seine Thränen benetzten sie. Ich bin wieder unschlüssig worden!“

„Er ist gewiß ein sehr redlicher Mann, aber er scheint furchtsam ....“

„Nein“, rief der Kurfürst lebhaft, „er ist ein Löwe, wenn es gilt mein Recht und mein Wohl zu vertheidigen! Darum wiegt sein Wort mir so schwer!“

„Wägen Ew. Hoheit auch die tausend Thränen der Böhmen, unsere Sorgen, unsere Angst! Soll ich ganz ohne Hoffnung gehen? Es ist ja noch der Tag der letzten Entscheidung nicht da! Wenn ich den Freunden, die mich in der Stille beauftragt, nur Hoffnung geben darf! Wenn ich ihnen nur sagen darf, für den Fall, wo das Aeußerste eintritt, werden Ew. Hoheit uns nicht ganz zurückweisen. Werde ich Ew. Hoheit Namen öffentlich nennen dürfen?“

„Wenn der König Ferdinand deutscher Kaiser wird, ich wiederhole Euch das — und ich selbst muß ihm meine Stimme geben — .... so wird er mich im offenen Aufruhr gegen das Oberhaupt des Reichs erachten, falls ich die böhmische Krone annehme.“

„O nein, gnädigster Herr! Böhmens Sache ist ja keine des Reichs! Da ist Fürst gegen Fürst! Wir üben das Recht der Wahl!“

„Ihr habt es schon geübt.“

„Der König Ferdinand hat die Capitulation gebrochen.

Die Wahl ist nichtig, sobald wir es aussprechen. Das ist strenges, böhmisches Landrecht! Sagt wenigstens nicht Nein, gnädigster Herr, damit wir nicht gezwungen sind einem Andern die Stimme zu geben, der uns nur in Unheil stürzen kann. Ihr seid der Einzige, dem wir die Krone mit Vertrauen darbieten dürfen!"

Friedrich ging in äußerster Wallung auf und ab. Die gespannte Stille hielt wol einige Minuten an.

„Nun denn", sagte er endlich, „ich sage nicht Nein!"

„Gott der Allmächtige sei gesegnet!" rief Budowa und wollte das Knie vor ihm beugen.

Der Kurfürst hielt ihn davon ab. „Hört mich wohl an, Herr Kanzler", sprach er fest, „ich sage nicht Ja, ich sage nur nicht Nein! Denn es ist ein Schritt für mich, wie über den Rubicon! Ich muß ihn wohl mit mir, mit den Meinigen und mit andern Fürsten und Herren berathen. Das letzte aber nicht eher als bis Böhmen einen Beschluß gefaßt hat. So lange, versteht mich wohl, bleibt Alles das tiefste Geheimniß."

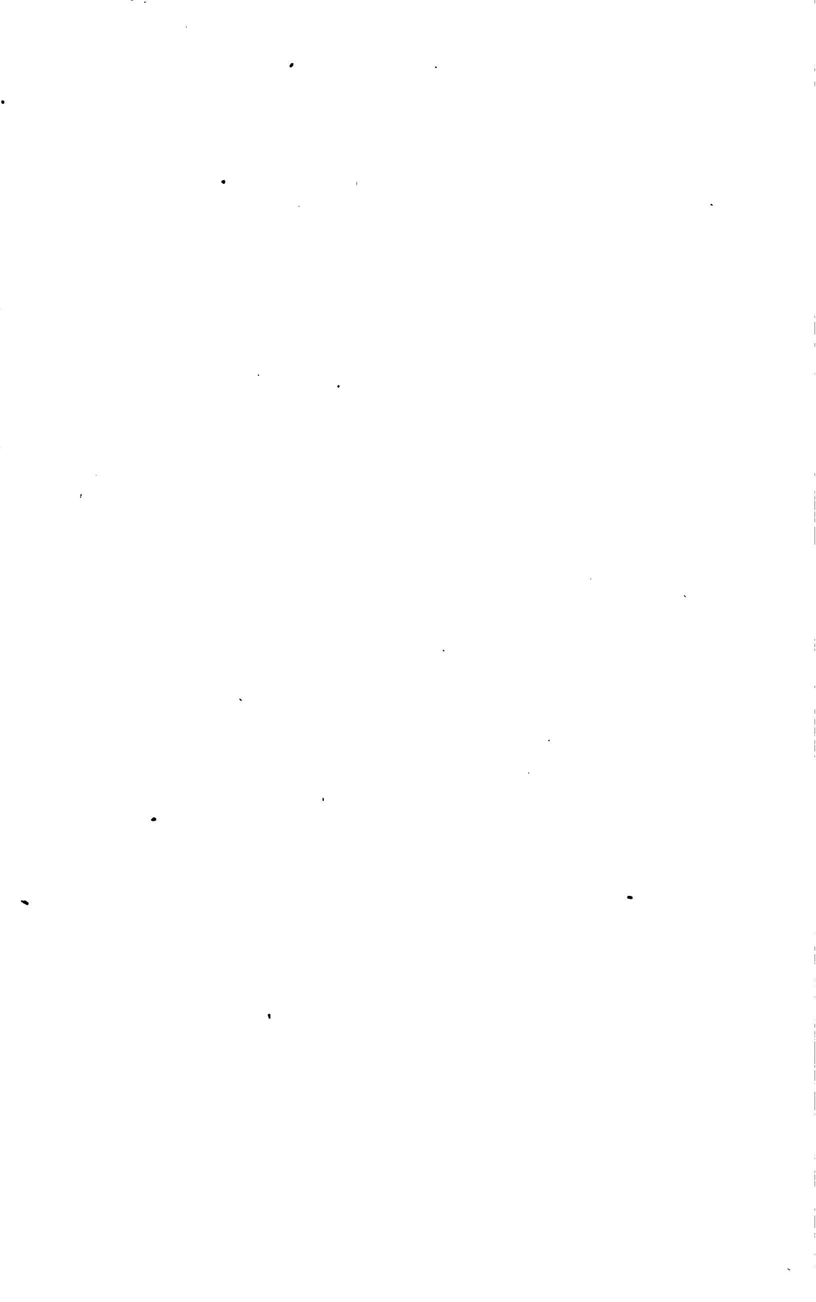
Es standen Thränen in Budowa's Augen, sie netzten seine grauen Wimper und tropften herab.

„So geht mit Gott, Herr Kanzler!" sprach der Kurfürst bewegt und reichte ihm die Hand.

Er ergriff sie, drückte einen heißen Kuß darauf und verließ das Gemach.

Es war ein Augenblick, wo das Zünglein der Wage die ersten Schwankungen zwischen schweren Weltverhängnissen begann!

Elftes Buch.



Viertes Capitel.

„Du bist so ernsthaft, mein Väterchen! Ja, du bist ganz unfreundlich zu mir, habe ich dir denn etwas zu Leide gethan?“ fragte Agathe ihren Vater, dem sie soeben den Vormittagsimbiß auf ein Tischchen neben seinem großen Schreibtisch gesetzt hatte, und hatte für ihre Anklage den einschmeichelndsten Ton der Stimme und die freundlichsten Mienen und Liebkosungen.

„Du mir?“ antwortete der Rath und sah sie mit liebevollem Auge an. „Du bist ja noch der einzige, liebe, warme Sonnenstrahl, der mir die düstern Wolken weglächelt!“

„O wenn ich's nur immer könnte“, rief das Mädchen mit dem Nachtigallenton ihrer Stimme. „Was bedrückt dich denn aber?“

„Geschäftssorgen! Nichts für dich, Agathe!“ antwortete er abweisend.

„Ist der Kurfürst heute böse worden auf dich?“ fragte sie.

„Er? Böse auf mich! Bei Gott nicht! Er ist der gnädigste Herr von der Welt. Gebe der Himmel ihm nur Gutes!“

„Allein du kamst mit so finstern Falten auf der Stirn vom Schloß herunter?“

„Es ist nichts für dich, Agathe“, wiederholte der Vater bestimmter. „Du weißt, meine Geschäfte gehen mich allein an!“

Das Mädchen unterdrückte ihren Wunsch noch ferner zu fragen. „Komm ein wenig in den Garten! Es wird dich zerstreuen, Väterchen! Du bist mir schon seit zwei Stunden so mismuthig! Heitere dich auf!“ Sie schmeichelte so anmuthig, zog den Vater so innig in ihre Arme, streichelte ihm die Wange, küßte ihm die Stirn, — er konnte nicht länger widerstehen. Sie gingen in den Garten, hinauf nach der Laube, wo eben die Weinreben, die sie umspannen, die ersten zarten Blättchen trieben. Von dort konnten sie die ganze Stadt überschauen, tief in ihre Gassen hinein; und das grüne Neckarthal mit dem rauschenden Fluß sahen sie weit hinauf und hinunter.

„Sieh, ist das nicht unser Fremder?“ rief Agathe und deutete auf einen Reiter, der, von einem Diener gefolgt, über den Markt nach der Brücke zuritt.

„Er ist es!“ antwortete der Rath. „Er verläßt uns so schnell! — Hm!“ murmelte er für sich und sank in tiefes Nachdenken, „was kann das bedeuten? Ist sein Auftrag zu Ende? Schon entschieden?“

„Der fremde Herr hat mir so wohl gefallen“, sagte Agathe, „er sah so würdig, ernst und doch so wohlwollend aus wie du, Väterchen. Nur daß er viel älter ist. Dennoch möchte ich ihm gram werden; denn seit er bei dir gewesen, bist du ganz verändert. Und eben jetzt wieder ....“

„Gut, daß du mich aufmerksam auf ihn gemacht hast“,

antwortete der Rath, „ich muß ihn noch sprechen. Das hätte ich fast vergessen, über den Geschäften!“

„Aber, er ist ja schon auf der Reise? Ehe du hinunterkommst, ist er schon jenseit des Neckar!“ wandte die Tochter ein.

„Ich reite ihm nach; ich will ihn schon einholen. Dann begleite ich ihn ein Stück Weges!“ antwortete der Rath schon im Hinabgehen begriffen.

„Kommst du denn zu Mittag wieder?“ fragte Agathe ihm nacheilend.

„Ich weiß es nicht. Es kann auch Abend werden“, entgegnete der Vater und beschleunigte seine Schritte.

„Der verwünschte Fremde“, dachte Agathe, und ihr freundliches, blühendes Gesicht verzog sich zu einem, dennoch anmuthigen, Unmuth. „Wenn ich ihm nur böser werden könnte! Den Vater hat er mir ganz fremd gemacht. Nun dachte ich ihm zu Tische eine Ueberraschung zu machen, und weiß jetzt nicht einmal ob er kommt!“

Rippell hatte während dessen den Hof erreicht, rief seinem Knechte zu, eilig den Braunen zu satteln, kleidete sich schnell zur Reise um, verzehrte im Hin= und Hergehen dabei das Frühstück, das er zuvor unberührt gelassen, warf dann einen Mantel über den Arm und saß nach fünf Minuten zu Pferde.

Agathe half selbst auf der einen Seite den Mantel auf den Sattel schnallen, während der Knecht es auf der andern that. Der Vater nickte ihr freundlich, aber flüchtig zu, gab ihr die Hand und ritt eilig davon. — —

Budowa hatte nicht denselben Weg eingeschlagen, den er gekommen war. Bei der Herreise machte er zuvor noch in Frankfurt Geschäfte ab. Heimwärts nahm er den nähern Weg über Würzburg, Bamberg und Baireuth gerade auf

Eger. Das hatte er selbst gegen Rippell geäußert, und der Rath wußte daher, auf welchem Wege er ihm folgen müsse. Verschwiegen aber hatte er demselben, daß er auf Nürnberg reiten und von dort einen Abstecher nach Amberg machen wollte, als woselbst der Herzog Christian von Anhalt, der Statthalter des Kurfürsten in der Unterpfalz, residirte. Denn diesen, der in allen Staatsangelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte und, wo es, wie hier leicht der Fall sein konnte, zu kriegerischen Entscheidungen käme, als Feldherr an der Spitze stand, mußte er nothwendig auf seiner Seite haben. Für den Augenblick blieb diese Absicht ohne Einfluß auf den Weg, welchen der Kanzler einschlug. Er mußte sich jedenfalls am jenseitigen Neckarufer thalaufwärts wenden; erst später konnte er über Hirschhorn auf einem Seitenwege durchs Gebirge, der aber einem Reiter keine Hindernisse bot, Mosbach gewinnen, was auf der Straße nach Nürnberg lag. — —

Rippell ritt also ebenfalls das Thal aufwärts. Schon beim Stift Neuburg, das kaum ein halbes Stündchen von der Stadt auf einer grünen, buschumkränzten Anhöhe am Neckar liegt, hatte er Budowa erreicht.

„Darf ich Euch ein Stückchen Weges begleiten, Herr Kanzler?“ redete der Rath ihn an, da sich derselbe, als er das Geräusch eines Pferdes hinter sich hörte, umschaute.

„Ei sieh da, Herr Rath, Gott grüße Euch! Herzlich willkommen“, rief Budowa ihm zu.

„Verzeiht mir“, begann Rippell und ging sofort gerade heraus mit Dem, was er auf dem Herzen hatte, „Ihr habt mir Heidelberg zu unvermuthet schnell verlassen. Ich möchte noch gern ein Wort über die wichtige Angelegenheit mit Euch sprechen, die Euch zu uns geführt hat.“

„Von Herzen gern", erwiderte Budowa.

Sie ritten ein Stückchen rascher vor, damit der Diener ihr Gespräch nicht höre.

Des Raths überaus offene, treuherzige Weise öffnete auch dem Kanzler das Herz. Er wußte, daß er in dieser Angelegenheit zwar in Rippell stets einen Gegner, aber doch nie einen Feind in ihm haben werde; und, war es erst zur Entscheidung gekommen, den treuesten Ausführer der Befehle seines Herrn, den zuverlässigsten Bundesgenossen für die That. Daher theilte auch der Kanzler dem biedern Manne ganz offen mit, wie sich der Kurfürst geäußert. Rippell war, obgleich die Wendung einigermaßen günstig für seine Ansicht schien, doch schwer besorgt und betrübt darüber. Denn er kannte den Sinn seines jungen Fürsten zu wohl, um nicht aus Allem wahrzunehmen, daß er die größte Neigung hatte, die Hand nach der dargebotenen Krone auszustrecken; daß nur die Stimme des Gewissens wegen des Unrechts gegen einen fürstlichen Genossen und Bruder und die der Besorgniß wegen des möglichen Fehlschlagens ihn noch zurückhielt. In seiner Offenheit gab der Rath auch zu, daß er wenig Hoffnung habe, seine Ansicht bei dem Kurfürsten auf die Dauer zu behaupten, wenn sein biederes, abmahnendes Wort, seine schwere Bekümmerniß, auch für den Augenblick die Entscheidung wieder schwankend gemacht hätten. Desto eifriger bekämpfte er des Kanzlers Absichten und Ansichten selber. Er stellte ihm immer wieder und mit steigender Wärme das Unrecht der Böhmen vor, den alleräußersten Schritt gegen ihren König zu thun! Budowa suchte ihm ebenso eifrig und von der Wahrheit seiner Ansicht durchdrungen, zu beweisen, daß dieser äußerste Schritt gar nicht mehr vermieden werden könne, ohne das größte Unheil für Böh-

men herbeizuführen; daß in ihm die einzige Rettung des Landes liege.

Beide führten ihre Sache mit dem höchsten Eifer. Zu diesem erhitzenden Streit gesellte sich die steigende Hitze des Tages. Es war hoch am Vormittag gewesen, als der Kanzler Heidelberg verlassen hatte; jetzt waren sie zwei Stunden unterweges, und die heiße Maisonne durchglühte das Neckarthal mit brennenden Strahlen. Sie hatten Neckarsteinach erreicht.

„Wir könnten hier vielleicht ein wenig rasten und einen Trunk nehmen", sagte Budowa. „Das Haus dort am Wege scheint ein Gasthaus zu sein."

„Ganz richtig", erwiderte Rippell. „Zum goldenen Hirsch heißt es und der Wirth führt einen leidlichen Wein."

„So seid mein Gast auf einen Becher", lud Budowa den Rath ein.

„Gern!"

„In dem Schatten der Nußbäume dort haben wir einen kühlen Ruhesitz", sagte der Kanzler und deutete auf eine Gruppe alter, herrlicher Bäume, die zwar noch junge, lichte Frühlingsblätter hatten, deren Krone aber doch belaubt genug war, um dichten Schatten zu bieten.

Während dieser Worte waren sie vor die Thür des Hauses gelangt, saßen ab und gaben die Pferde dem Diener, welchem der Hausknecht, der in der Pforte stand, Hülfe leistete. Budowa gebot diesem, eine Flasche vom besten Wein im Keller beim Wirth zu bestellen, und setzte sich mit dem Rath auf die hölzerne Bank unter die Nußbäume, vor der auch ein Tisch stand.

Es war ein überaus liebliches Plätzchen; und der Frühling entfaltete sein volles, reizendes Leben. Die jungen, fast goldhellen Blätter der alten Bäume über dem Haupte

der Ausruhenden mischten sich mit dem hindurch lächelnden Blau des Frühlingshimmels. Ein leises Lüftchen kühlte die Mittagswärme; der Neckar rauschte munter zwischen den grünen Ufern und über die Felsblöcke in seinem Bette dahin. Die Vögel ließen ringsher ihre hellen Stimmen hören. In der Krone der Nußbäume tönte der muntere Schlag der Grasmücke; aus dem Fliedergebüsche, das in voller Blüte stand, ließ ein Fink seinen klaren Ruf erschallen. Die Spatzen, welche das Dach der Scheuer umschwirrten, zwitscherten um die Wette. Schwalben streiften hin und wieder; vom Taubenschlag herab tönte ein verworrenes Girren und Schwirren, und die weißen und bunten Flügel der ein- und ausflatternden Tauben wiegten sich glänzend im Sonnenstrahle. Auf der Giebelspitze des Daches stand ein ernsthafter Storch und wetzte klappernd den rothen Schnabel. In stilleren Pausen vernahm man aus dem Walddunkel der nächsten Berge den Ruf des Kukuks.

Beide Reisende hatten, durch die duftige Kühlung ihres Ruhesitzes in die wohlthuendste Empfindung versetzt, sich einige Augenblicke stumm dem Anschauen und Genuß des harmlosen Frühlingsbildes überlassen und die Erquickung durch dasselbe so recht mit vollen Zügen eingesogen.

„Wie schön ist es doch in der Welt, in der Natur", sagte der Rath weich, „Alles so friedlich, so erquickend. Nur der Mensch säet fortdauernd Unfrieden und Unheil, daß er der Gaben Gottes nicht froh werden kann!"

„So ist es, mein redlicher Freund!" entgegnete Bubowa und drückte ihm die Hand. „Und wenn Ihr schon so fühlt in Eurem friedlichen, glücklichen Lande, denkt wie es uns in Böhmen zu Sinn ist, die wir seit so langen Jahren um unsere Ruhe, um den Frieden unserer Brust

kämpfen und jetzt mitten in den vollsten Wogen und Strudeln des Kampfes umgetrieben werden! Nicht ein Plätzchen ist in meinem Vaterlande, wo ein sorgloses Herz sich so des Frühlings erfreuen könnte wie Ihr hier! Und der Frühling ist bei uns ebenso schön; und Böhmen ist ein ebenso gesegnetes Land mit Bergen, Thälern, Flüssen, so reizend wie diese!"

„Auch bei uns hat der Friede nicht seinen ungestörten Sitz aufgeschlagen, und die Sorge setzt sich auch an unsern Herd! Ihr habt sie uns, mir wenigstens, hergeführt", erwiderte der Rath mit halb unterdrücktem Seufzer.

„Empfändet Ihr unsere Noth so recht, edler Freund, Ihr würdet nicht so zögern uns unsere bittern Sorgen erleichtern zu helfen!" entgegnete der Kanzler ernst.

„Bei Gott, Ihr thut mir Unrecht!" betheuerte der Rath, „allein in Eurem Mittel sehe ich nicht das, die Sorge zu erleichtern, sondern nur das, sie zu verdoppeln!"

„Da kommt der Sorgenbrecher", wandte der Kanzler, der nicht bitter gegen den redlichen Freund, aber unbesiegbaren Gegner werden wollte, halb im Tone des Scherzes, das Gespräch anders, indem er auf die Wirthin zeigte, die soeben mit einem blankgescheuerten Messingbretchen, auf dem eine Flasche und zwei hellgeschliffene Trinkgläser standen, aus der Thür trat. Denn da sie von zwei stattlichen, muthmaßlich vornehmen Gästen gehört, hatte sie die beiden kostbarsten Gläser aus dem Schranke geholt, die nur für festliche Ereignisse, für einen Ehrentrunk bestimmt waren.

„Nun, es soll mein herzlichster Wunsch sein, daß er Euch und mir diesen Dienst leiste; jedenfalls ist solch ein Gast immer ein willkommner", ging der Rath freundlich auf den Scherz ein.

Fünftes Capitel.

„Gott grüße Euch, Frau Elsbeth“, redete Rippell die nähertretende Wirthin an.

„Ach, gestrenger Herr Rath, jetzt erkenne ich Euch erst“; antwortete sie, und eine Röthe der freudigen Ueberraschung trat auf ihre sehr bleichen Wangen. „Ihr seid ja in Jahr und Tag nicht bei uns vorgesprochen!“

„So lange wol nicht“, antwortete Rippell, „aber der Winter liegt dazwischen; da macht man keine Ausflüge!“

„Freilich, jetzt beginnt es erst wieder ein wenig lebhaft zu werden“, antwortete sie, indem sie ein schneeweißes Linnentuch über den Tisch breitete und Flasche und Gläser darauf stellte.

„Ihr seht ja so bleich aus, und wahrhaftig ganz verweint. Es ist Euch doch nichts zugestoßen? Oder Eurer freundlichen Tochter Margarethe, die meiner Agathe so ähnlich sieht?“ fragte Rippell theilnehmend.

Doch kaum hatte er das Wort gesprochen, als die Frau in heftige Thränen ausbrach.

„Ist ihr denn ein Unglück begegnet?“ fragte der Rath bestürzt. „Sie ist doch nicht krank, oder gar todt?“

„Ach nein, nein, Gott sei gelobt! — Aber damit ihr kein Unglück begegnet, ist sie nicht mehr im Hause. Und wer weiß ....“ Wiederum überwältigten sie die strömenden Thränen. Rippell beruhigte sie mit den gütigsten Worten. Endlich faßte sie sich so weit, daß sie sprechen konnte, erzählte mit oft von Schluchzen unterbrochener Rede: „Ein Wirthshaus an der Landstraße ist freilich kein guter Aufent-

halt für ein siebzehnjähriges Mädchen! Doch war es bisher immer in Ehren bei uns zugegangen. Da sprach vor etwa vierzehn Tagen ein fremder, vornehmer Herr mit mehrern Begleitern und Dienerschaft hier ein. Sie nannten ihn Herr Herzog, und wir hörten von den Leuten, es sei der Herzog von Braunschweig."

„Herzog Christian?" rief der Rath erstaunt.

„Ja, so wurde er genannt!" erwiderte Elsbeth.

„Nun? Und was ist mit ihm? Er hat heut früh erst Heidelberg verlassen!" versetzte Rippell.

„Ja, leider Gottes ist er heut Morgen wieder hier durchgekommen!" antwortete die Frau. „Aber laßt Euch in Ordnung erzählen, gestrenger Herr Rath. Vor vierzehn Tagen also sprach er hier ein und nahm mit drei vornehmen Herren hier an diesem Tische Platz. Wo Ihr selbst sitzet, saß er. Meine Gretel brachte auf einem Bret vier Becher Wein und, wie es sich schickte, trat sie zuerst an den Herrn Herzog heran. Der sah sie groß an, griff ihr unters Kinn und benahm sich gleich so dreist, daß das Mädel blutroth wurde und davonlaufen wollte. Aber der Herr Herzog hielt sie fest, schlang den Arm um sie und küßte sie mit Gewalt. Sie wollte sich losreißen, die Becher fielen auf die Erde, der Wein war verschüttet; sie weinte, der Herzog lachte und wurde nur um so dreister, das arme Kind rief nach Hülfe. Er aber rief: «Kleiner Tollkopf, dich will ich schon bändigen», und hielt sie desto fester. Als mein Mann das sah, sprang er dazwischen und riß das Mädel aus dem Arm des Herzogs. Jetzt kam auch ich hinzu, und wir Frauen weinten Beide laut. In der Gaststube war eben ein Aufstreich gewesen zum Verkauf eines Bauerngutes bei Neckarsteinach. Die Bauern saßen noch beisammen und tranken. Als sie sahen was hier vor-

ging, kamen sie Alle herausgestürzt; es gab ein Lärmen und Toben, daß wir vor Angst fast die Besinnung verloren. Da ihrer wol etliche dreißig waren und der Herr Herzog mit seinen Begleitern und Dienern nur etwa sieben oder acht, da ließ er nach und machte einen Scherz aus der Sache. «Ist es denn hier im Lande so unerhört, daß man ein hübsches Mädchen küßt?» fragte er lachend. «Nun, so nehmt das für den Schreck und trinkt einmal drauf!» Mit den Worten warf er etliche Goldstücke auf den Tisch und befahl die Pferde wieder vorzuführen. Die Bauern mochten nun auch nicht weiter gehen und hielten sich still. Ich und die todeserschreckte Gretel gingen weinend ins Haus; der Herzog forderte andern Wein, trank noch hastig einen Becher mit seinen Freunden, saß auf und sie ritten lachend davon. Wir aber waren froh, daß er fort war!"

„Das Schlimmste kommt aber noch!" fuhr die Wirthin fort. „Einer der Diener, ein alter Mann, schnallte sich noch etwas am Sattel zurecht und blieb dadurch ein Weilchen zurück. Als die Ritter dort um den Hügel geritten waren, winkte er meinem Mann und sagte ihm leise: «Nehmt Euch in Acht, Alter! Der Herzog läßt so etwas nicht stecken! Von dem Mädel läßt er gewißlich nun so leicht nicht; wenn sie Euch lieb ist, versteckt sie wohl! Denn der unternimmt Alles!» Darauf sprengte er davon! — Wir waren in großer Bestürzung, wie Ihr denken könnt. Mein Mann ging zum Herrn Pfarrer, dem er auch das Sündengold brachte, um es in den Opferstock zu legen. Der Herr Pfarrer war denn der Meinung, es sei das Beste, wir brächten das Mädel aus dem Haus!" Hier brach die Frau wieder in Thränen aus. „Ich sollte mich von meinem einzigen Kinde trennen!" hub sie nach einiger Zeit wieder an. „Wir konnten sie auch kaum in der Wirth-

schaft entbehren! Wir dachten endlich, es wird wol so gefährlich nicht sein! — Vier oder fünf Tage vergingen, — da kehrten eines Nachmittages drei Forstleute bei uns ein, die wollten Nachtlager haben. Es kam uns seltsam vor, da sie noch recht wohl hätten weiter gehen können. Sie ließen sich aber Wein geben und tranken auch meinem Mann tüchtig zu. Nun, ein Wirth muß Bescheid thun. Allein es wurde doch fast zu viel. Sie mochten eine Stunde gesessen haben, als ein Wagen vorfuhr; es war ein Gastwirth aus Darmstadt, mit dem mein Mann öfters Geschäfte gehabt. Der ließ ihn heraus an den Wagen rufen, da er nicht absteigen möge. Und da mein Mann heraustritt, ihm den Trunk an den Wagen bringt, sagt er ihm leise: «Ich will dir etwas entdecken, aber sei still und verrathe mich nicht, es könnte mir übel ergehen. Nimm dich vor den Gesellen in Acht, die bei dir zechen! Es sind abgeschickte Leute vom Herzog Christian von Braunschweig, der jetzt in Darmstadt bei unserm Landgrafen auf Besuch ist. Sie sollen dir dein Mädel für den Herzog stehlen!» Als er ihm das gesagt hatte, fuhr er weiter."

„Unerhört!" riefen Rippell und der Kanzler gleichzeitig.

„Mein Mann war wie vom Schlage getroffen. Zum Glück war die Margarethe gerad auf Besuch in Steinach, sodaß die drei Forstleute sie noch nicht gesehen hatten. Ich schlich mich durch den Garten hinaus und lief zu ihr, daß sie um Gottes Willen nicht heimkäme. Unterdessen hatten die drei Gäste immer im Stillen nach ihr ausgespäht und endlich auch gefragt. Mein Mann sagte ihnen, sie sei nach Heilbronn zu Verwandten. Da plötzlich fiel ihnen ein, daß sie noch weiter kommen könnten, und sie zogen ab ohne Nachtquartier. Als sie uns erst aus den Augen waren, holten wir unser Kind heim. Aber nun mußte die Noth-

lüge zur Wahrheit werden und mein Mann brachte sie gleich in derselben Nacht fort zu meinem Bruder ins Gebirge, der Förster ist beim Grafen von Erbach."

„Das war sehr wohl gethan, liebe Frau", sagte Rippell.

„Ja, wenn nur nicht heut morgen der Herzog wieder hier eingesprochen wäre!" rief sie weinend, „Er war kurz und barsch und fragte geradezu nach dem Mädchen. Mein Mann sagte wiederum, sie sei in Heilbronn. Da fuhr ihn aber der Herzog an und rief wild: «Ich weiß, sie ist nicht in Heilbronn! Aber ich will sie schon finden! Und wenn Euch einmal ein halb Dutzend von meinen Knechten ins Verhör nimmt, da sollt Ihr schon lernen, wie man den Leuten den Mund öffnet, die ihre verborgenen Schätze nicht entdecken wollen!» Mit der Drohung ritt er fort, und wie wir zu unserm größten Schrecken erfahren haben, von hier gerade zum Grafen Erbach, zur Jagd!"

„Es wird doch Gerechtigkeit und Schutz für Eure Unterthanen im Lande zu finden sein!" wandte Budowa sich zu dem Rath.

„Das gewiß!" entgegnete Rippell. „Allein wie wollt Ihr Euch gegen einen räuberischen Ueberfall schützen? Wenn ein Fürst so unfürstlich denkt und handelt, da ist es schwer der Macht durch Recht zu trotzen. — Das Beste wäre", wandte er sich zu der verzagenden Frau, „Ihr brächtet Eure Tochter gerad nach Heidelberg! Ich will sie in mein Haus aufnehmen!"

„O gestrenger Herr Rath, wie soll ich Euch danken?" rief die Wirthin und wollte ihm die Hand küssen.

„Würde aber das den Vater vor Mishandlung und Verfolgung schützen?" bemerkte der Kanzler fragend. „Wir haben in Böhmen in den letzten Jahren leider oft solche

Schreckenszustände gehabt, wo Dergleichen an der Tagesordnung war. Noch jüngst hauseten die kaiserlichen Söldner so bei uns. Sie schonten selbst Die nicht, deren Sache sie vertheidigen sollten, denn das rohe angeworbene Volk kämpft nur und setzt sein Leben täglich aufs Spiel, um es, solange es geht, in aller Völlerei zu genießen. Ja, die wissen verborgene Schätze zu finden! Selbst katholische Geistliche, die wir, um keinen wegen seiner Religion zu kränken, überall in ihren Aemtern gelassen haben, überfielen diese Räuber und dann marterten sie die Unglücklichen so lange, bis sie angaben, wo sie irgend etwas von ihrer Habe versteckt hatten. Oftmals hatten sie nichts; dann halfen keine Schwüre und Betheuerungen, die Martern wurden fortgesetzt, bis die Unglücklichen den Geist aufgaben. Vor solcher Gräßlichkeit müßtet Ihr den Mann schützen."

Frau Elsbeth stand leichenblaß mit schlotternden Knien, als sie das hörte. „Herr Jesus Christ, erbarme dich unser!" rief sie angstvoll mit gen Himmel gehobenen Händen. „Ach, Herr Rath, beschützt uns, rettet uns! Und meine arme Margarethe, — wenn sie aufgefunden wird!" Die Sprache versagte der unglücklichen Frau.

„Beruhigt Euch, liebe Frau Elsbeth", sagte der Rath tröstend. „Ich werde sogleich dem Kurfürsten den Vorfall erzählen. Es soll Euch, solange der Herzog hier in der Gegend verweilt, eine Schutzwacht ins Haus gegeben werden. Das wird Se. kurfürstlichen Gnaden gewiß genehmigen! Und Eure Tochter kann so lange in Heidelberg bei der meinigen wohnen. Es wird bei der Drohung und dem Schreck bleiben; verlaßt Euch darauf!"

Diese Zusage beruhigte die unglückliche Frau. Sie küßte einmal über das andere die Hand des Raths und ging dann hinein, um ihrem Manne die Kunde mitzu-

theilen, der sogleich voller Dank hinauskam und sich bereit erklärte, noch denselben Nachmittag seine Tochter heimzuholen.

Für Rippell und Budowa war die wehmuthvolle, aber sanft wohlthuende Stimmung, in der sie den traulichen Platz eingenommen, nun vorüber. Das duftende Gold des edeln Johannisbergers durchströmte sie nicht mit der belebenden Zauberkraft, die sonst diesem köstlichen Trank innewohnt. Rippell hatte die Hoffnung aufgegeben, Budowa zu einer andern Ansicht in Betreff seines Auftrages bei dem Kurfürsten zu bringen; ebenso umgekehrt dieser. Sie saßen als Freunde, aber als trauernde, einander gegenüber, die sich über das Wichtigste für sie im Leben ganz entgegengesetzter Meinung sahen. — Das widerwärtige Ereigniß, von dem sie an dieser Stelle Kunde erhalten hatten, wirkte mit zu dieser Stimmung. Es dünkte sie ein böses Omen zu sein; ein Vorbote des schreckenvollen Geschicks, das, wie hier den Einzelnen, so bald ganze Völker treffen werde.

Fast lautlos leerten sie die Gläser. Rippell, der anfangs den Kanzler noch weiter zu begleiten gedachte, gab mit seiner Hoffnung, ihn andern Sinnes zu machen, diesen Vorsatz auf. Nach einer halben Stunde der Rast schieden sie in herzlicher, aber beklemmender Umarmung mit dem düstern Vorgefühl, daß ihre fernern Lebenswege sie nicht wieder auf so friede- und freudeathmender Stätte zusammenführen würden.

Hätten sie gewußt, in welch grauenvollem Dunkel sich ihre Pfade dereinst noch kreuzen sollten!

Sechstes Capitel.

Walter, so hieß der Gastwirth Zum goldenen Hirsch, hatte sein Geschirr zugerichtet, um, da er dieselbe Straße nehmen mußte, mit dem Kanzler zugleich den Weg anzutreten. Dieser gedachte Mosbach, wenn auch erst spät Abends, noch zu erreichen. Walter mußte bei Hirschhorn zur Linken in das tiefere Gebirge hinein, wollte aber dort den Kanzler auf einen nähern Weg bringen, der zu Pferd gut zurückzulegen war. — So traten sie denn die Reise gemeinsam an, begleitet von Danksagungen und guten Wünschen der immer noch in unüberwindlicher Angst und Sorge zurückbleibenden Elsbeth. Es war drei Uhr vorüber, als sie aufbrachen, Walter zu Wagen, der Kanzler zu Pferd. Als sie unter der kleinen Veste Dillsberg vorüberkamen, die am jenseitigen Ufer des Neckar hoch auf bewaldetem grünen Berge lag und eine Weiterung des Thals gen Osten zu ihnen den freien Horizont zeigte, gewahrten sie, daß schweres Gewölk heraufzog.

„Seht dort das Gewitter!“ sagte der Wirth und deutete mit der Hand dahin. „Die Berge hatten es uns solange gedeckt; es ist schon weit herauf! Wenn wir nur Hirschhorn zuvor erreichen.“

„Es ist freilich schwül genug zum Gewitter“, erwiderte Budowa. „Nun, ein Reisender muß sich einen Regenguß gefallen lassen.“

„Wenn's nur nicht allzu arg wird. Aber die Frühlingsgewitter sind hier zu Lande heftig; heuer haben wir noch keins gehabt, allein im vorigen Jahre, — da donnert es schon!“

„Wahrlich!“ sagte Budowa und prüfte das schwere Gewölk mit den Augen.

Ein dumpfes Rollen ließ sich hinter den Bergen ostwärts vernehmen.

„Was ich sagen wollte“, begann der Wirth wiederum, „ja, im verwichenen Jahre hatten wir ein Wetter mit Schloßen, das zertrümmerte alle Weinstöcke am ganzen Neckar hinauf. Zum Glück ist es nicht ganz bis zu uns nach Neckarsteinach gekommen. Hätte es meine Weinberge so getroffen, wie die hier drei, vier Stunden aufwärts, ich wäre ein zu Grunde gerichteter Mann gewesen. Ja, diese Schloßenwetter .... huy! da blitzt es ja schon!“ unterbrach er seine Erzählung.

Der Blitz war so hell, daß er mitten im Sonnenlicht die Reisenden mit seinem schwefelartigen Licht blendete; die Blitzmutter fuhr zackig durch die sich vor ihnen aufthürmenden Wolken und der Schein überflammte den ganzen östlichen Himmel. Dennoch war das Gewitter noch ziemlich entfernt, denn es dauerte mehrere Secunden, bevor der Donner nachrollte; stärker wie zuvor, doch noch immer durch die Ferne gedämpft.

„Noch ein Viertelstündchen, so sehen wir Schloß Hirschhorn vor uns liegen und der Weg wird dann auch etwas besser“, sagte der Wirth im Ton der Ermuthigung.

Budowa, dem ein Regenguß nicht als ein so großes Unglück erschien, lächelte innerlich.

„Eure Wege sind hier freilich nicht die besten“, bemerkte er bald darauf, indem eben sein Pferd mit dem rechten Vorderfuß in ein ziemlich tiefes Loch hinunterglitt, sodaß es fast gefallen wäre.

„Am jenseitigen Ufer ist die Straße besser“, antwortete der Wirth, „aber sie wendet sich bald rechts ab nach Heilbronn.“

Sie setzten ihren Weg, den Schritt der Pferde beschleunigend, eine Zeit lang schweigend fort; das Gewitter deckte jetzt die Sonne. Es wurde dunkel.

„Ein Viertelstündchen, meint Ihr", nahm Budowa die Rede wieder auf, „wird es dauern, bis wir Hirschhorn sehen; ich denke das Gewitter ist früher bei uns. Es wird uns nun einmal nichts helfen; wir werden den Regenmantel aufrollen müssen."

„Freilich, freilich, und wenn wir Hirschhorn sehen, so dauert's doch noch ein halbes Stündchen, bis wir im Städtchen sind", antwortete Walter.

Ein neuer Blitz schlug die zuckenden Schwingen über den ganzen Himmel, daß Gewölk und Landschaft im schwefelblauen Schimmer leuchteten.

Des Kanzlers Pferd stieg bäumend in die Höhe; Walter's Gaul prellte gleichfalls seitwärts. Beide waren plötzlich wie geblendet.

„Gottes Schlag!" rief Walter, indem er die Zügel ruckte und sich nach Wenzel umsah, „das war ein Blitz!" Zugleich ertheilte er seinem Gaul einige strafende Hiebe. „Das war ja", fuhr er tief Athem holend fort, „als ob die ganze Hölle auseinander berste! — Und diese Wolken, Herr — sie sehen gerad aus wie die vorm Jahr! Die breiten Schwefelstreifen quer durch und die fahlgelben Ränder rings herum! Das wird ein Schloßenwetter! Auf Hagel verstehe ich mich! Wenn in der Wolke nicht Hagel steckt, will ich nicht lebendig hier sitzen! — Gott schütze unsere armen Weinstöcke!"

„Das Wetter scheint wirklich sehr schwer zu werden und rückt schnell herauf", stimmte Budowa bei, indem er die Riemen seines vorn über den Sattel geschnallten Mantels

zu lösen anfing. Sein Diener sprengte heran und wollte ihm behülflich sein.

„Laß es gut sein, Thaddäus“, sagte er zu diesem; „ich bin gleich damit fertig. Sorge nur für dich selbst.“

„Bös Wetter, das wird“, antwortete der Diener in gebrochenem Deutsch und setzte dann eine böhmische Phrase hinzu, die den Wunsch ausdrückte, daß man bald ein Obdach finden möge.

Es wurde immer finsterer. Das Gewölk schien von allen Seiten aus den Bergen herauf zu wachsen, so zog es sich ringsher zusammen. Eine Staubwolke wirbelte sich etliche Hundert Schritte vor den Reisenden auf.

„Nun kommt auch Gevatter Blasius schon“, versuchte Walter zu scherzen, um sich sein eigenes Bedenken zu vertreiben; „jetzt dauert's keine fünf Minuten mehr und es hat uns beim Kragen! Seht nur, Herr, dort oben hinauf an den Bergrändern!“

Oben zog der Sturm; er hatte die Waldkronen gepackt, schüttelte sie und beugte sie wie ein Aehrenfeld.

„Wo führt dieser Weg hin?“ fragte Budowa, da sich ein schmaler Fahrweg waldwärts abzweigte.

„Hier liegen Kohlenmeiler im Walde“, antwortete der Wirth. Plötzlich hielt er den Wagen an, stand auf, wandte sich zu dem Kanzler um und sagte: „Herr! Mir fällt etwas bei! Bei den Meilern steht eine Hütte, nicht fünfhundert Schritt von hier. Da könnten wir unterducken, bis das heftigste Wetter vorüber ist! Es ist auch Platz für die Pferde!“

„Gut“, antwortete der Kanzler; „so wollen wir hin. Können wir dem Anfall des Gewitters entgehen, desto besser. Heftig genug wird es werden!“

Walter hatte schon den Wagen umgelenkt und trieb das

Pferd mit lebhaften Schlägen an. Der Sturm war da! Er wirbelte Staub, Sand und Kies auf, daß man die Augen kaum offen halten konnte. Wie ein brausendes Bergwasser sauste er in den Gebüschen, peitschte sie und beugte sie bis auf den Boden. Die alten Stämme krachten, die Aeste knarrten und knickten. Einzelne schwere Tropfen fielen schon. Walter peitschte sein Pferd in Trab, dann in Galopp; der Kanzler und sein Diener sprengten nach. In wenigen Minuten hatte sie einen etwas gelichteteren Platz, aber vom dichtesten Walde umgeben, innerhalb einer finstern Bergschlucht erreicht, wo drei rauchende Meiler standen, daneben eine alte, halb verfallene, aber ziemlich geräumige Hütte und seitwärts eine Art Schuppen, vielmehr ein flüchtiges Ueberdach, indem man zwei aus groben Scheiten regelmäßig aufgerichtete Holzstöße, die etwa sechs Schritte auseinander standen, durch junge flach nebeneinander gelegte Baumstämme verbunden und mit Moos bedeckt hatte. Hier konnte mit dem Wagen untergefahren werden, und auch die Pferde der Reiter hatten Platz. Thaddäus nahm das des Kanzlers, um es nebst dem seinigen dort unterzubringen, während dieser in die Hütte trat, deren Thür nur durch einen hölzernen vorgesteckten Knebel verschlossen war. Zu jeder Seite der schmalen langen Eingangsflur lagen Wohnräume, jetzt freilich nur zur vorübergehenden Zuflucht benutzbar. Die Thüren fehlten, nur die Oeffnungen dafür waren noch vorhanden. Budowa trat in den Raum zur Rechten. Es war ein von Ruß und Rauch geschwärztes Viereck. Die Wände von grobem Lehm, zwar mit Kalk beworfen, der jedoch meist abgefallen war. Der Boden war weder gedielt noch gepflastert; doch das letztere schien er gewesen zu sein, da in der einen Ecke, wo muthmaßlich ein Herd oder Ofen gestanden haben mußte, noch eine mit Zie-

geln gepflasterte Stelle befindlich war. Die sich mehr und mehr verfinsternde Luft, sodaß der Tag fast in Nacht verwandelt wurde, der Sturm, der in den Kronen der alten Bäume brauste und durch jedes Fenster pfiff, von deren kleinen runden Scheiben die meisten aus dem Blei, das sie einfaßte, gefallen waren, machte den unrüstigen Aufenthalt zu einem schauerlichen. Doch im Gegensatz zu dem Unwetter, das draußen loszubrechen im Begriff war, hatte dieser Fleck, wo man sich davor geborgen fand, doch noch etwas Einladendes und Behagliches. Mit dieser Empfindung trat Budowa ein und sagte: „Je nun, gegen Regen und Schloßen ein ganz guter Aufenthalt!“ — Und er war zu rechter Zeit erreicht! Denn kaum trat Budowa über die Schwelle, als abermals ein Blitz, stärker als alle früheren und mit gleichzeitig krachendem Donnerschlag das düstere Wald- und Wolkendunkel mit feuriger Lohe erfüllte. Einen Augenblick waren alle Gegenstände in schärfster Klarheit zu erblicken, dann begrub sie wieder desto tiefere Nacht. Der Donner rollte furchtbar nach durch das nächtliche Grauen, und zugleich prasselte, als sei der Himmel durch den einen Schlag zerrissen, ein zischender Regenstrom, mit schwerem Hagel gemischt, herab.

Budowa starrte noch mit schaudernbem Erstaunen in das tosende Wetter hinaus, als die Hausthür aufschlug und der Wirth und Thaddäus, in die Mäntel gewickelt, hastig hineinsprangen. Die Hagelstücke schlugen rasselnd und klappernd auf die Dachsparren und gegen die Mauern und klirrend in die Scheiben.

„Ist das ein Wetter!“ rief Walter und schüttelte sich. „Gut, Herr, daß wir hier einbogen! Die Regenflut hätte Roß und Wagen fortgerissen!“

„Nicht mein Lebtag hab' ich gesehen solch ein Gewitter,

so wahr ich Thaddäus Zidnowski bin getauft“, stotterte der redliche Böhme, Budowa's Diener, deutsch und drückte sich das Wasser aus dem Haar.

„Von den paar Fensterscheiben, die hier noch in Blei hängen, scheint der Himmel keine einzige übrig lassen zu wollen“, sagte Budowa, indem eine wallnußgroße Schloße mit den Splittern einer getroffenen Scheibe in das Gemach schlug.

„Steh' uns unser Herrgott bei“, rief Walter mit emporgehobenen Händen aus, als er das Eisstück sah; „das sind Schloßen wie die vorjährigen! Die schlagen Stützen und Stecken zu Splittern in den Bergen! Da hält ja kein Dachziegel, keine Schindel, wie sollte eine schwache Weinrebe halten! Um unsern sauren Schweiß ist's wieder gethan!“

„Grausam Schloßenwetter das!“ brachte Thaddäus mühsam heraus und rüttelte sich, als treffe ihn der Hagel und er müsse ihn abschütteln.

„Das saust ordentlich durch die Lüfte wie ein Steinregen!“ versetzte Walter und starrte hinaus; „seht nur, wie es Blätter und Zweige niederschlägt. In einer Viertelstunde ist der dichte Wald hier so kahl wie im December!“

Das Wetter raste fort. Thaddäus hatte sich, in den Mantel gewickelt, in eine Ecke auf den Boden gesetzt. „Gut trocken hier“, sagte er und nickte dem Wirth zu. Dieser streckte sich zu ihm nieder, verwandte aber die Augen nicht vom Fenster. In abgerissenen Sätzen murmelte er vor sich hin: „Ich bin nur froh, daß die Pferde untergebracht sind. So ein Wetter erschlägt ja Menschen und Vieh! — Wenn der Regen so anhält, können wir hier über Nacht bleiben, denn die Wasser, die hier aus den Bergen zusammenstürzen, zerreißen Weg und Steg und

schwemmen Brücken und Häuser weg! — Soll mich wundern, ob das baufällige Mauerloch hier uns nicht über dem Kopf zusammenstürzt!"

Budowa war an ein Fenster getreten und blickte stumm in das Toben des Unwetters hinaus. Der Tag war zur Nacht geworden. Kaum die Umrisse der Bäume ließen sich unterscheiden gegen das finstre Gewölk und die von Regenströmen und Hagel verdichtete Luft. Auf dem Boden zunächst häufte sich der Hagel handhoch an; weiter abwärts stürzten brausende Wildbäche dahin, welche die Schlucht in wenigen Minuten in einen schäumenden Bergstrom verwandelt hatten. Was von festem Boden zu sehen war, bedeckte sich mit gekörntem Eise, Blättern und jungen Zweigen. Der Donner, durch den Widerhall in den Bergen vervielfältigt, rollte unaufhörlich; nur einzelnes gewaltiges Krachen schwerer Schläge unterbrach seine Eintönigkeit, wie Minenexplosionen ein rollendes Geschützfeuer. Sobald ein aufflammender Blitz den ganzen Aether in Feuer verwandelte, übersah man weithin die furchtbare Gestalt des Wetters. Der Luftkreis erschien dicht vergittert von Regen und Hagel, der Erdboden von schäumenden Fluten bedeckt, der Wald wogte in Sturmwellen, die zerschmetterten Zweige und herabgeschlagenen Blätter wirbelten in verworrenen Kreisen in der Luft um, die Stämme ächzten und krachten.

Unverwandt und finster starrte Budowa in das wilde Wettergrausen hinaus. „Es sind unheilvolle Zeichen, die mich auf diesem Boden treffen", dachte er, und ein Seufzer hob seine Brust. „Nun, nun", wandten sich seine Gedanken mit frommem Vertrauen, „verzage nicht! Der Gott, der diesen Sturm sendet, wird ihn auch vorüber führen! Vielleicht eine kurze Stunde und seine milde Sonne lacht wieder am friedlichen Abendhimmel. Auch mein Va-

terland wird noch eine milde Sonne sehen nach seinen Sturmtagen! Auch dort werden sich die beunruhigten, zitternden Herzen noch eines friedlichen Abendhimmels erfreuen!“

Siebentes Capitel.

„Es ist wahrhaftig, als ob die Sündflut hereinbräche“, sprach eine rauhe Stimme dicht neben dem in seine Betrachtungen Versunkenen. Es war Walter, der wieder aufgestanden und gleichfalls zum Fenster getreten war. „Wie ich die Wetter hier und die Gegend kenne, gestrenger Herr Kanzler, so können wir uns darauf gefaßt machen, hier die Nacht zuzubringen. Unter fünf, sechs Stunden endet das nicht, und dann ist bei Tag nicht fortzukommen vor Wildwassern und in den aufgewühlten Wegen, geschweige bei Nacht!“

„So wollen wir froh sein, ein so gutes Obdach erreicht zu haben“, antwortete Budowa, seine Stimmung hinter einem Lächeln verbergend, „und uns hier einrichten so gut wir können.“

Der Hagel und der Sturz der Schloßen, stets nur vorübergehende Erscheinungen, endeten freilich bald. Allein der Regen, wenn auch die erste wolkenbruchartige Heftigkeit nachgelassen hatte, fiel doch so unabläßig und dicht, daß das tiefe Dunkel nicht aufhören wollte. So vergingen zwei Stunden, die Walter und Thaddäus damit hinbrachten, daß sie ab und zu nach den Pferden sahen, sie fütterten, mit-

tels eines alten aufgefundenen Eimers tränkten, indem sie Regenwasser auffingen, und andere kleine Fürsorglichkeiten trafen.

Budowa blieb seinen Gedanken überlassen und ging in der rußigen, dunkeln Zufluchtsstätte auf und nieder. Die schwüle Frühlingswärme des Tages war längst vorüber; der naßkalte Anhauch und selbst der Regen, der ihn doch nicht ganz verschont hatte, machten, daß er fröstelte.

Walter trat eben wieder ins Haus; er war dicht in den Mantel gehüllt, triefte von Regen und schüttelte sich in der Hausflur, daß die Tropfen umherspritzten.

Der Kanzler staunte, ihn so durchnäßt zu sehen. „Was habt Ihr denn angestellt“, rief er ihm zu. „Ihr seht aus, als ob Ihr in den Neckar gefallen wäret! — — Werden wir nicht bald weiter können?“

„Weiter können, gestrenger Herr? Daran ist nicht zu denken“, antwortete Walter. „Ich bin eben hinaus gewesen und habe untersucht! Davon bin ich so pudelnaß geworden. Ich dachte wir würden wenigstens doch bis Hirschhorn kommen können. Allein es geht nicht. Von der Schlucht hier oben stürzt ein Wildbach herunter, der den ganzen Weg durchgewühlt und überschwemmt und die Holzbrücke weggerissen hat, und hinter uns auf der andern Bergseite ist es eben so. Unter drei Stunden nach dem Regen verlaufen sich die Wildwasser nicht, und wenn es so fortregnet, müssen wir hier übernachten und wollen Gott danken, daß wir das Obdach haben.“

Während dieser Worte hatte er den nassen Mantel abgenommen und spreizte ihn in der Hausflur über ein paar Stangen, die an der Wand lehnten.

„Hier übernachten“, sagte Budowa. „Das ist mir sehr unangenehm! Ich wollte durchaus heut bis Mosbach!“

„Unmöglich, gestrenger Herr!“ versetzte Walter. „Ihr dürft froh sein, wenn Ihr nach diesem Wetter morgen so weit kommt. Die Wege werden überall zerstört sein, und kommt Ihr erst tiefer ins Gebirge, findet Ihr gewiß die Wasser so angeschwollen, daß nicht leicht hinüberzukommen ist. — Der Regen ist ja noch immer so heftig, daß er mir in den paar Minuten durch Mantel und Wams bis auf die Haut gedrungen ist! Mich friert ordentlich!“

„Mich fröstelt's auch; ließe sich nicht ein Feuer anzünden hier in dem Kamin!“

„Wenn nur der Rauch nicht zu sehr herabschlägt! Aber der Henker weiß, wie es mit dem alten halb eingestürzten Schlot hier beschaffen ist. Kohlen und Reisig bringen wir schon zusammen, denn in den Meilern steckt Glut genug und im Schuppen ist auch noch halbweg trockenes Reisholz.“

„Man muß es versuchen“, meinte Budowa; „fasten werden wir heut auch wol müssen“, setzte er achselzuckend hinzu, während Walter noch immer den Regen aus seinem Wams drückte und schüttelte; „ich habe nichts bei mir als in Thaddäus' Gepäck ein paar Flaschen guten Weins im Flaschenfutter.“

„O, was das anlangt“, antwortete Walter und sah sehr heiter aus, „so macht Euch keine Sorge. Ich habe genug zu leben auf dem Wagen; ich mußte doch meinem Schwager etwas mitbringen, der meine Tochter in Pflege hat! Zwei große Weizenbrote, Speck, Würste, auch ein paar fette Kapphähne! Wir können acht Tage damit haushalten!“

„Nun, wenn das ist“, entgegnete der Kanzler lächelnd, „so wollen wir uns in unser Schicksal finden und über den verlornen Tag trösten. Schafft herbei, was Ihr habt; es versteht sich, daß ich hier bei Euch einkehre, so gut, als ob

ich's in Eurem Gasthaus gethan hätte, und Ihr seid mein Gast dazu!"

Walter machte eine verlegen freundliche Miene und meinte er wolle sich das wol gefallen lassen; er denke aber auch als Wirth einige Ehre einzulegen.

„Nun denn, frisch ans Werk", ermunterte der Kanzler nochmals; „zuerst ein lustiges Feuer, das wird uns Allen wohlthun, und der Hunger hat sich auch schon eingestellt!"

Walter rief sich Thaddäus herbei. Beide holten Reisig heran und schafften auch mit Geschicklichkeit einige schwelende, schon halb verkohlte Holzstücke aus einem der Meiler herbei. Das Reisholz, welches im Trocknen gelegen, fing rasch Feuer, und der Schlot war doch noch so gut im Stande, daß der Rauch den richtigen Wég nahm und die Flamme alsbald helllodernd emporschlug. Es verbreitete sich rasch eine behagliche Wärme in dem Raum, die die halb Durchnäßten bald wieder trocknete. Thaddäus, der die den slawischen Stämmen ganz eigene Geschicklichkeit in hohem Maße besaß, aus Allem Vortheil zu ziehen, jede Kleinigkeit an Geräth, oder ein Hülfsmittel sonst, auf das gewandteste zu benutzen, machte sich besonders nützlich. Er hatte nicht nur etliche, wenn auch nicht sehr stattliche Töpfe und andere Geschirre, die die Kohlenbrenner zu ihren einfachen Mahlzeiten benutzt haben mochten, aufgestöbert und sie schnell gereinigt, sondern auch mittels einiger alter Eisenstäbe, die er vorgefunden, eine Art Bratspieß hergestellt, der sich auf einer Unterlage von losen Backsteinen so gut drehen ließ, daß zwei fette, schon gerupfte Kapphähne aus Walter's Vorrath sich vortrefflich daran braten ließen. Es fehlte nicht an der besten Butter, denn unter den Geschenken für den Schwager Förster war auch ein Topf frischer Maibutter. Bald verbreitete sich daher ein so ver-

lockender Geruch von dem bratenden Geflügel, daß die Reisenden nicht ohne einigen Kampf ihre Eßlust beherrschen mußten, um die treffliche Speise auch so wohlbereitet zu genießen, als es bei den geschickt benutzten Umständen und Thaddäus' Aufmerksamkeit und Gewandtheit zu hoffen war.

Und wie der Mensch einmal ist, daß bei unbehaglicher Lage im Allgemeinen, ja selbst bei ernsterer Sorge und Bekümmerniß, wie sie wenigstens in des Kanzlers Brust wohnten, unvermuthete kleine Vortheile und Behaglichkeiten, die er den Umständen abgewinnt, ihm eine ganz befriedigende Stimmung geben können: so fanden sich auch die drei Reisenden, die sonst alle drei nicht große Ursache zur Fröhlichkeit hatten, in einer solchen zusammen.

Der Abend mochte auch nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge angebrochen sein, — bei dem Unwetter in der dunkeln Schlucht war in der Hütte der letzte Tagesschimmer schon längst verschwunden, — als die Mahlzeit völlig bereit war. Walter hatte, während Thaddäus Zidnowski den Bratspieß wendete und die Kapaunen sorgsam sich bräunen ließ, auch für eine leidlich bequeme Herrichtung der Tafel gesorgt. Ein Brett auf einer festen Grundlage von dicken Holzscheiten gab den Tisch ab; ein Tuch, in welches Frau Elsbeth allerlei kleinere Gegenstände vorsichtig und reinlich eingebunden hatte, gab sogar ein höchst sauberes Tischtuch her. Zwei tüchtige Klötze von Baumstämmen und ein alter Schemel mit drei Beinen, dem Thaddäus schnell einen vierten sichern Stützpunkt durch einen eingekeilten Baumast gegeben hatte, bildeten die Sessel; der letztere den Ehrensitz für den Kanzler.

Das flackernde Feuer leuchtete heller, als die besten Wachskerzen gethan hätten, und selbst der rauschende Regen und der hohl sausende Westwind trugen das Ihrige bei,

die Behaglichkeit der Lage zu erhöhen. An Wein fehlte es nicht, auch nicht an Reisebechern; Budowa schenkte gastfrei ein und seine beiden Gäste verschmähten so wenig die Gabe des Tranks wie die der Speise.

Die Zeit verflog rasch unter mancherlei Gesprächen, besonders über die Lage des Pfälzerlandes, das sich leidlich guter Zustände der Gegenwart erfreute, aber, so gut wie alle Länder Deutschlands in jenen Zeiten des Meinungszwiespalts, auch manchen harten Kampf bestanden hatte, wo Wunden geschlagen worden waren, die kaum vernarbt sein konnten. Und wie bei üblem Wetter eine alte Wunde neu zu schmerzen anfängt, so regten sich, da die Zustände nachbarlicher Völker und Länder, besonders in Oesterreich und Böhmen, sich düster verwickelten, die schmerzlichen Erinnerungen auch da wieder lebhafter, wo die Zeit schon eine heilende, wenngleich dünne Hülle darüber gebreitet hatte.

„Wenn ich's nur spitz kriegen könnte“, sagte Walter und zog ein krauses Gesicht, welches seine Mühe, die Einsicht in den schwierigen Fall zu gewinnen, deutlich darthat, „wenn ich's nur herauszubringen wüßte, weshalb soviel darauf ankommen soll, ob unser Einer mit solchen oder solchen Worten zu unserm Herrgott betet, und ob die Kirche ein Bild hat und der Altar eine Decke oder nicht! Ich denke immer in meinem Unverstande, das könnte unserm Herrgott wol ganz einerlei sein. Wenn Einer Recht thut, sein Gebet von Herzen spricht, seinem Nächsten hilft, wie er kann, sollte er dann unserm Herrgott mehr oder weniger werth sein, je nachdem die Orgel in der Kirche gespielt wird oder nicht? Oder ob ein Bild mit einer schönen Heiligengeschichte im Gotteshause hängt oder nicht? Damit darf man aber unserm gestrengen Herrn Hofkaplan Scultetus in Heidelberg nicht ankommen!“

„Ist er so sehr streng calvinistisch!" fragte Budowa, mehr um seine Theilnahme an Walter's eifriger Rede kund zu geben, als weil er Scultetus' Gesinnung nicht gekannt hätte.

„Der?" rief Walter. „Nichts will er dulden, als die nackten vier Wände! — Sollten aber unsere Vorältern darum wol unchristlich gewesen sein und zur Hölle verdammt, weil sie unserm Herrgott das Haus stattlich ausgeschmückt haben?"

„Ich sollte nicht denken", sagte der Kanzler.

„Der Tempel Salomonis", fuhr Walter fort, nachdem er sein volles Glas geleert, „war doch auch ein stattliches Gotteshaus voller Pracht; allein unser Herr Christus hat wol die Schächer und Wechsler daraus vertrieben, aber nicht den prächtigen Vorhang wegreißen lassen!"

Budowa hörte dem von Eifer und Wein immer redseliger Werdenden nachdenklich zu.

„Zu Prag", sprach Thaddäus Zibnowski mit seinem mühseligen Deutsch dazwischen, „haben wir auch schöne Schloßkirche, sehr voll Pracht."

„Glaub's! glaub's!" nickte Walter ihm zu, indem er nach dem Glase griff, als wollte er die Wahrheit der Angabe durch einen Trunk besiegeln. „Auch andere Städte. Ich bin vor drei Jahren einmal in Köln gewesen! Das ist eine Kirche dort, der Dom! Da muß sich selbst unser speierer verstecken! Ein prachtvoller Hochaltar, Bilder und Teppiche und Blumen und Gold und Silber! Ich bin kein Päpstlicher, aber etwas mehr Schmuck und Staat im Gotteshause, als uns die calvinistischen Herren Pfarrer lassen, wäre mir doch nicht unlieb!"

„Theilt denn der Herr Kurfürst diese Grundsätze? Ist er auch so streng?"

„Grausam streng!“ antwortete Walter. „Er folgt darin aufs Haar dem Herrn Hofkaplan, und der mag nichts mehr dulden als die vier weißen Wände der Kirche. Ein Tisch ist der Altar und das Abendmahl reicht er aus hölzernem Kruge.“

„Unser Herr Christus wird den Wein auch aus bescheidenem Gefäß getrunken haben bei dem Nachtmahl mit den Jüngern“, bemerkte Budowa begütigend, da Walter allzu sehr in Eifer gerieth. — „Was ist das?“ fuhr er plötzlich auffahrend empor, „hörtet ihr nichts?“

„Nichts als Wind und Regen“, antwortete Walter.

„Ich glaubte eine menschliche Stimme zu vernehmen, wie ein banges Aechzen“, versetzte Budowa und wandte sich dem Fenster zu.

„Pfeift so im Schlot, klingt wie Geächz und Gequiek, Herr“, brachte Thaddäus mühselig heraus.

„Mag sein“, gab Budowa zu, ohne sich jedoch ganz überzeugt zu halten. Walter saß mit dem Rücken gegen das Fenster; es wurde ihm etwas unheimlich zu Muth, bei dem Gedanken, daß andere Laute und Töne als die des Windes und Regens sich hätten vernehmen lassen. Menschen konnten doch in dem Wetter nicht im Walde spazieren gehen! Er fand, daß das Feuer nicht hinlänglich brenne, und trat hinan, um die Glut zu schüren und neues Reisig darauf zu werfen.

„Schon wieder! Ich täusche mich wahrlich nicht!“ rief der Kanzler aus. „Ich habe einen wimmernden Laut gehört, während der Wind einen Augenblick schwieg. Es muß Jemand draußen vor der Hütte sein!“ Zugleich stand er auf und machte Miene hinauszugehen.

„Nicht, Herr, nicht gehen ins Finstre draußen“, rief

Thaddäus, ihn beim Arme haltend, „um Gottes Willen nicht.“

„Und warum nicht? Wenn ein Unglücklicher, Verirrter draußen wäre!“

„Bleibt, werthester Herr!“ bat Walter, „wer soll jetzt bei dem Wetter im Walde sein? Wer weiß was das für Stimmen sind!“

„Schämt Euch! Ein so rechtgläubiger Mann und so abergläubig dabei“, erwiderte Budowa und war schon vor der Thür.

„Geht Herr hinaus, auch ich“, sagte Thaddäus und eilte ihm nach.

„Nun dann bleib ich nicht allein hier“, rief Walter und folgte gleichfalls.

Draußen herrschte eine undurchdringliche Finsterniß. Der Regen fiel nicht mehr in schweren Tropfen, daher nur leise rauschend, aber wie dichter Wasserstaub. Weder auf dem Boden noch gegen den Nachthimmel waren die Umrisse der Gegenstände zu unterscheiden. Budowa war einige Schritte hinausgetreten und rief mit fester Stimme: „Ist hier Jemand in der Nähe?“ — Niemand antwortete.

„Merkst du?“ flüsterte Walter Thäddäus zu, „es muckt sich nichts! Das ist nicht geheuer!“

Doch indem sie auf Antwort lauschten, ließ sich wieder jenes ächzende Wimmern und natürlich jetzt viel vernehmlicher hören. Es war ganz in Budowa's Nähe. „Wer da?“ rief er nochmals; „seid Ihr verunglückt? Wir wollen Euch helfen!“ Dabei tappte er vorsichtig einige Schritte vorwärts, nach der Richtung, woher der Laut kam. Der Boden war abschüssig, vom Regen glatt, ungleich und mit kleinem Felsgeröll bedeckt. Ein Stein, auf den er trat,

gab nach, er glitt aus und stürzte hin; unwillkürlich stieß er im Fallen einen leichten Ruf aus.

„Herr, Herr, was ist?“ rief Thaddäus erschreckend, als er den Laut und das Fallen hörte.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!“ murmelte Walter und schauerte zusammen.

Budowa war hart niedergefallen, jedoch ohne sich Schaden zu thun. Er griff um sich, um sich emporzuraffen, da tastete er, und ein Schauder durchfuhr ihn, auf einen menschlichen Körper, der neben ihm auf dem Boden lag. Er hatte einen Arm desselben mit der Hand berührt; dabei hörte er das wimmernde Aechzen dicht an seinem Ohr. „Wer liegt hier?“ fragte er lebhaft theilnehmend, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Thaddäus, Walter, kommt hierher zu Hülfe, hier ist Jemand verunglückt!“

„Wo, Herr? Wo denn“, rief Thaddäus und schritt, seine Furcht überwindend, vorwärts.

„Man kann ja keine Hand vor Augen sehen, wo soll man Euch denn finden, gestrenger Herr!“ ließ Walter seine vor Furcht zitternde Stimme hören.

„Ei was; tappt euch nur heran“, befahl Budowa, der jetzt wieder auf den Füßen stand, „hier liegt ein Mensch, und wir müssen ihn in die Hütte bringen. Er scheint besinnungslos!“

Nicht ohne Mühe näherten sich Beide. Budowa hatte während dessen den am Boden Liegenden emporzuheben versucht. „Bei Gott, es ist ein Frauenzimmer!“ rief er aus, da seine Hand in das lange gelöste Haar gerathen war. „Geschwind helft mir sie aufrichten!“

Die drei Männer hoben die Bewußtlose, aber in ihrer Betäubung leise wimmernde Unglückliche empor und trugen

sie der Hütte zu. In dem Augenblick, als sie mit ihr eintraten und der helle Glanz des Feuers ihr Gesicht erstrahlte, rief Walter mit entsetzenvollem Ton aus: „Barmherziger Gott, meine Margarethe!“

Achtes Capitel.

Alle waren erschüttert und bestürzt, selbst Thaddäus, der in seiner lebhaften Gutmüthigkeit halb jauchzend, halb weinend immer fort rief: „Die Tochter! Die Tochter! Der Vater, der Vater! — Ist das möglich! Herr, ist das möglich!“

Das unglückliche Mädchen war halb bewußtlos; eine blutende Stelle an der Stirn zeigte, daß sie gefallen sei und sich auf einem der Felsstücke verletzt haben mußte; sie schlotterte vor Nässe und Kälte wie im Fieber.

Walter war durch dieses plötzliche schreckenvolle Wiederfinden ganz außer Fassung gebracht. Das Unerklärliche des Ereignisses weckte die schauerlichsten Muthmaßungen. Der Vater drückte das arme bleiche Mädchen, dem die nassen Locken über Nacken und Schultern herabhingen, zitternd ans Herz; er küßte sie, rief sie bei Namen, weinte laut, lachte dazwischen wieder und seufzte in wilder, halb irrer Lustigkeit: „Welch ein Glück, daß ich sie gefunden habe! — Gott, das war ein Glücksfall!“ Dann jammerte er wieder mit herzzerreißender Stimme: „Sie stirbt mir in den Armen! Herr Jesus Christus, was muß dem armen Kinde

begegnet sein, daß es bei dem Wetter hier im Walde umherirrt! Drei Meilen von ihrem Wohnhause beim Schwager!“

So wechselten seine Empfindungen in grellem Uebergange von einem Aeußersten zum andern!

Budowa, so ergriffen er von dem Vorfall war, behielt doch die seiner geistigen Ueberlegenheit entsprechende Besonnenheit. Er entriß das Mädchen fast mit Gewalt den Schmerz- und Freudenergüssen des betäubten Vaters und wandte, von Thaddäus unterstützt, die nöthigen Mittel an, die Bewußtlose ins Leben zurückzubringen. Er selbst wusch ihr mit seinem Tuch das Blut von der Stirn und überzeugte sich, daß die Wunde keine gefährliche sei, wenn auch die Erschütterung durch den Fall heftig gewesen sein mochte. Thaddäus schleppte von dem auf dem Wagen ausgebreitet gewesenen Stroh herbei, welches die Reisenden schon selbst zu ihrem Nachtlager bennutzen wollten. Die Ermattete wurde darauf gelegt und ihr etwas Wein eingeflößt; dieser und die strahlende Wärme des lodernden Feuers brachten sie nach einigen Minuten zur Besinnung zurück, sodaß sie, das Auge aufschlagend, fragte: „Wo bin ich?“ Der Anblick der fremden Männer erschreckte sie; sie hielt beide Hände krampfhaft vor sich hingestreckt und rief: „Fort, fort, erbarmt euch!“ Walter nahm ihre Hand und sagte weich zuredend: „Mädel! Gretel! Du bist ja bei deinem Vater!“

Diese Worte, der bekannte Ton der Stimme, warfen völliges Licht in die Seele des Mädchens. „Vater!“ rief sie aus, „Vater!“ und mit fest umschlingenden Armen hing sie an seiner Brust.

Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, sie schluchzte krampfhaft, doch nachdem dies einige Augenblicke gedauert hatte, war die Beklemmung ihrer Brust gerade dadurch gelindert.

Als der Vater sie ruhiger sah, fragte er bekümmert: „Sage mir, mein Kind, wie kommst du hierher, in der Nacht, in diesem Wetter, mitten im Walde?“

Alle diese Fragen schienen schreckliche Erinnerungen in der Armen zu wecken. Sie brach aufs neue in Thränen aus und vermochte kein Wort zu sprechen.

„Sie muß erst mehr zu Kräften kommen, lieber Freund“, sagte Budowa, „sich erwärmen, erquicken. Wenn sie nur die nassen Kleider wechseln könnte!“

„Herr Gott, ich unvernünftiger Mensch“, rief der Alte ärgerlich auf sich selbst und schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „daß ich daran auch nicht gleich dachte!“ Und mit einem Sprunge war er hinaus. Nicht zwei Minuten vergingen, so kehrte er mit einem großen überschnürten Korbe zurück und rief: „Hier habe ich ja den ganzen Kram, den die Mutter dir nachschicken wollte, da du so eilig geflüchtet wurdest! Ich sollte es jetzt mitnehmen“, wandte er sich, als müsse er eine Erklärung darüber geben, zu Budowa, „weil Alles zusammengepackt ist und sie gleich durchfahren sollte nach Heidelberg zum Herrn Rath!“

„Da, Gretel, da, mein Goldkind!“ rief er zur Tochter, „hier hast du Alles, was du brauchst! Kleider, Röcke, Wäsche, Schuhe! Da, kleide dich um, wir gehen hinaus, drüben ist noch eine Stube!“ Es war so natürlich von dem Vater, dies von den beiden Reisegefährten zu verlangen, daß er gar nicht erst deshalb anfragte, oder sich entschuldigte; diese leisteten dem Wort auch sogleich Folge. Thaddäus machte sich noch im Schuppen bei den Pferden zu thun und Walter ging mit Budowa in den andern wüsten Raum, welcher jenseit der Hausflur lag. Hier fanden Schmerz und Angst des Vaters wieder Worte und er erging sich in von Schluchzen und Weinen unterbrochenen Aus-

rufungen über Das, was seinem Kinde begegnet sein müsse. Budowa hatte auch seine eigenen, nicht sehr beruhigenden Vermuthungen darüber. Er hielt indessen damit zurück und sagte nur: „Hört, lieber Freund, Eure Tochter hat Euch vielleicht Manches zu vertrauen, wobei sie die Gegenwart fremder Männer scheut; geht daher, sobald sie umgekleidet ist, allein zu ihr und laßt Euch erzählen, was ihr begegnet ist. Ihr könnt uns ja nachher mittheilen, was uns zu wissen nöthig wäre!“

„Ja, gestrenger Herr, das will ich! Das ist ein braves Wort“, entgegnete Walter; „nun, den Vater wird sie wol bald einlassen können, wenn auch für fremde Männer nicht gleich Alles so im rechten Schick ist.“

Endlich antwortete sie nach mehrmals wiederholter Anfrage: „Jetzt, lieber Vater!“

Budowa blieb allein. Es war eine düstere, schauerliche Spanne Zeit, die ihm unvergeßlich bleiben mußte. Tiefes Dunkel umgab ihn; nur ein matter Schimmer des Feuers drüben leuchtete gegen einen Theil der Mauer und flammte von den trüben Fensterscheiben zurück. Der Regen und die geschwollenen Wildwasser rauschten draußen; der Wind zog durch die Kronen der Bäume. Seine Seele beschäftigte sich mit Muthmaßungen darüber, welche seltsamen Ereignisse dies seltsame Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen wol herbeigeführt haben mochten. Ihr liebliches Bild verband sich mit den traurigsten Ahnungen. Zugleich aber mischte der Umstand einen eigenen süß wehmüthigen Reiz in seine Betrachtungen, daß die Aufgefundene wirklich der holden freundlichen Agathe, der Tochter Rippell's, in dem Grade ähnlich sah, daß er, der Beide noch weniger kannte, sie nicht hätte unterscheiden können. Diese Zufälligkeit weckte, ihm selbst unbegreiflich, eine dunkle Ahnung geheimnißvoller Bezie-

hungen in seiner Seele. Es ist zuweilen als berühre unsichtbare Geisterhand eine Saite in der verborgensten Tiefe unserer Brust; es tönt ein ahnungsvoller Laut, über den uns erst die Zukunft Aufschluß gibt. Ein leiser, aber tiefer Zusammenhang seines Daseins mit dem dieses jetzt noch so fremd demselben gegenüberstehenden Wesens durchzuckte die Nerven seiner Seele. Freilich nur ein vorüberrauschender Anklang, gleich einem unsichtbaren Hauch, der ein Saitenspiel tönen läßt, und der Klang verweht schnell wie er entstanden. Allein das Ohr hat ihn einmal vernommen und die ahnungsvolle Anregung ist in die Seele gedrungen, lebt in ihr fort, selbst wider Willen. In diesem wunderbar bewegenden Gefühl unterbrach ihn das rasche Eintreten Walter's.

„Ist Eure Tochter nun ganz wieder bei Kräften?“ fragte Budowa; ein unwillkürlicher Blick nach dem Gemach drüben gab ihm die Antwort. Margarethe trat eben aus dem zurückgezogenen Theile des Raums, wo sie sich umgekleidet hatte, in den hellen Schein der Flamme. Das Bild des schönen Mädchens glich, aus dem tiefen Dunkel gesehen, einer wunderbaren Erscheinung. Die ausstrahlende Glut des Feuers goß eine belebende Röthe über ihre Züge. Das hellbraune Haar, zu durchnäßt, um geflochten oder aufgebunden zu werden, hing ihr in natürlichem Fall über den Nacken herab, nur ein wenig leicht, wellenartig gekräuselt durch die Gewohnheit des Einflechtens oder weil es von Natur in dieser Form niederwallte. Ein dunkles, anliegendes Gewand umschloß die schlanke Gestalt. Ueber die Wunde, um die Stirn, hatte sie ein weißes Tuch gebunden, das dem Angesichte einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh.

Budowa war durch den Anblick wie gefesselt. Er zö-

gerte hinüberzugehen. „Wißt Ihr jetzt, Walter“, fragte er, „wie Eure Tochter hierher gerathen ist?“

„Ja, sie hat mir Alles erzählt! Das arme Kind hat solche Angst und Qual ausgestanden, daß ich kaum begreife, wie sie noch am Leben ist. Der Herzog Christian, unser Herrgott wird es ihn noch entgelten lassen, hat all das Leid über sie gebracht; dem Himmel Dank, daß das Aergste ihm fehlgeschlagen ist!“

„Gott sei gelobt!“ rief Budowa, der schon das Aergste fürchtete. „Erzählt mir Alles, lieber Walter, bevor wir hinübergehen“, bat er.

„Der Herzog“, begann dieser, „ritt heut früh, wie ich Euch erzählt, zum Grafen Erbach. Es war eine große Falkenjagd angesagt, alle Forstleute dazu aufgeboten. Niemand aber wußte, daß der Herzog dabei sein werde, und so lud der Schwager seine Frau und meine Gretel ein, doch mit auf den Sammelplatz zu kommen, um sich das lustige Treiben und bunte Spiel anzuschauen. Da ist nun der Herzog zu ihrem größten Schreck ihrer ansichtig geworden, und sogleich sandte er seine Schufte von Leuten aus, ihr nachzuspüren. Wie nun die Frauen mit noch andern Landleuten nach Haus fahren, wird der Wagen plötzlich im Walde von dem Gesindel umringt, das mein Mädel mit Gewalt entführen wollte. Die Bauern, welche dachten, es sei auf Plünderung und auf ihre Weiber auch abgesehen, setzten sich zur Wehr und es gab ein wildes Getümmel. Während dessen gelang es meiner Gretel vom Wagen zu springen und ins Gebüsch' zu entkommen. Sie lief was die Füße sie tragen wollten, bis sie erschöpft niedersank. Während sie am Fuß einer alten Eiche ausruht, hört sie Geräusch im Walde; die Zweige knistern, es kommen Männer. Schnell berbirgt sie sich im tiefsten Dickicht, und richtig, et-

liche von den Leuten des Herzogs kommen aus dem Gebüsch und lagern sich unter die Eiche. Da hört sie jedes Wort, das sie sprachen, erfährt, daß den Bauern noch andere Landleute zu Hülfe gekommen sind, sodaß die Jäger von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Der Herzog aber ist wüthend gewesen, daß sie ihm mein Mädel nicht gebracht haben, und hat sie ausgeschickt, sie aufzusuchen und sie zu rauben, wo sie sie auch finden möchten! Hundert Pistolen hat er Dem versprochen, der sie unversehrt einbringt; aber Alle jagt er sie zum Teufel, wenn sie sie ihm nicht herbeischaffen! Das hat das arme Kind angehört und ist beinah gestorben vor Schrecken und Angst. Endlich, nachdem die Jäger aufgebrochen, hat sie sich hervorgewagt und durch den wilden Forst, durch Thal und Schluchten den Weg nach Haus gesucht. Und da überfällt sie das furchtbare Wetter, daß sie fast am Leben verzagt und nur Gottes Gnade selbst" — er faltete die Hände dabei — „konnte sie hierher zu uns führen, zu ihrem eigenen, leiblichen Vater!"

„Wol, Gottes Gnade, Freund!" antwortete Budowa ernst; doch durchzuckte ihn zugleich und tief gerührt ein Grauen des innersten Unwillens über diese empörende Gewaltthätigkeit. Sein Blick hatte während der ganzen Erzählung das Mädchen nicht verlassen. Sie stand mit gesenktem Haupt, fast bewegungslos vor dem Feuer. Sie schien sich noch immer an der Wärme der Flamme zu laben und durch sie die Wiederkehr der Kräfte zu suchen.

„Wollt Ihr nun nicht wieder hinüber an das Feuer, Herr?" erinnerte Walter.

„Ihr habt das arme Kind doch erquickt?" fragte Budowa statt der Antwort.

„Ja wol, sie hat etwas Wein getrunken und auch ei-

nige Bissen Brot gegessen. Sie schüttelt sich nur noch immer vor Frost, denn der Wolkenbruch hat sie ja fünf Stunden lang durchgekältet! Es ist ein Wunder Gottes, daß sie nicht vor Kälte und Entkräftung umgekommen ist. Und dazu noch der böse Fall!"

Während dieser letzten Worte waren sie hinübergegangen. Margarethe blickte den Kanzler schüchtern, aber freundlich an. Er reichte ihr herzlich, mit väterlicher Milde die Hand dar und sprach ihr sein inniges Mitleid und Bedauern aus. „Fürchtet nichts mehr, gutes Kind", beruhigte er sie; „ich werde Euch jetzt selbst unter meinen Schutz nehmen, es soll Euch nichts Böses mehr widerfahren."

Beruhigter setzte sich Margarethe am Feuer nieder; sie mußte noch etwas Wein und Speise zu sich nehmen; dann schickten sich Alle zum Nachtlager an. Die beste Lagerstätte wurde für die Erschöpfte bereitet, dem Feuer zunächst.

In der andern Ecke legten sich die Männer nieder; doch immer nur zwei, da der dritte wachen und das Feuer unterhalten mußte. Budowa wollte diese Arbeit durchaus mit seinen Reisegefährten theilen und war der Erste, der die Obhut der Flamme übernahm.

Um Mitternacht weckte er Walter und legte sich selbst zur Ruhe; um zwei Uhr Morgens kam Thaddäus an die Reihe.

Es war ein beruhigendes Zeichen, daß Margarethe in einen bis zur Erstarrung festen Schlaf gesunken war; die Herstellung der erschöpften Kräfte aus der Fülle ihrer Gesundheit.

Als Thaddäus seinen Platz vor der Flamme eingenommen hatte, war es noch tief finster. Walter schlief sogleich an des Kanzlers Seite fest ein. Der Wachende stöberte und schürte, mehr um sich munter zu erhalten, als weil es

nothwendig gewesen wäre, mit einem langen Eisenstecken in der Glut umher. Regen und Sturm hatten ganz aufgehört; bis auf das Knistern der Funken, herrschte lautlose Stille. Thaddäus, noch halb schlaftrunken, nickte endlich selbst wieder ein und fuhr nur zuweilen unwillkürlich empor.

„Holla! Ihr da!“ rief es plötzlich mit rauher Stimme draußen am Fenster.

Thaddäus sprang auf und blickte mit seinen scharfen, schlauen Augen nach der Richtung des Schalles. Er sah ein paar bärtige Gesichter.

„Thut uns auf“, ertönte der rauhe Ruf abermals, „wir sind halb todt vor Müdigkeit und Nässe!“

Thaddäus war der Einzige, der diese Worte vernahm; Walter und der Kanzler in ihrer Uebermüdung schliefen zu fest; vollends Margarethe.

„Ist doch gut“, dachte Thaddäus, „daß ich die Thür fest versperrt habe“, denn er ahnte nichts Gutes von den Gesellen draußen. „Wenn ich nur wüßte, wie viele ihrer wären?“

In diesen Gedanken schickte er sich, absichtlich langsam, an, dem Fenster zuzugehen.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte er, ohne das Fenster zu öffnen, und hielt die angeglühte Eisenstange in der kräftigen Faust empor.

„Verirrte Jägersleute!“

„Dacht ich's doch“, fuhr es Thaddäus, dem Walter die Geschichte seiner Tochter auch erzählt hatte, durch den Kopf. „Sind das welche von den Schnapphähnen!“ — Er überlegte bei sich, was er thun solle, ob sie einlassen, oder es verweigern, ob Walter und seinen Herrn wecken oder nicht. Sie aussperren war gefährlich! Es hieß ihren Zorn reizen; Widerstand konnte die Hütte nicht leisten und über-

dies hätten sie sich des Stalles und der Pferde bemächtigen können.

„Wartet! Sogleich!" antwortete er daher. „Geht an die Thür!" Vorsichtig beobachtete er am nächsten Fenster, um die Gestalten zu zählen, die etwa durch den blaßhellen Flammenschein gingen; es waren nur ihrer zwei. Er trat in die Hausflur, that, als ob er die Thür öffnen wolle, aber nicht könne, und horchte dabei immer schlau auf Das, was die draußen sprachen. Da er nur zwei Stimmen hörte, dachte er denn, es sei am besten sie einzulassen; denn die Uebermacht behielt er doch gegen sie. Zuvor aber rüttelte er Walter und den Kanzler auf mit den Worten: „Bekommen wir Gäste; können wir sie nicht abweisen; machen wir vielleicht einen nützlichen Fang." Während Budowa und Walter halb schlaftrunken aufsprangen, ging Thaddäus wieder an die Thür und öffnete endlich den Ungeduldigen unter allerlei scheinbaren schweren Anstalten.

„Was Teufel", rief der Erste eintretend, „Ihr habt Euch ja hier verrammelt, als hättet Ihr Schätze zu bewahren in dem elenden Rauchloch! Es ist aber doch trocken und gibt ein Obdach! Gut, daß ein Feuer brennt!"

„Habt Ihr nichts zu leben?" fragte der Zweite. „Wir sind verhungert und verdurstet und von Frost und Nässe geschüttelt wie im Fieber!"

Während dieser Worte stampften sie im Flur den Boden und drückten und rangen ihre Kleider, um das Wasser auslaufen zu lassen und auszupressen.

„Das sind von den Leuten des Herzogs", raunte Walter dem Kanzler zu.

„Hm!" murmelte dieser; unvermerkt steckte er das Schwert an, das er in die Ecke gelehnt hatte, und blickte nach seinen Reisepistolen.

Walter sah ängstlich nach Margarethen, die zum Glück mit abgewandtem Gesicht, festschlafend vor Entkräftung, von des Vaters großem Mantel bedeckt in der Ecke im tiefen Schatten lag.

„Was führt Euch denn mitten in der Nacht hierher?" fragte Budowa die Ankömmlinge mit dem Ansehen, welches Stand, Alter und geistige Ueberlegenheit ihm gaben. Sie schauten verwundert auf; der erste Blick mußte ihnen sagen, daß ein Mann von weit höherem Rang als sie selber vor ihnen stehe. Sie ließen daher sogleich von ihrer rohen Weise ab, und der Erste entgegnete etwas verlegen:

„Wir sind in Diensten des Herrn Herzogs Christian von Braunschweig und auf der Jagd im Walde verirrt. Das Unwetter hat uns überfallen!"

Der schlaue Thaddäus hatte während dessen ganz unbemerkt die Hirschfänger und Büchsen der beiden Jäger, die sie unbedacht in die Ecke gelehnt, ergriffen und hinausgetragen; stolz auf diese Kriegslist trat er wieder ein und winkte seinem Herrn, der seine Art und Weise genau kannte, mit den Augen.

„Es ist uns Nachricht zugekommen", sprach Budowa mit strengem Ton, „daß auf der heutigen Jagd ein Frevel gegen ein junges Mädchen hier aus dem Lande des Herrn Kurfürsten versucht worden ist. Wißt ihr davon?"

Die Beiden standen wie erstarrt und sahen sich bestürzt an. Instinctartig schauten sie nach ihren Waffen um, — sie waren verschwunden! Thaddäus stand mit vergnüglichem Lächeln in der Thür und spielte mit seinem böhmischen Säbel.

„Wißt ihr von der Sache?" fragte der Kanzler noch einmal.

„Du ... ich glaube ...." murmelte der Erste halb-

laut, indem er seinen Gefährten anstieß und in die Ecke starrte, wo Margarethe lag, von deren lichtbraunem Haar ein Theil über den Mantel, der sie bedeckte, hinaushing.

Budowa sah an ihrem Zusammenschrecken, daß sie zu den Schuldigen gehörten.

„Ich sehe“, sagte er, ihnen fest entgegentretend, „an eurem Zittern, daß ihr schuldig seid. Verlaßt auf der Stelle diese Hütte, geht zu eurem Herrn zurück und sagt ihm, daß das arme Mädchen in dem Schutz des Kurfürsten dieses Landes steht und daß ich sie unter den der Frau Kurfürstin selbst stellen will, welche die Unschuld einer verfolgten Jungfrau zu beschützen wissen wird. Fort jetzt! Ihr findet hier kein Obdach! Und hütet euch, daß wir euch nicht noch ferner auf diesem Gebiet treffen, denn sonst führen wir euch, wie es Räubern gebührt, in Banden zur Stadt, und euer Schicksal könnt ihr euch denken!“

Die Erschreckten wußten kein Wort zu erwidern, sondern wandten sich scheu nach der Thür.

„Eure Jagdbüchsen und Hirschfänger“, sagte Thaddäus in seinem gebrochenen Deutsch, „sind gebracht in Sicherheit! Ihr möchtet sie schlimm gebrauchen für uns!“

Noch ehe er vollendet hatte, waren Beide hinaus.

„Es ist gut, daß mein Mädel nichts gehört hat“, sagte Walter, tief athmend, als sie fort waren. „Ach, gnädigster Herr! Wie wacker habt Ihr Euch unserer angenommen! Aber wie wird es meinem Haus und Gehöft ergehen, wenn diese Landstreicher Rache nehmen!“

„Seid beruhigt“, entgegnete Budowa. „Ich werde dem Rath Rippell von dem ganzen Vorfall Meldung machen, er wird es dem Herrn Kurfürsten vortragen und Euer Landesherr Euch schützen und dem Herzog von Braun=

schweig wol auch ein Wort zukommen lassen, das ihn abhält, Euch irgend eine Unbill zuzufügen!"

Thaddäus, der hinausgegangen war, um den Leuten des Herzogs ein wenig nachzuschauen, kam mit der Botschaft wieder: „Wird gut Wetter, Herr! Ist der Himmel schon hell und Sterne viel zu sehen. In Stunde muß schon dämmern!"

„Bis Tagesanbruch wollen wir noch ruhen", sagte Budowa, „halte Wacht am Feuer und wecke uns, sobald sich irgend etwas Bedenkliches zuträgt."

Er und Walter streckten sich wieder nieder; die Morgenmüdigkeit senkte sie bald aufs neue in Schlaf. Margarethe's Ruhe war nicht unterbrochen gewesen. Thaddäas saß auf der Feuerwacht, schürte die Glut, nickte dann und wann einmal ein, fuhr wieder auf, summte sich ein böhmisches Liedchen, um sich munter zu erhalten, und verbrachte so die Zeit glücklich, bis der bleiche Schein der Dämmerung am Himmel durch die Baumwipfel sichtbar und der Horizont von leiser Röthe angehaucht wurde. Jetzt ging er hinaus, sah nach den Pferden und fütterte sie ab. Als er wieder eintrat, strahlte die erste Glut der Morgensonne durch die Fenster und erhellte das Gemach. Nunmehr weckte er die Schläfer. Alle, von Schlummer noch halb betäubt, waren wie bezaubert, sich so von Licht und Purpur umstrahlt zu sehen. Besonders Margarethe konnte sich erst gar nicht besinnen und glich einer aus schwerer Fieberkrankheit Erweckten.

Doch der Morgen übte seine belebende Kraft. Thaddäus hatte die Fenster geöffnet, daß die frischkühle, aber balsamisch durchhauchte Luft eindrang; die Sonne blitzte durch die von Millionen Regentropfen funkelnden Bäume und Gesträuche; der durch das Unwetter verscheuchte Chor

der Vögel hatte seinen tiefe Laubschlupfwinkel verlassen und ließ helle Stimmen erschallen.

Alle fühlten sich wie neu geboren bei diesem Frühlingsmorgengruß; er erfüllte ihre Herzen mit Andacht und Dank für die Gefahr, die die lenkende Hand Gottes abgewandt hatte; Muth und Hoffnung gewannen ihr Recht wieder.

In wenigen Minuten waren sie reisefertig. Thaddäus führte die ausgeruhten, hell wiehernden Reitpferde vor, hielt seinem Herrn den Bügel und schwang sich dann selbst in den Sattel. — Margarethe hatte auf dem Wagen an der Seite ihres Vaters Platz genommen. — Sie schlugen, die Reiter voran, den Weg nach dem Neckar hinunter wieder ein. Er war von dem furchtbaren Regen, der noch in den tief gehöhlten Erdspalten als trübes Wildwasser dahinrauschte, ganz ausgewühlt. Doch auf dem Rasen- und Moosboden des Waldes, mit geschicktem Einbiegen zwischen Bäumen und Gebüschen, gelang es selbst mit dem Wagen vorwärts zu kommen. Nach kurzer Frist hatten sie die größere Landstraße erreicht, wo ihre Wege sich scheiden sollten. Walter mußte sich rechts nach seinem Wohnsitz und nach Heidelberg zurückwenden, der Kanzler links, nach dem Gebirgsstädtchen Hirschhorn, dessen altes Schloß ihm schon in der Morgensonne von seiner dunkeln, fichtenbewachsenen Bergkuppe entgegen leuchtete.

Der Abschied zwischen Allen, die sich Tages zuvor noch ganz fremd gewesen, allein in Folge der seltsamen, abenteuerlichen Ereignisse jetzt für ewig durch eine gemeinsame unverlöschliche Erinnerung verbunden waren, war innigst herzlich. Margarethe wollte einen Kuß warmer Dankbarkeit auf Budowa's Hand drücken; dieser zog sie väterlich ans Herz.

Daß sie sich unter dem düstren Gewölk schwererer

Verhängnisse, als diese schauerliche Nacht, dereinst wieder treffen sollten, verhüllte ihnen die gnädige Weisheit des Himmels! Jetzt aber erfrischte sie der Hauch des Morgens, der Purpurstrom der Sonnenstrahlen, der Fluß und Berge anleuchtete; und so schieden sie getrost, die Hoffnung Gottes im Herzen.

Neuntes Capitel.

In der Waffenhalle des Schlosses zu Amberg saß der Herzog Christian von Anhalt, wie er in der Abendstunde pflegte, im Kreise seiner Familie. Der Abendimbiß war aufgetragen; Vater und Mutter, Söhne und Töchter, die ältern und jüngern, saßen um den runden Tisch, und ein heiteres Gespräch belebte den zutraulichen Kreis. Der Herzog war ein Mann im kräftigsten Alter, einundfunfzig Jahre; er hatte Vieles erfahren, große Reisen gemacht, verschiedenen Fürsten in Geschäften des Friedens und des Krieges gedient, und sich neben den wissenschaftlichen und Sprachkenntnissen die wichtigeren von Welt und Menschen in einem seltenen Maße erworben. Wegen seiner Kriegskenntnisse und seines mehrfältig bewährten Feldherrntalents war er schon seit zehn Jahren zum Generaloberstlieutenant der protestantischen Union erwählt, während der Markgraf Joachim Ernst der Oberführer des Heeres war. So tapfer und einsichtig er sich in diesem Verhältniß und

als Krieger überhaupt benommen, so war er doch von Herzen gutmüthig, im Sinn einfach und redlich, und befand sich nirgends lieber als im Kreise der Seinigen, wo er nach Beseitigung der Tageslast sich ganz der gemüthlichsten Heiterkeit überließ. Seinen innersten Kern lernte man an seinem Familientisch kennen. — Neben ihm saß seine Gattin, Anna, Gräfin von Bentheim, eine immer noch schöne Frau, obwol sie ihm sechzehn Kinder, sechs Söhne und zehn Töchter, geboren hatte, von denen indeß drei der Söhne und zwei der Töchter jung gestorben waren. Die elf lebenden Kinder saßen ringsum am Tische, die kleinsten wie die größten. Prinz Christian, der Aelteste, ein Jüngling von fast zwanzig Jahren, neben dem Vater; das kleinste, ein blondlockiges Mägdlein, die erst etwas über zweijährige Prinzeß Dorothea Bathildis, dicht neben der Mutter auf einem erhöhten Stühlchen.

„Du wolltest uns ja heut etwas von den Türken erzählen“, erinnerte die kleine zehnjährige Prinzeß Amoena Juliana den Vater, und sah ihn bittend an.

„Ja wol“, rief lebhaft der Prinz Ernst, der nur ein Jahr älter war, „gestern hast du's versprochen, Vater!“

„Wenn ich's versprochen habe, muß ich wol Wort halten“, erwiderte der bärtige Kriegsmann mit einem freundlichen Lächeln zu seiner kleinen Tochter Amoena Juliana hinüber, die er besonders lieb hatte, nicht nur wegen ihres holden Wesens, sondern auch weil er ihren feinen Körperbau und die durchsichtige Lilienhaut, die den zarten Zügen einen besondern Reiz gab, stets mit einem Anflug von Besorgniß betrachtete, und ihr rührendes Schicksal, wenn nicht ahnte, doch vielleicht fürchtete, das sie als eine geöffnete Knospe der Jungfräulichkeit schon in ihrem siebzehnten Jahre von der Erde abforderte!

Dem Blick des Vaters wie dem des Arztes schien sich der Keim der Brustleiden, an denen sie so jung dahinwelken sollte, schon jetzt in dieser duftig zarten Körperlichkeit zu enthüllen! So hatte denn der Herzog, wie sehr er alle seine Kinder liebte und ihnen freundlich war, doch für dieses Töchterchen immer noch einen Vorzug liebevoller Willfährigkeit.

„Willst du denn auch so gern von den Türken hören, Amoena?“ fragte er sie, und da sie munter nickte, fuhr er fort: „Der regnigte Abend ist auch am tauglichsten zu solcher Unterhaltung; in den Garten könnt ihr doch nicht mehr hinaus. — Ja, die Herren Türken mit ihren grimmigen Bärten und krummen Säbeln habe ich schon kennen gelernt, bevor ich selbst einen Bart hatte!“

„Christian hat doch schon einen kleinen“, rief Prinz Ernst neckend und sah seinen Bruder lachend an.

„Ich war auch noch nicht so alt wie er“, erwiderte der Vater, „nur drei Jahre älter als du, vierzehn Jahre, als ich nach Konstantinopel kam. Die Veranlassung der Reise war gerade nicht die erfreulichste, denn des Kaisers Rudolf Seliger, Majestät, ließ dem Sultan durch eine Gesandtschaft reiche Geschenke überbringen, mit denen wir uns von der allzu stürmisch andringenden Wildheit der Muselmänner leider loskaufen mußten und zu Zeiten noch müssen! Nun, ich hoffe zu Gott, es wird auch eine Zeit kommen, wo wir uns den Türken blos mit unsern guten Klingen vom Leibe halten!“

„Ja, das hoff' ich, Vater“, rief der Prinz Christian in edler Jünglingsaufwallung.

„Die Zeit wäre schon da, hätten wir nicht immer untereinander soviel Hader zu schlichten in Deutschland“, sagte der Herzog mit einem halben Seufzer.

„Aber erzähle doch“, rief Prinz Ernst, der die Abschweifungen nicht liebte.

„Nur Geduld, du fürwitziger Unart“, schalt der Vater scherzhaft; „ich werde bald genug auf der Reise sein. — Da ich noch nicht viel mehr Verstand und Vernunft hatte als du, wurde mir ein hochehrenwerther Begleiter und Führer, mein nun in Gott ruhender Freund und Lehrer, Graf Adam von Schlieben auf Tannendorf, Rath des Kurfürsten von Brandenburg, mitgegeben. Am 22. März Anno 1583 kamen wir nach Prag. Das ist euch eine herrliche Stadt, Kinder! Das Schloß in dem Theile, so der Hradschin heißt, liegt hoch auf dem Berge, sodaß man die ganze Altstadt jenseit der Moldau, sammt der Moldaubrücke, überschauen kann. Man steht hoch über den Thurmspitzen!“

„Ich möchte wol auch einmal nach Prag reisen, lieber Vater, und überhaupt recht große Reisen machen wie Bruder Christian“, rief Prinz Ernst; „du hast mir's schon so lange versprochen, Vater, und es ist wahrhaftig an der Zeit, daß ich doch auch ein wenig in die Welt komme! Christian ist schon in Italien und in Frankreich und in London gewesen; ich noch nirgends!“

„Du kleiner «Guck in die Welt» willst schon in die Welt gehen?“ sagte die Herzogin lächelnd und drohte ihm mit dem Finger.

Doch der Vater sagte: „Je nun, zu einer Reise kann wol Rath werden, Ernst, wenn du fleißig und fromm bist. Allein nach Prag, das ist jetzund nicht wol an der Zeit, solange der Krieg dauert .... Aber es ist besser, von vergangenen Zeiten erzählen, als an die Gegenwart denken! Wir blieben nur zween Tage in Prag, denn wir hatten Eile. Nach Wien nahmen wir die Straße über Czaslau.

Das war mir ganz besonders wichtig. Warum wol? Weißt du das? Ernst! Christian!"

Ernst besann sich und wußte nichts; doch der Prinz Christian antwortete nach einigem Zögern: „Mich dünkt, des berühmten Ziska Grab ist daselbst."

„Richtig!"

„Ach ja wol, jetzt besinne ich mich auch", sagte Ernst, „das hat uns der Herr Magister Scrinarius ja erzählt! Das war der alte Hussitengeneral, der nur ein Auge hatte ..."

„Aber mit dem einen mehr sah als die meisten Feldherren mit zweien, und als mancher nicht mit hundert sehen würde. Zuletzt war er gar blind, und war doch der Führer Aller!" sagte der Herzog mit Nachdruck.

„Das muß ein Mann gewesen sein!" rief Prinz Christian leuchtenden Blicks.

„Deshalb besuchten wir auch sein Grab. Von dort zogen wir zu Pferd gen Wien. Hier mußte ich zuvörderst Sr. Majestät dem Kaiser Rudolf dem Zweiten vorgestellt werden. Dies geschah am zwanzigsten Aprilis. Der kaiserliche Herr bezeugte mir viele Huld und Gnade. Dennoch aber ging es mir übel!"

„Wie das? lieber Vater!" fragte die Prinzessin Eleonore Marie, welche bisher still, achtsam zugehört hatte. Sie war die älteste der Schwestern, und stand eben in der reizendsten Blüte der Jugend, da sie wenige Monate später, am 7. August, neunzehn Jahre alt werden sollte.

„Je nun, Töchterchen, es geht im Leben nicht immer so, wie man glaubt und wünscht. Gott schickt uns manche Prüfung. Das wirst auch du noch erfahren!"

Der Vater weissagte; denn diese liebe Tochter, die sich späterhin mit dem Herzoge von Mecklenburg vermählte,

hatte schwere Lebensschicksale zu überdauern! Der Gemahl starb ihr früh, und ein herrschsüchtiger Bruder desselben entriß ihr einziges Kind gewaltsam der mütterlichen Obhut und Sorge, um selbst die Vormundschaft darüber zu führen, sodaß sie herbe Jahre durchweinte! — —

„Ich erkrankte", fuhr der Vater erzählend fort, „an den Blattern. So konnte ich erst am 10. Mai auf der Donau zu Schiff gehen; doch waren wir am 12. schon auf türkischem Gebiet."

„Wie? Schon so schnell? Ist der Strom denn so furchtbar geschwind", fragte Prinz Ernst.

„Reißend genug ist er, obwol doch nicht so furchtbar, wie du denkst. Allein das türkische Gebiet war uns allzu nahe damals! Die Stadt Ofen schon gehörte dem Erbfeind der Christenheit an, und ein türkischer Pascha hatte seinen Sitz darin. Dort trafen wir am 12. Mai ein."

„Nun sind wir also bei den Türken", rief die kleine Amoena lebhaft, und ihre zarten Wangen färbten sich mit lieblicher, anfliegender Röthe.

„Ja! mitten unter den Türken!" bekräftigte der Vater munter. „Nun hört zu! Jetzt werden schauerliche Geschichten kommen!"

Alle blickten ihn gespannt an. In diesem Augenblick öffnete sich die Saalthür und der Leibdiener des Herzogs, ein alter kriegerischer Graukopf, trat, mit mehrern Briefen in der Hand, ein. „Briefe aus Heidelberg und Eger, an Ew. fürstlichen Gnaden", sprach er, indem er sie dem Herzog überreichte. „Auch läßt ein fremder Herr anfragen, ob er Ew. fürstlichen Gnaden so spät die Aufwartung machen könne, da er soeben erst in Amberg eingetroffen sei und morgen mit dem Frühesten wieder abreisen müsse!"

„Wie heißt er denn?" fragte Herzog Christian verwundert.

Der Leibdiener war ein wenig verlegen. „Ja, der Name, gnädiger Herr — der war so seltsam“, sprach er verwirrt, „ich habe ihn nicht behalten können! Es ist aber ein böhmischer Herr.“

„Nun es wird wol einer meiner alten böhmischen Freunde sein“, sagte der Herzog lächelnd; „aber Kunz, du solltest doch deinem alten Gedächtniß etwas schärfere Sporen geben, daß es dich nicht immer stecken läßt!“

„Was hilft's, Ew. Gnaden!“ seufzte der Alte halb komisch; „einem steifen Gaul kann man das Eisen in die Rippen drücken so viel man will, er wird doch kein Wettrenner!“

„So bitte den fremden Herrn nur einzutreten!“

Kunz ging hinaus.

„Ja Kinder, um die Geschichte von den Türken werdet ihr heut wol kommen“, wandte sich der Herzog zu der kleinen Familie, in der diese Worte ein trübseliges Murmeln hervorbrachten. „Seltsam, Anna“, sagte er zu seiner Gemahlin, „indem ich von meiner böhmischen Reise erzähle, kommen Briefe und Gäste von dort her!“

Er brach zugleich den Brief aus Eger auf, durchflog ihn und rief mit staunendem Kopfschütteln aus: „Hm! Die Böhmen haben den Teufel im Leibe! Der Thurn geht vorwärts wie ein Attila!“

„Also Nachrichten vom Kriege?“ rief Prinz Christian lebhaft aus, und stand rasch auf, um zum Vater zu treten.

„Mein Freund Sternberg“, erwiderte der Herzog, „schreibt mir aus Eger, daß Thurn in Mähren völlig Herr ist, und schon gerad auf Wien los marschirt. Und der Mansfeld macht bei Budweis dem Boucquoi alle Hände voll zu thun. Sie wollen ihre Rechte oder Forderungen zu Wien in der Kaiserburg selbst durchsetzen!“

„Es ist doch ein großherziges, kühnes Volk, diese Böhmen“, rief der junge Prinz Christian auf diesen Bericht des Vaters aus.

„Wenn sie nur nicht die Hand zu weit ausstreckten“ erwiderte der Vater mit besorglichem Ton. In diesem Augenblick öffnete der Leibdiener die Thür, und Wenzel von Budowa trat ein.

„Herr Kanzler! Wahrhaftig, Ihr seid's!“ rief der Herzog rasch aufstehend freudig aus, ging dem Eintretenden entgegen und schüttelte ihm die Hand. „Seid mir herzlich willkommen!“

„Vergebt meinen späten Besuch, durchlauchtigster Herr“, erwiderte Budowa, „allein ich wollte doch nicht durch Amberg reisen, ohne Ew. Durchlaucht zu begrüßen; und morgen mit dem Frühesten muß ich weiter!“

„Besser spät, als gar nicht“, erwiderte der Herzog, „allein Ihr seid zu eilig. Wollt Ihr's Euch nicht ein paar Tage auf dem Schloß gefallen lassen?“

„Ich muß bestens danken, gnädigster Herr; dringende Gründe treiben mich zur Eile. Ich komme von Heidelberg!“

„Von Heidelberg! Soeben erhalte ich Briefe aus der Kanzlei, habe sie aber noch nicht gelesen. Hätten wir vielleicht gar Geschäfte miteinander?“

„Das wäre wol möglich!“ antwortete der Kanzler.

„Nun, die jedenfalls nachher! Erst einen Becher des Willkommens. — Doch vergebt, in der Freude des Wiedersehens habe ich ganz vergessen, Euch der Herzogin vorzustellen. Liebe Anna“, wandte er sich zu dieser, „du siehst hier in dem gelehrten Herrn Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz einen meiner liebsten Freunde aus Prag, der mir bei der letzten Anwesenheit dort, da ich in der Angelegenheit von Donauwörth und der jülichschen Erbschafts-

sache zu Sr. Majestät dem Kaiser Rudolf gesandt war, die wichtigsten und getreuesten Dienste geleistet hat."

Die Herzogin begrüßte den Gast mit dem ihr eigenen vornehmen Anstande, und doch mit herzlicher Freundlichkeit. Herzog Christian stellte ihn hierauf seinem Erstgeborenen und den älteren Prinzessinnen vor. Ohne vieles Ceremoniell wurde er eingeladen, an der Abendtafel zwischen dem herzoglichen Ehepaar Platz zu nehmen. Die kleine Bathildis, die schon müde war, wurde von der Wärterin zu Bett gebracht, die Herzogin rückte an ihren Platz, und so entstand Raum für den Gast.

„Ungar= oder Rheinwein?" fragte der Herzog.

„Nach Eurer Bestimmung, gnädigster Herr", erwiderte Budowa sich verneigend.

„Nun, wir brauchens ja mit keinem zu verderben, können's mit beiden halten", scherzte der Herzog, „und wenn uns meine junge Garde hier ein wenig hilft, so nehmen wir's auch mit Zweien und Dreien auf, denke ich!"

Die herzliche, zwanglose Aufnahme führte bald ein ebenso herzliches zwangloses Gespräch herbei. Der Herzog theilte dem Kanzler den Inhalt des eben aus Eger empfangenen Briefes mit, der für diesen die wichtigsten Neuigkeiten enthielt. Es konnte nicht fehlen, daß die Angelegenheiten Böhmens, die die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland beschäftigten, auch sogleich der Gegenstand des Gesprächs waren. Dieses nahm bald eine so ernste Färbung an, daß es dem Herzog nicht angemessen schien, es in Gegenwart der jüngern Familie fortzusetzen. Ohne weiteres hieß er daher, wie in einem bürgerlichen Hause, die Kleinen aufstehen, und indem er sie einzeln bei Namen rief, sagte er ihnen: „Jetzt lauft noch ein wenig durch den Garten. Der Regen ist so arg nicht, und vom Mairegen wachset ihr;

danach geht alle zu Bett. Vergeßt aber Euer Nachtgebet nicht!“ setzte er ernst hinzu.

Alle die Kleinen, die Prinzen Ernst und Friedrich, die Prinzessinnen Agnes Magdalena, die erst sieben Jahre zählte, Amoena, und Anna Sophie sogar, die bald ihr funfzehntes erreichte, sprangen munter auf, küßten den Aeltern die Hand, und huschten dann hinaus durch die große Glasthür der Halle auf die Terrasse und in den Garten hinunter. Nur Prinz Christian und seine beiden ältesten Schwestern, Eleonore Marie und Sibylla Elisabeth, eine anmuthige feingebildete Jungfrau von siebzehn Jahren, blieben am Tisch. Es dämmerte schon; die Kerzen wurden aufgesetzt, und man rückte zum traulichern Gespräch enger zusammen.

„Ihr seht mir nicht heiter aus, alter Freund“, begann der Herzog Christian; „habt Ihr Kummer, habt Ihr Sorgen?“

„O, gnädigster Herr“, entgegnete Budowa, „wie sollte ich nicht Sorgen und Kummer hegen bei dem Stand der Dinge in meinem theuern Vaterlande!“

„Nun, ich dächte, mit dem dürftet Ihr zufrieden sein“, erwiderte der Herzog Christian, „nach Dem, was ich Euch soeben mitgetheilt habe. Der Krieg geht so glücklich!“

„Auch ein glücklicher Krieg ist ein großes Unglück, vollends dieser“, entgegnete Budowa.

„Da habt Ihr wol Recht“, antwortete Herzog Christian kopfschüttelnd, und die Herzogin ließ zugleich ein leises „Jawol!“ hören. „Indessen die glücklichen Wendungen müssen Euch doch große Hoffnung geben!“

„Das Kriegsglück wechselt“, antwortete der Kanzler bedenklich; „auch ist der äußere Feind nicht der einzige, vielleicht nicht der schlimmste, den Böhmen zu bekämpfen hat! Es ist wund, schwer krank in seinem Innersten!“

„Falls aber der König Ferdinand, was doch zu hoffen, wenn er den bedenklichen Ausgang eines längern Kampfes erwägt, nachgibt, euch eure Forderungen bewilligt ...."

„Setzen wir selbst diesen unwahrscheinlichen Fall, gnädigster Herr", antwortete der Kanzler, „und fragt Euch, wie alsdann der Zustand Böhmens sein würde! Liebe und Vertrauen könnte wol ein König, der unsere Forderungen so ungern erfüllt, der nur der Gewalt weicht, niemals zu uns haben — und wir nicht zu ihm!"

„Es würde freilich schwer halten", gab Herzog Christian zu.

„Und wäre der Zustand eines Landes, wo sich Volk und Herrscher, Stände und König mit gegenseitigem Mistrauen und verhaltenem Groll bewachen, nicht schon an sich ein trauriges Ereigniß?" fuhr Budowa in seiner Rede fort. „Vollends aber für Böhmen, das seit zwei Jahrhunderten die traurigsten Erfahrungen gerade wegen solcher Verhältnisse gemacht hat? Der Majestätsbrief des Kaisers Rudolf hat uns nicht geschützt; seine Erneuerung oder Bestätigung und Erweiterung wird uns auch nicht schützen. Für den Augenblick vielleicht, solange mit der Gewalt nichts dagegen durchzusetzen ist. Wenn aber Ferdinand die Macht in seinen Händen glaubt, wird er dann die Bedingungen halten, die er jetzt eingeht? Wie ist es ergangen in den letzten zehn Jahren? Der gute Wille unsere Gerechtsame, unsere Religion zu achten und zu schützen war nicht da; und so wurde jeder einzelne Fall zu einer Kette von Schwierigkeiten, bis im verwichenen Jahre der hohle Grund des Gebäudes zusammenbrach!"

„Es ist genau jährig! Wir schreiben ja heut den dreiundzwanzigsten Mai!" bemerkte der junge Fürst Christian, der mit Eifer dem Gespräch zuhörte.

„Wahrhaftig! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht“, rief der Herzog.

„Ich wohl! den ganzen Tag über“, versetzte der Kanzler. „Es ist eine unselige Erinnerung!“

„Wie?“ fragte der junge Prinz Christian betroffen; „denkt Böhmen so von seiner eigenen Erhebung?“

„Unsere Sache war gut; allein die Leidenschaft hat viel verdorben“, antwortete Budowa. „Und was hat es genützt, daß man über einige der Schuldigsten herfiel, ihnen zu viel oder zu wenig that, statt sie streng zur gesetzlichen Verantwortung zu ziehen? In ganz Deutschland tadelte man uns, machte uns heftige, und ich darf nicht sagen, ungerechte Vorwürfe! Slawata und Martiniz aber sind heut natürlich unsere viel erbitterteren Feinde; sie schaden uns mehr als jemals, ja selbst ihr Helfershelfer Fabricius hat Macht alle ränkevollen Künste seiner Erbitterung zu üben! — Wären sie verhaftet, dann ruhig, ernst vor Gericht gestellt worden, wie die Meinung der Meisten war, die sich zu dem entschlossenen Schritt gegen sie vereinigt hatten, wir hätten sie noch in unserer Gewalt, und sie würden uns sammt vielen ihrer Anhänger als Unterpfänder gedient haben, um dasjenige schnell, vortheilhafter und mit minderer Gehässigkeit zu erreichen, um was wir jetzt schon ein Jahr blutig kämpfen!“

„Ihr habt nicht Unrecht; allein was hinderte Euch damals so zu verfahren?“ fragte Herzog Christian.

„Was den Menschen so oft hindert und irre führt: die Verblendung der Leidenschaften! Einige meinten, es müsse nun mit Einem Schlage alles Unheil Böhmens beendet werden! Die kaiserlichen Räthe zum Fenster hinaus, die Jesuiten zum Lande, dann würden wir reine Luft athmen! Es gab aber auch Andere, die nur einen unheilbaren Bruch

wollten, der einen friedlichen Rückzug unmöglich mache, damit sie bei dem Umsturz alles Alten sich ein neues Glück gründen, Ehre, Macht, Reichthum in ihre Hände bringen könnten. Diese waren nicht verblendet von ihrer Leidenschaft, so hoch die Flamme derselben aufschlug, sondern sahen ganz klar, wie die Dinge kommen mußten; allein sie wollten sie so, um ihres Vortheils willen, und nutzten den Taumel der Andern, um sie in den Strudel hineinzutreiben."

„Wie?" rief der junge Fürst Christian voll edlen Unwillens, „also nehmt Ihr an, Herr Kanzler, daß Niemand aus wahrer, heiliger Ueberzeugung für Glauben und Recht den großen Kampf in Böhmen unternommen habe?"

„O nein, mein theurer Prinz", entgegnete der Kanzler, „das sei fern von mir! Die edelsten Männer Böhmens haben sich erhoben für die edle Sache; es glüht eine Flamme heiliger Begeisterung in ihrer Brust; und sie werden, sollte die schwere Prüfung über uns kommen, kein Opfer, auch den Tod nicht scheuen, für Recht und Glauben! Allein in Augenblicken wilden Sturmausbruchs ist es nicht die Stimme des Edlen, des Ruhigen, die sich geltend macht, sondern gerade die der entzündetsten Leidenschaft, und die Derjenigen, welche die gute Sache als Mantel um ihre schlechte oder eigennützige hüllen. Ueberdies, begeisterte Aufwallung täuscht oft selbst die Besten über die richtigen Wege zum Ziel, wenn sie auch nur dieses im Auge haben! Ich selbst war vielleicht leidenschaftlicher, als ich hätte sein sollen. — Dies Alles wirkte zusammen in Böhmen bei dem Ausbruch des Aufstandes. Das erste Losungswort damals war: zertrümmert nur das Alte, Feindselige, dann wird sich das Neue, Heilsame wie von selbst aufbauen. Man hätte aber sagen sollen: reiße dein Haus nicht nieder, bis der Grund zu dem neuen fest

gelegt, ja bis es aufgebaut ist. Jetzt wohnen wir, ohne sicheres, neues Obdach, unter den Einsturz drohenden Trümmern des alten. Nun freilich bleibt uns keine Wahl, damit uns sein einstürzendes Gewölbe nicht erschlage, den alten Bau vollends einzureißen, und dadurch Raum zu schaffen für den neuen!"

Alle horchten der Rede lauschend, und Prinz Christian hing mit flammendem Auge an dem Manne, der durch die Gewalt des klaren Worts so mächtig auf ihn wirkte.

„Und was gedenkt Ihr jetzt zu thun?" fragte endlich Herzog Christian nach einer längeren Pause mit besorglicher Miene.

„Das zu besprechen, würde wol in die Stunde unserer Geschäfte gehören, gnädigster Fürst", erwiderte der Kanzler.

„Nun denn! Es wird Zeit auch an diese zu denken!" antwortete Herzog Christian. „Laßt mich nur erst diese Briefe von Camerarius lesen, bei deren Empfang mich Euer Kommen überraschte; dann wollen wir in mein Arbeitszimmer gehen."

Mit diesen Worten stand der Herzog auf, und setzte sich, nachdem er seinem Gast abermals herzlich die Hand geschüttelt, vor ein Marmortischchen in der Ecke des Saales, wohin ihm ein Diener einen Armleuchter mit zwei Wachskerzen trug. Dort durchlas er die Briefe. Die Herzogin Anna, der junge Fürst und die beiden Prinzessinnen unterhielten sich inzwischen mit dem Kanzler. Er erfreute sich des edlen Sinnes der Mutter, der zarten, frommen und doch gedankenklaren Ausbildung der Töchter, sowie des feurigen Geistes des jungen Prinzen Christian. Doch warf er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick auf den lesenden Herzog, der immer ernster und ernster zu werden

schien, und mehrmals das Haupt bedenklich schüttelte. Budowa konnte vermuthen, welcher Art der Inhalt der Depeschen sei. Doch beherrschte er seine Gefühle, und blieb im aufmerksamen Gespräch mit der fürstlichen Familie. Die Herzogin erzählte ihm von dem Orden „zur goldenen Palme", den sie gestiftet *), aus dessen Statuten der ganze, fromme und sittliche Sinn der edlen Frau hervorging. Mit innerster Erwärmung dafür, theilte sie ihm Einiges von den letzteren mit. „Ich habe", sagte sie mit dem Ausdruck zarter Schwärmerei, welche den Frauen einen so holden Reiz verleiht, „dem Orden diese Benennung gegeben, weil die Palme das Bild des Friedens und das Gold das der höchsten Kostbarkeit ist. Mehr aber spricht noch ein zweiter Name den Sinn unsers Bundes aus, wir nennen uns «den Bund der Getreuen». Es ist dies nicht recht eigentlich der richtige Ausdruck, denn unsere Devisen sind französisch, da, wie Ihr wol wisset, Herr Kanzler, diese Art, schöne Lebenszwecke durch freie, aber heilige Verpflichtungen zu fördern, hauptsächlich in der Provence und in Frankreich zuerst Sitte gewesen, und man dort die vielfältigsten Formen und Sinnbilder dafür hat."

Der Kanzler verbeugte sich zustimmend.

„So nennen wir uns denn eigentlich: «La noble Académie des Loyales.» Vor zwei Jahren, hier zu Amberg, stiftete ich den Bund. Wir sind zwanzig weibliche Mitglieder: zehn fürstliche, sieben gräfliche und drei vom Adel. Unser Zweck ist, uns in Liebe und Treue so innig als möglich zu vereinigen, und gemeinsam Frömmigkeit, Sitte und Bildung zu fördern, sowol gegenseitig unter uns als bei Andern, mit denen wir in Berührung treten. Wir haben

*) Historisch.

gelobt, einander aufrichtig zu lieben und daher auch wahrhaft zueinander über unsere Fehler und Schwächen zu sein, unsere Mängel aber einander mit Sanftmuth anzudeuten und mit Geduld zu ertragen. Kein Streit darf in uns keimen; unser Verkehr steht unter der Obhut des Friedens und der Liebe. Von den Abwesenden dürfen wir nur das Gute besprechen; den Vorgesetzten leisten wir Gehorsam, den Untergebenen Liebe."

„O daß doch solche Grundsätze die der ganzen Welt wären", rief der Kanzler lebhaft, „da würden wir aller schweren Sorgen und Mühen überhoben sein!"

„Meine Töchter sind ebenfalls Mitglieder des Bundes", begann die Fürstin wieder und blickte auf die beiden schönen Prinzessinnen an ihrer Seite. „Jedes Mitglied hat außer dem allgemeinen des Ordens noch sein eigenes Sinnbild, das es sich seinem Charakter gemäß gewählt. Hier meine Tochter Eleonore Marie hat sich einen goldenen Kreis gewählt, mit der Ueberschrift «Sans fin» und der Unterschrift «La constante». Sie will standhaft und beharrlich sein, ohne Aufhören, wie die Kreislinie ohne Ende immer wieder ineinander läuft."

„Ein schöner Vorsatz für das Leben mit allen seinen Kämpfen und Hindernissen!" sagte der Kanzler zu der Prinzessin, die in bescheidenem Erröthen sich leis an die Mutter schmiegte.

„Hier meine sanfte Sibylla Elisabeth", fuhr diese fort und wandte sich zur zweiten Tochter, „hat sich ein liebes stilles Bildchen gewählt, eine Turteltaube, die auf einer blühenden Gartenlaube sitzt, mit der Ueberschrift «La paisible» und der Unterschrift «Tant que je vive!»"

„Mögen so stille weibliche Wünsche erfüllt werden", sagte der Kanzler, sich gegen die Prinzeß verneigend.

„Wer sich den Frieden im Herzen erhält, der wird ihn auch wol sonst erringen", antwortete die Fürstin statt der Tochter und küßte sie auf die weiße Stirn. „Wir beschäftigen uns nicht mit uns allein, Herr Kanzler", nahm sie das Wort wieder auf; „der Orden verfolgt seine Zwecke auch nach außen, und sucht Andere des Glücks theilhaftig werden zu lassen, nach dem er selbst in Liebe und Friedseligkeit strebt. So suchen wir durch kleine Beiträge für die Erziehung armer Kinder Sorge zu tragen, daß sie Nützliches lernen und vor allem in Gottesfurcht und christlicher Liebe unterwiesen werden. Abwechselnd ist Eine von uns die obere Aufseherin dieses Unterrichts, durch den wir den kindlichen Herzen das wahrhafte Glück auf dieser Erde zuzuwenden hoffen."

Budowa war sanft bewegt. „Welch schöne Werke des Friedens baut Ihr hier auf, gnädigste Fürstin", sprach er, „während wir nur die Arbeit des Kriegs und der Zerstörung thun!"

„Es ist ja Pflicht der Frauen, für die Kinder zu sorgen, im Hause und im Herzen", antwortete die Herzogin lächelnd. „Und den Frieden im Herzen", fuhr sie ernster fort, „baut der Glaube und die fromme Uebung der Pflicht. Uns in Beidem zu stärken, ist Zweck unseres Vereins."

„Wer solch ein Asyl hat, der kann auch Krieg und Stürme da außen ertragen", entgegnete der Kanzler, „er findet immer sein Ruhekissen nach der härtesten Arbeit."

„Und was hindert, daß ein Jeder sich diese tröstende Zuflucht öffne?" fragte die Herzogin.

„Wohl habt Ihr Recht, edle Frau", antwortete der Kanzler, indem er sich auf ihre Hand beugte und sie ehr-

furchtsvoll, aber mit Wärme küßte; „es ist unser Verschulden, wenn wir es uns nicht auch gründen. Ich möchte in Euren Orden treten, um mich gleichfalls für so heiligen Wandel und Zweck zu kräftigen!“ — —

„Wenn's Euch genehm wäre, Herr Kanzler, könnten wir jetzt in mein Zimmer gehen“, unterbrach der Herzog das Gespräch und stand von seinem Sessel auf.

Beide verließen die Halle.

Die Herzogin mit ihren Töchtern und dem Prinzen Christian blieben zurück; da der Vater ihnen nicht Gute Nacht gesagt, wußten sie, er zähle darauf, sie noch wieder zu treffen. Die Fürstin hieß die zweite Prinzeß, Sibylla Elisabeth, welche die Kunst der Musik mit ebenso großer Anlage als warmer Liebe pflegte, ihre Laute holen, um ein frommes Lied zu singen. Sie that es. Die Mutter mit dem Prinzen Christian und seiner Schwester Eleonore Marie hatten sich an eines der hohen Gartenfenster gesetzt. Sibylla nahm ihren Platz an dem Tische, wo der Vater gesessen hatte und wo die Kerzen noch standen. Sie legte das Notenblatt darauf, da ihr das Lied noch nicht so ganz geläufig war, daß sie nicht vielleicht einmal hätte hineinblicken müssen. Das Licht der Kerzen fiel auf ihr Antlitz; die Mutter und Geschwister schauten von der dunkeln Stelle zu ihr hinüber von sanfter Rührung bewegt durch den Anblick der schönen frommen Schwester, der das seidenweiche, lichtbraune Haar, auf der weißen Stirn getheilt, in Locken auf Nacken und Schultern herabwallte. Sie hing die Laute um, und während draußen der Abendwind in den feuchten Wipfeln der Bäume durch den dunklen Garten rauschte, ließ sie die sanften Klänge der Saiten und ihrer süßern Stimme ertönen:

O Herz, laß dich nicht schrecken
Die dunkle, dunkle Nacht!
Wie tief ihn Wolken decken,
Der Himmel droben lacht.

Es ziehn die lichten Sterne
Still ihre goldne Bahn,
Sie blicken aus der Ferne
Die Erde troſtreich an.

Sie wandeln immer weiter,
Und enden ſie den Lauf,
Steigt auch der Morgen heiter
Schon hinter ihnen auf.

Drum geh' auch du in Frieden
Fromm durch die Erdennacht,
Bald iſt dem Wandermüden
Der Morgen hell erwacht.

Sie hatte kaum geendet, als die Seitenthür ſich öffnete und der Vater mit dem Kanzler heraustrat. Beide ſahen ſehr ernſt, aber zugleich tief, innig bewegt aus.

„Dein Lied iſt durch die offenen Fenſter bis zu uns hinübergeklungen, Sibylla", ſprach der Herzog mit ſehr weichem Ton.

„Und hat uns Herz und Seele erquickt", fiel der Kanzler ein.

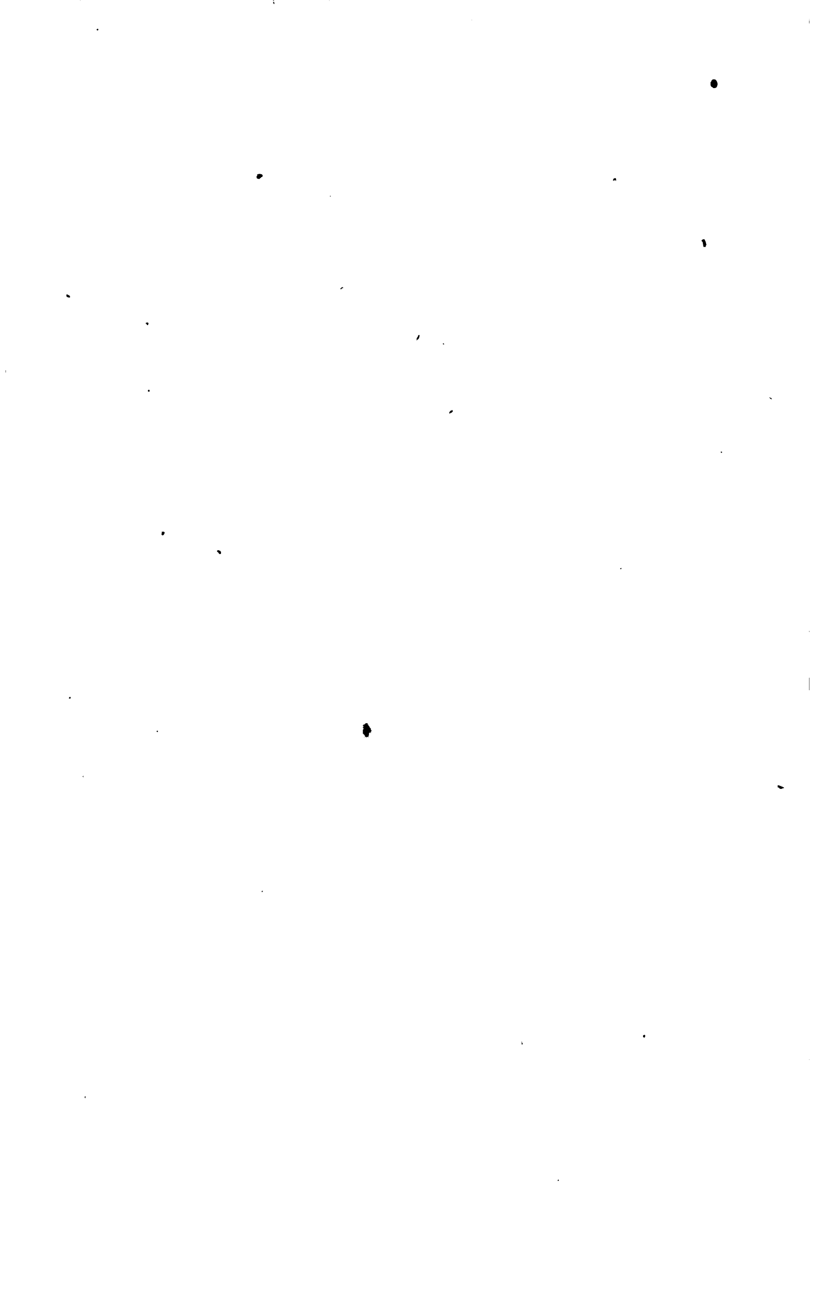
Sibylla erröthete; Alle ſchwiegen. Es herrſchte eine ängſtlich tiefe Stille, nur von dem Rauſchen des Nachtwindes unterbrochen.

„Nun gehabt Euch wohl, edler Freund", ſagte endlich der Herzog zu Budowa, indem er ſichtlich ſeine Kraft zuſammenraffte. „Noch einmal! Mein Rath ſei wie er wolle,

was mein gnädigster Kurfürst beschließt, ist auch mein Beschluß. Und dann gehört ihm mein Arm, mein Herz und mein Haupt!“

Ein seltsames Gefühl der Ahnung von etwas schwer Bedeutungsvollem ergriff die Herzogin und ihre Kinder bei diesem Worte. Der Kanzler erwiderte nichts mehr; er empfahl sich schweigend, mit warmem Händedruck beim Herzog, mit ehrerbietigem Handkuß bei der Herzogin und mit tiefer Verbeugung bei dem Fürsten Christian und den Prinzessinnen.

„Anna, Kinder“, sagte der Herzog, da sie allein waren, sehr bewegt, „laßt uns den Abendsegen beten mit recht demüthigem Herzen. Die Zeit ist schwer, doch der Herr ist mächtig und gnädig!“



Zwölftes Buch.



Zehntes Capitel.

In der frühesten Morgendämmerung eines Junitages, der überaus heiß zu werden drohte, rückte ein Cornet Reiterei auf der Straße von Pilsen nach Budweis vor. Der Weg zog sich durch dichten Fichtenwald, der sich von beiden Seiten über hüglichten Boden stundenweit hin erstreckte. Tiefe Stille und dämmerndes Halbdunkel, gemischt aus Sternenlicht und Morgenröthe, die sich am äußersten Himmelsrande von Norden her nach Osten hinzog, lag noch über der Landschaft. Niemand sprach ein Wort; man hörte nur den einförmigen Tritt der Pferde, von Zeit zu Zeit durch das Schnaufen der angestrengten Thiere unterbrochen. Auch die Leute waren sämmtlich müde; denn sie waren schon die Nacht hindurch marschirt. Ihr Führer, dem ein breitkrämpiger Hut mit schwarzer Feder das Gesicht tief beschattete, ritt ebenfalls stumm, wie es schien in ernste Betrachtungen versenkt, vor sich hin. Plötzlich erhob er das Haupt und sah sich aufmerksam um. Der Galopp eines von hinten her heransprengenden Reiters machte ihn aufmerksam; er wandte sein Pferd etwas und zugleich sich selbst, indem er sich im Sattel hob und in die Bügel trat. „In

Ordnung geritten", befahl er mit halblauter Stimme seinen Leuten, „der General kommt!"

Das Wort fuhr wie ein elektrischer Funke in die müden, nachlässig im Sattel hängenden Mannschaften. Jeder richtete sich gerad auf, die Pferde wurden strenger an den Zügel genommen und die Ordnung der Reihen mit dem gehörigen Abstande voneinander genau hergestellt.

„Was gibt's Neues bei Euch, Hauptmann Nechodom", rief Mansfeld's Stimme den Führer schon von hinten her an.

Xaver, der soeben, wie es der Dienst mit sich brachte, das Pferd umgewandt hatte, um dem General von selbst die Meldung zu machen, sprengte ihm im Galopp entgegen, senkte das Schwert und berichtete: „Wir sind bis jetzt ohne alles Hinderniß marschirt; keine Spur des Feindes hat sich blicken lassen."

„Habt Ihr gehörige Patrouillen an der Spitze und zur Seite? Und haben auch sie Euch nichts gemeldet?" fragte Mansfeld weiter.

„Nur daß, so weit sie sehen können, der Wald sich ausdehnt. Von Truppen hat sich nicht das Geringste gezeigt."

„Die Gegend wird nun bald lichter werden, zugleich mit dem Tage", antwortete Mansfeld, „da werden wir denn doch wol etwas wahrnehmen. Wir sind keine Stunde mehr von Groß-Lasken entfernt, wo der Graf Solms mit fünfhundert Reitern zu uns stoßen soll."

Nechodom schwieg. Mansfeld desgleichen; in seinen Zügen drückte sich ein ernstes, aufmerksames Nachdenken aus. „Nechodom", sagte er nach einigen Augenblicken und winkte ihm mit den Augen, indem er etliche Schritte voraussprengte. Jener folgte. Als sie abseits von den Leuten waren, wandte sich Mansfeld wieder zu ihm. „Ich habe Euch ausgewählt, Freund, um mich auf einem etwas ge-

wagten Unternehmen zu begleiten, das ich aber nicht unterlassen kann. Es ist mir in der Nacht durch flüchtige Leute Botschaft zugegangen, daß die Ungarn ein Schloß, zwei Stunden von Groß-Lasken, Netolitz geheißen, welches eine kleine Anzahl ständischer Truppen besetzt hielt, in Brand gesteckt und die Leute daraus vertrieben haben. Sie haben sich aufs äußerste tapfer geschlagen; die Meisten sind umgekommen in den Flammen oder niedergemetzelt. Aber dreißig Mann haben sich in die Kirche geworfen und halten sich dort gut. Durch die Versprengten, die glücklich durch den Wald entkommen sind, ist mir ihre dringende Bitte um Rettung und Hülfe zugegangen. Ich möchte die braven Kerle nicht im Stich lassen! Aber es ist ein verwegener Streich und wir können leicht abgeschnitten werden, denn Boucquoi manövrirt uns von Budweis aus immer in der Flanke. Ich brauche also entschlossene Leute, Männer, die sich durchhauen, wo es darauf ankommt. Euer Cornet und das des Capitäns Hayd habe ich dazu ausgesucht. Denn bei ihm schadet die Gelehrsamkeit der Tapferkeit nicht. Zieht jetzt Eure Patrouillen ein und schlagt eine Viertelstunde von hier, wo sich die Straßen theilen, den Weg rechts ein!"

„Ich werde Eure Befehle genau befolgen", antwortete Xaver.

Mansfeld grüßte und sprengte im vollen Galopp des Weges zurück zu dem Gros der Colonne, die mit acht Fähnlein Fußvolk und vierhundert Reitern nachfolgte, um zu den andern ständischen Truppen, welche sich zwischen Pisek, Budweis und Tabor zusammenzogen, zu stoßen; da man besorgte, daß Boucquoi gegen Prag vorzubringen versuchen möchte.

Xaver richtete seinen Auftrag sogleich ins Werk. Nach

wenigen Minuten hatte er seine Patrouillen eingezogen. Bald darauf erreichte er den Punkt, wo sich die Straße spaltete. Der Weg links führte nach Groß=Lasken; der Wald schien sich nach dieser Richtung zu lichten, der Boden ebener zu werden. Zur Rechten blieb die Waldung dicht, die Höhen wurden ansehnlicher, die Straße zog sich anfangs in der Senkung hin, wandte sich aber bald den waldigen Rücken hinan.

Xaver übergab seinem Fähnrich, Culmbach mit Namen, einem gewandten, muthigen, jungen Manne aus der Oberpfalz, der freiwillig Dienste bei Mansfeld genommen hatte, die Führung des Trupps, und ritt voraus auf die Höhe der Hügelwand, um selbst zu kundschaften. Er hatte oben einen freien Punkt zum Umschauen. Nach Südost, der Gegend, wo Schloß Netolitz liegen mußte, setzte der Wald sich fort, doch immer auf wellenartigem Boden; die Kette der Höhen zog sich südlich. Gegen Norden sah er den Flecken Groß=Lasken liegen, dessen Thurm= und Dachspitzen sich schwarz, scharfeckig auf dem dunklen Purpurgrunde, mit dem die Morgenröthe den Himmel umsäumte, abzeichnete. Hochwald und struppiges Tiefgebüsch wechselten in großen Schlägen miteinander ab; nur vereinzelt zogen sich etwas freiere Striche von Feldern und Wiesen hindurch. Indem Xaver den Blick südwärts über den Wald hinschweifen ließ, hörte er hinter sich abermals Hufschlag und das Schnauben mehrerer Pferde. Mansfeld sprengte eben den Hügel hinauf; zwei Offiziere folgten ihm.

„Ihr recognoscirt hier?“ rief der General ihm fragend von weitem zu, indem er selbst mit seinen scharfen, blitzend hellblauen Augen um sich schaute und sich den blonden Knebelbart strich, der den Hasenschaart bedeckte, mit welchem die Natur ihn seltsam gezeichnet hatte, ohne doch

seinem Gesicht eine Misbildung zu geben. Denn das geistige Leben seiner Züge, der kühne, kriegerische Sinn, verliehen diesem eine Bedeutung, welche jene Entstellung völlig vergessen ließ.

„Ihr recognoscirt hier? Das ist recht. Habt Ihr etwas wahrgenommen?“ sprach er langsam näher reitend. Xaver verneinte. „Es wäre nicht unmöglich, daß das slowakische Raubgesindel hier in den Waldschluchten hereinspukte! Wo das Aas ist, da sind auch die Raben! Sie wittern hier Manches für ihren Schnabel! Hier gibt's vereinzelte Bauerhöfe zu plündern und niederzubrennen, Weiber zu mishandeln, kleine Truppenabtheilungen in den Garnisonen mit Uebermacht zu überfallen wie bei Netolitz, wo wir hinwollen!“

Er sah sich forschend noch eine Zeit lang rings um, während die Andern ehrfurchtsvoll hielten und schwiegen. Nach einigen Minuten schien er seine festen Dispositionen getroffen zu haben, winkte die Offiziere heran und ertheilte ihnen seine Befehle.

„Hauptmann Nechodom, Ihr nehmt die Spitze und reitet rasch, aber vorsichtig mit Spitz- und Seitenpatrouillen auf der Straße fort. Ihr, Hauptmann Hayd, folgt mit Euren Reitern in der Distance von etwa tausend Schritt. Habt das Auge wohl rechts und links, ob sich uns zur Seite oder im Rücken der Feind zeigt. Dann sendet Ihr ein paar Leute mit guten Pferden vor und avertirt den Hauptmann Nechodom. So bleibt es, bis ich Euch weitere Verhaltung sende.“

Nach diesen Ordres grüßte der General mit der Hand an den Hut, sandte die Offiziere zurück und ritt mit Nechodom, dessen Leute jetzt herangekommen waren, weiter. Eine Viertelstunde war vergangen, da rief Nechodom plötzlich:

„Seht dort, General!“ Seitwärts im Busch, an den knorrigen Aesten einer alten Eiche hingen zwei fast nackte männliche Leichname, grauenvoll verstümmelt, der eine, offenbar zur Erhöhung der Qual, an den Füßen aufgehängt.

„Pest und Hölle!“ rief Mansfeld aus. „Das sieht den Strolchen ähnlich! Wo sie arme Bauern mishandeln können, da sind sie tapfer! Aber wartet, ich hoffe ein Dutzend von euch zur Sühne daneben aufknüpfen zu lassen!“

„Soll ich sie losschneiden lassen?“ fragte Xaver?

„Nein! Sie sollen hier hängen als Zeugniß der Schandthat, bis wir Rache genommen!“ antwortete Mansfeld ingrimmig.

„Seht euch das an, Kinder“, rief er gegen die Reiter hingewandt, „und wenn wir auf den Feind stoßen, erinnert euch daran, daß wir solche Bubenstücke zu bestrafen haben! Haut ein wie die Löwen! Das aber sage ich euch“, setzte er mit einem furchtbar blitzenden Blick hinzu, „wenn jemals von euch Einer sich hier im Lande solcher Teufeleien gegen arme Bauern oder Bürger, Weiber oder Kinder schuldig macht, der soll mir selbst hängen wie die dort, aber so, daß er sich drei Tage in der Marter krümmt wie ein Wurm! Und ich will kein Erbarmen haben, und wenn er winselte, daß die Steine an zu jammern fingen!“ — —

Mit stummem Grausen, mehr noch vor dem drohenden Antlitz des Feldherrn als vor dem Anblick der Verstümmelten, ritten die Krieger vorüber.

Eben blitzten die ersten Sonnenstrahlen durch die Fichtenbüsche und warfen das blutrothe Licht auf die Leichname. Beiden waren Nase und Ohren abgeschnitten, die Gesichtszüge gräßlich verzerrt durch die Marter, die Körper mit dunklen Streifen und Flecken geronnenen Blutes schauder-

voll bedeckt. Dem Unglücklichen, der verkehrt hing, waren die Augen weit aus dem Kopfe gequollen, und das wilde Haar, von Blut zusammengeklebt, starrte gräulich abwärts.

Zu dem Grausen, welches selbst die Kriegsleute überlief, blieb ihnen nicht viel Zeit, da der Dienst vorwärts drängte. Hauptmann Hayd rückte auf ein Trompetensignal, das Mansfeld ihm geben ließ, mit seinem Cornet im raschen Trabe heran. Die beiden Trupps marschirten jetzt zusammen.

Das Gehölz lichtete sich.

Jetzt sahen sie seitwärts von der Höhe die schwarzen Trümmer des niedergebrannten Schlosses von Netolitz. Ein leichter Rauch zog um die halbeingestürzten Mauern. Am Abhang dehnte sich der Flecken hin; man gewahrte die Kirche.

„Ich sehe keine Feldwachen! Wir wollen die Schufte vom Stroh aufjagen!“ sagte Mansfeld zu Hayd und Xaver, die neben ihm ritten. „Aber krabbelt's da nicht vor uns zwischen den Häusern und Büschen? Bei meinem Schwert! Das sind Pferde und Menschen! Sie wollen eben ausrücken! Jetzt müssen wir ihnen rasch auf den Pelz!“

Das Feld vor ihnen war geräumig und eben. Mansfeld ließ die Reiter in breiter Front aufmarschiren! Wie eine Wetterwolke stürmten sie über das Blachfeld. Die Ungarn, die eben aus dem Ort gerückt waren, suchten sich zum Gefecht zu ordnen. Als eine leichte Reiterschaar, hätten sie diesen schweren Stoß an sich schon nicht auszuhalten vermocht. Sie ritten aber gleich von Anfang nicht fest geschlossen, und jetzt wurden sie vollends unschlüssig und stutzten. Einige folgten, wie aus Instinct, ihrer Gewohnheit sich in einen Schwarm einzeln Fechtender aufzulösen. Es schien Niemand zu befehlen oder Niemand zu gehorchen.

„Sie puffen auseinander wie die Schwärmer und wackeln, ehe wir sie gestoßen haben“, sagte Mansfeld halb lachend.

„Nur fest geschlossen, Jungen, wie eine Eisenmauer, und dann heran wie der Sturmwind!“

Die Ungarn waren im ersten Anlauf geworfen und wie durch eine Pulvermine auseinander gesprengt. Mit wahrer Wuth hieben Mansfeld's Reiter, noch von dem scheußlichen Anblick im Walde erbittert, auf die Einzelnen ein. Alles stürzte unter den Hieben ihrer breiten Schwerter. Die Gewandtheit der ungarischen Reiter auf ihren leichten Pferden, die sie so kühn zu tummeln verstanden, half ihnen diesmal nichts gegen den mächtigen schweren Stoß der Gewalt, mit dem die halb eisernen Deutschen und Böhmen auf sie anstürmten.

„Hauptmann Rechobom“, befahl Mansfeld, „rückt gegen die Kirche vor und seht zu, ob Ihr den Unsrigen helfen könnt!“

Xaver zog seine Leute zusammen und führte den Befehl aus. Indessen ließ Mansfeld die Niedergehauenen durchsuchen. Verwundete und Offiziere wurden zu Gefangenen gemacht. Ausgeplündert wurden Alle, doch die Beute auf Befehl des Generals zusammengebracht, um gleichmäßig vertheilt zu werden. Dieser ritt indessen, begleitet von zwei Trompetern, die ihm immer folgen mußten, um, wenn es nöthig, Signale zu geben, nach dem höchstgelegenen Punkt in der Nähe, um rings um zu schauen, ob sich nichts Verdächtiges wahrnehmen lasse. Plötzlich sprengte er mit verhängtem Zügel zurück. Einen der beiden Trompeter sah man nach den Häusern jagen, wohin Xaver gerückt war. Hayd erkannte, daß etwas Wichtiges vorgehe, ritt Mansfeld entgegen und kam mit ihm zugleich zu den Truppen zurück.

„Haut alle den Hunden die Köpfe entzwei, daß keiner von ihnen mehr beißen kann“, befahl Mansfeld den Leuten

und deutete auf die Gefangenen, etwa zwanzig an der Zahl, die, von etlichen Reitern bewacht, am Flügel standen. Hayd's Leute stutzten. „Haut sie nieder!“ donnerte Mansfeld noch einmal, „sonst spalte ich euch selbst den Schädel!“ Die Mannschaften trauten anfangs ihren Ohren nicht; jetzt aber sahen sie, daß es Ernst war, und da sie wußten, der General halte Wort mit seinen Drohungen, hieben sie plötzlich auf die Unglücklichen ein, daß gleich Etliche mit gespaltenen Schädeln zu Boden stürzten. Entsetzen ergriff die Andern, da sie, der Sprache unkundig, das furchtbare Todesurtheil, das über sie gefällt war, nicht verstanden hatten, bei diesem plötzlichen Ueberfall. Schon zuvor hatten sie durch Verwundungen und Blutverlust matt, in Angst über ihre Zukunft fieberhaft schlotternd dagestanden; jetzt war es, als ob der Schrecken der Hölle sie ergriffe. Sie heulten laut auf; Einige versuchten in wahnsinniger Angst flüchtend davonzustürzen, Andere warfen sich auf die Knie und erhoben die Hände flehend.

„Dankt eurem Gott“, rief Mansfeld mit furchtbarer Stimme, „daß ihr so leicht davonkommt; hätte ich Zeit gehabt, ihr hättet Alle dort oben neben den armen Bauern hängen und gleiche Martern aushalten sollen!“

Diese erbarmungslosen Worte und die wilde That fielen fast in Eins zusammen. Die Wenigen, die die Flucht versucht hatten, waren im Augenblick von den Reitern eingeholt und zu Boden gehauen; unter den andern Wehrlosen wüthete das Schwert mit gleicher Vertilgungswuth. Einige rafften sich empor zum Kampf der Verzweiflung. Sie fielen ihre Niedermetzler mit dem Ingrimm der Todesverachtung und Todesangst zugleich an. Sie packten sie mit den unbewaffneten Armen, rissen sie vom Pferde, wälzten sich mit ihnen am Boden, schlugen den Biß ihrer Zähne

in Arme und Gesicht der Gegner ein und zwangen diese zu gleicher Wuth der Vertheidigung. Doch dies war nur das ohnmächtige Aufflammen eines Augenblicks; von allen Seiten umstürzt, von Schwertern zerfleischt, von Piken mitten durch den Leib gestochen, wälzten sie sich bald bewußtlos in gräßlichen Verzuckungen am Boden. Die herabgerissenen Reiter schwangen sich wieder in den Sattel und Alle folgten dem Commando des Hauptmanns, der sie dem voranjagenden Mansfeld nachführte.

Während dieses Getümmels hörte man Trompetenstöße im Ort. Xaver und die Seinigen wurden durch diesen Kriegsruf von dort zurückberufen. Der wilde Ritt Mansfeld's ging seitwärts über Feld, einer sich tief einsenkenden und hinter dem Wald hinabziehenden Schlucht folgend. — Bald nahm das Dickicht die Eilenden auf. Sie ritten quer durchs Gebüsch, daß die Zweige Gesicht und Kleider zerrissen. Endlich erreichten sie einen Weg, der am Hügelsaume im Thal hinunterführte. Hier ließ Mansfeld die Leute sich sammeln und ordnen. Während dessen ritt er die Front hinab und sagte belehrend zu den Leuten:

„Hier werden sie uns nicht finden, Kinder, aber es war Zeit, daß wir diesen Schleichweg gewannen, denn hinter den Hügeln rücken Kürassiere und Slowaken an. Deshalb durfte dort oben Keiner lebendig bleiben, der verrathen hätte, wohin wir unsern Weg genommen. Sonst hätte ich die Schurken laufen lassen, obgleich sie Alle drei mal Galgen und Rad verdient hatten. — Den Weg, den wir zuvor gekommen sind“, wandte er sich zu Hayd, „konnten wir nicht mehr zurück; denn das sah ich wol, den hatten sie uns schon verlegt. Aber noch war keine Pferdenase über der Crete des Berges zu sehen, als ich euch hier in Sicherheit hatte. Wenn nur Hauptmann Rechodom seine Leute

heil herausbringt aus dem verbrannten Neste, so sind wir geborgen. Den Weg habe ich ihm angeben lassen. Gott gebe, daß er ihn treffe! Wir müssen nun hier hinunter am Wald, bis wir an das Waldwasser kommen, was nach Groß=Lasken hinunterfließt. Sind sie klug und wissen sie Bescheid, so verlegen sie uns dort die Furt und wir müssen uns durchhauen. Also haltet euch fertig. Ladet die Carabiner und Pistolen wieder! — Und in Ordnung geritten!"

Der Zug ging in beschleunigtem Marsch auf dem abschüssigen, mit Steinen bedeckten und oft durch Gestrüpp verwachsenen Boden vorwärts. Nach zehn Minuten lief die Schlucht in das Thal des Flüßchens aus; zu allgemeiner Freude sah man in dem Augenblick, wo man es erreichte, Xaver mit den Seinigen längs dem Wasser herantraben. Mit freudigem Rufe, mit Schwenken der Hüte und Schwerter begrüßte man sich.

Mansfeld strich sich schmunzelnd den Knebelbart. „So sind wir vorläufig Alle glücklich aus der Mausfalle", murmelte er vor sich hin.

Xaver schloß sich bald an. Er war durch einige und zwanzig Mann vom Regiment Berka verstärkt, die sich in der Kirche bei Schloß Netolitz gehalten und durch die Ankunft der Mansfeld'schen Reiter, welche die ungarischen aufjagten, in dem Augenblick gerettet worden waren, wo sie sich völlig verloren glaubten. Da sie durch Hunger und Anstrengung, Einige auch durch Wunden erschöpft waren, hatte Xaver sie theils auf den Beutepferden, theils auf der Croupe bei seinen eigenen Leuten fortschaffen lassen. Er berichtete Mansfeld darüber. „Brav Nechodom", lobte ihn Mansfeld. „Wär's Euch nicht gelungen, so wären wir umsonst geritten. Jetzt ist mir's nicht leid, daß ich's unternommen habe. Bloße zwanzig Mann wären freilich das

Wagstück nicht werth, aber ihre That war es werth. Kommt man solchen Leuten nicht zu Hülfe, dann mag's der Teufel den Leuten künftig übelnehmen, wenn sie sich wie die Lumpenhunde ergeben!"

Der Marsch wurde darauf fortgesetzt. Nach einer Stunde erweiterte sich das Thal; der Fluß schlug eine starke Biegung nach Norden. Plötzlich sah man Groß-Lasken.

„Nun sind wir glücklich durch", rief Mansfeld fröhlich und zeigte nach dem Kirchthurm hinüber; „dort sind wir geborgen. Quartier ist gemacht und gute Freunde warten auf uns!"

Elftes Capitel.

Hier befand sich die Furt, von der Mansfeld gesprochen hatte; jenseits konnte man den Weg quer über Feld nach Groß-Lasken einschlagen. Mansfeld war zuerst durch den Fluß auf einen Hügel geritten, um zu recognosciren.

„Tod und Teufel!" rief er aus, als er sich oben umschaute. „Das ist mehr Futter als ich allein verdauen kann!"

Die gesammten Höhen, eine halbe Stunde jenseit des Flusses, waren mit Truppen besetzt. Boucquoi war mit seinem ganzen Heere von Budweis aus vorgegangen, um Mansfeld's Corps von den übrigen ständischen Truppen, die vor und um Budweis lagerten, abzuschneiden und so nach Prag durchzubrechen. Diesen Plan übersah Mansfeld mit seinem Feldherrnauge auf der Stelle. Er winkte

die Hauptleute Xaver und Hayd, die noch am Ufer hielten und den Durchmarsch ihrer Leute in Obacht nahmen, zu sich hinauf.

„Seht dort“, machte er sie aufmerksam, „das ist, glaube ich, das ganze österreichische Heer. Die drängen auf uns, das ist kein Zweifel. Es sind verteufelt Viele“, fuhr er scharf hinüberblickend fort. „Unterm Berghang dort das sind Dragoner, und die dahinter marschiren, das müssen Waldstein's Kürassiere sein. Die beiden allein machen funfzehn Cornet aus! Und drüben am Walde das ist das Fußvolk! Es ist kein Zweifel, das ist Boucquoi mit Allem, was er in und am Leibe hat! Er ist wenigstens viertausend Reiter und achttausend Mann Fußvolk stark, das weiß ich aus sicherer Kundschaft, und ist er hier, ist er nicht mit halber Macht gekommen!“

„So ist er vier mal stärker als wir!“ versetzte Hauptmann Hayd bedenklich.

„Thein könnten wir vielleicht ungefährdet erreichen und uns dort verschanzen“, erlaubte sich Xaver in bescheidenem Tone zu bemerken.

„Den Teufel auch“, rief Mansfeld fast zornig, „dann würden wir ja Hohenlohe im Stich lassen! Wenn Boucquoi nur ein Gran Hirn im Schädel hat, läßt er uns laufen, und wirft sich dann zuerst auf den Grafen, und morgen oder übermorgen käme die Reihe an uns und er bräche durch bis Prag! Nein! Wir müssen uns schlagen! Wir müssen Boucquoi hier aufhalten und Hohenlohe benachrichtigen. Er steht keine Meile von hier; in drei Stunden kann er uns zu Hülfe kommen, und so lange halten wir Stand.“

Er gab hierauf Hayd den Befehl, sogleich drei sichere Leute, jeden einzeln auf anderm Wege, an den Grafen

Hohenlohe abzusenden, der mit seinem Corps von viertehalbtausend Mann in der Nähe von Budweis im Lager stand.

„Der Graf möge sogleich die Trommel rühren lassen, im Eilmarsch auf Groß-Lasken vorrücken und Boucquoi in Rücken und Flanke fallen. Mansfeld werde ihm so lange die Zähne weisen“; so lautete der mündliche Auftrag. — Den Boten wurde die höchste Eile empfohlen.

Mit Hayd's und Nechodom's Leuten eilte Mansfeld nach Groß-Lasken. Im Reiten äußerte er seinen Unmuth über die Lage der Dinge unverhohlen.

„Wir werden einen harten Stand haben und viel Leute aufopfern müssen“, sagte er unwillig, „allein es geht nicht anders, sonst könnte der ganze Feldzug verloren gehen! — Es ist freilich schlimm genug, daß wir nicht stärker hier sind. Ich habe es den Herren in Prag oft genug geschrieben und gesagt! Mannschaften und Geld sollen sie schaffen! Wenn man den Krieg anfängt, soll man auch für die gehörigen Mittel sorgen, sonst kann er Einem schlecht bekommen! Allein diese Herren, die keinen Herrn über sich dulden mögen, wollen auch den Geldbeutel nicht aufmachen! Und das Beispiel wirkt übel auf das Volk. Es macht Schwierigkeiten, den Helm aufzusetzen und den Spieß in die Hand zu nehmen. Nun ist die Gefahr da! Hätte man auf mein Wort gehört, Budweis und Krummau müßten in unserer Hand sein so gut wie Pilsen. Vielleicht bedrohten wir jetzt schon Linz und könnten die Donau abwärts in Oesterreich eindringen, während Thurn oben aus Mähren anrückt! Was hilft es jetzt, daß er vorgeht? Und wenn er Wien zu sehen bekäme, was hätte Böhmen davon, im Fall Boucquoi indessen Prag belagert? — Und das könnte kommen, wenn wir hier nicht Alle unsere Schuldigkeit thun!“

Mansfeld wußte nicht, daß in dem Augenblick, wo er diese Worte sprach, Wien wirklich schon so nahe, als er hier als möglich hinwarf, durch Thurn bedroht wurde. Nur im Allgemeinen hatte er von dessen Vorrücken aus Mähren nach Oesterreich Nachricht. Allein wie die Lage, in die er selbst jetzt gerieth, auf Thurn zurückwirken müsse, das sah er mit richtiger Ahnung.

Die Massen der Reiter, obwol sie in vollem Trabe das Blachfeld kreuzten, waren ihm doch zu langsam. Er überließ es Hayd und Xaver, sie so rasch als möglich heranzuführen, und ritt selbst in vollem Jagen nach Groß-Lasken voran und in den Flecken hinein, um dort die nöthigen Dispositionen zu treffen.

Er fand bereits den ganzen Ort in Bewegung, und seine Truppen, die ihn dort erwartet hatten, unter den Waffen. Alles begrüßte sein unverhofftes Erscheinen mit lautem Freudengeschrei, denn man war schon besorgt um ihn gewesen. Er befahl den Obersten und Feldhauptleuten, die er sämmtlich zu Pferd traf, ihm zu folgen, und ritt weiter im Galopp durch den Ort bis vor sein Quartier auf dem Markte. Hier hielt der ganze Reitertroß. Diener sprangen dem General sogleich entgegen und wollten ihm vom Pferde helfen. Er war mit raschem Sprunge hinunter, ehe ihm Jemand den Bügel halten konnte. „Meinen Harnisch und den schwarzen Hengst!“ befahl er. „Tummelt euch! — Bis mein Rappe da ist, wollen wir Kriegsrath halten“, rief er den Offizieren zu, die ihm nachgeritten waren, jetzt aber gleichfalls ehrerbietig vom Pferde sprangen und ihn zu Fuß umringten.

„Boucquoi greift uns an, ihr Herren! Und wir müssen Stand halten. Ich habe schon zum General Grafen Hohen-

lohe geschickt, daß er uns zu Hülfe kommt. So lange müssen wir uns wehren. — Mein Plan ist der: Wir formiren auf der Ostseite des Fleckens mit unserm Train und Bagage eine Wagenburg. Davor die Cavalerie in drei Abtheilungen, im Triangel, daß sie einander zum Succurs bereit sind. Hinter ihnen die Musketiere; wir theilen unsere acht Fähnlein so: vier auf dem linken, drei auf dem rechten Flügel der Packwagen, eins davor. Den Rücken lehnen wir hier an Groß-Lasken! Das ist meine Meinung!*) Was sagt Ihr, Herr Rheingraf?"

„Ich denke", erwiderte der Gefragte, „das wird so gut sein!"

„Und Ihr, Oberstwachtmeister Carpezo?"

Der Graubart nickte. „Alles gut so! Den rechten Flügel will ich schon halten!"

„Laßt sogleich die Trommeln rühren, Oberstwachtmeister, und marschirt ab! Ihr auch, Graf Solms, laßt zum Aufsitzen blasen! Ihr nehmt Eure Stelle in der Front zwischen Hauptmann Hayd und Rechodom, die Ihr schon draußen bei den Wagen trefft! — Oberst Schlammersdorf! Beaufsichtigt die Anordnung der Wagen; wählt eine gute Position und macht, daß das Viereck rasch zu Stande kommt!"

Während Mansfeld diese Befehle ertheilte, waren seine Leute mit dem Harnisch gekommen und führten das frische Pferd vor. Er ließ sich den Küraß anschnallen, fuhr aber dabei fort, Anordnungen zu treffen. „Gebt uns einen Trunk", rief er seinen Dienern zu: „Bringt Alles, was ihr habt, herbei und vertheilt es unter die Herren! Wir dürften einen heißen Tag haben und Boucquoi wird uns nicht viel Zeit zum Mittagsessen lassen!"

Die Diener flogen. Sie kamen mit Bechern, Flaschen,

---

*) Historisch.

Brot, Fleisch auf Tellern, Körben, in der freien Hand, wie es der Zufall gab. Alles griff zu.

Mansfeld schwang sich, sowie der letzte Riemen am Harnisch zugeschnallt war, in den Sattel, dann stürzte er rasch einen vollen Becher hinunter. „Ich bin noch nüchtern und wir haben schon wacker gearbeitet", sagte er lachend; „da saugt sich der Wein ein wie der Regen in den dürren Sand. „Noch einen!" Der Diener schenkte wieder voll. „Auf euer Aller Wohlsein, ihr Herren, und auf glückliches Wiedersehen nach der Affaire!"

„Nach dem Sieg!" rief Graf Solms. Sie stießen an und leerten die Becher fröhlich.

Trommelwirbel ertönte jetzt ringsum; Trompeten schmetterten darein. Die Cavalerie jagte im Galopp hinaus auf ihre Posten. Das Fußvolk brach auf verschiedenen Wegen auf. Getümmel und Lärmen überall. — Die Sonne war schon hoch am Himmel, die Hitze groß. Ein dichter Staub wurde von allen Seiten aufgewirbelt. Mansfeld, von zwei Adjutanten und zwei Trompetern gefolgt, ritt an der Colonne hinunter, vor den Ort, um die Anordnungen selbst zu leiten. Er fand die Wagenburg noch nicht so weit in Ordnung, als er erwartete. „Hauptmann Ringhelm", rief er daher einem seiner Begleiter zu, „reitet auf den linken Flügel. Sie sollen ins Teufels Namen eilen, daß sie mit der Wagenburg fertig werden."

Der Hauptmann jagte über das Feld.

Boucquoi's Truppen krönten jetzt sämmtliche Höhen. Eben kam auch Einiges von seinem Geschütz hinter einem vorspringenden nähern Hügel herauf und besetzte denselben. Mansfeld ließ sogleich die zwei kleinen Feldstücke, die einzigen, die er hatte, auf den Hügel richten. „Was wollen wir abwarten, bis sie dort das Maul aufthun!" sagte er

dem Constabler beim Geschütz. „Schickt ihnen einen blauen Brief hinüber, ehe sie ihr Nest gebaut haben!“

Die Kaiserlichen waren eben dabei, ihr Geschütz nach der schwerfälligen und langsamen Weise jener Zeit schußfertig zu machen. In diesem Augenblick donnerte der erste Schuß aus Mansfeld's verschanzter Position, und die Kugel traf so glücklich, daß sie in die Räder eines eben aufgestellten Geschützes schmetterte, sodaß dieses umstürzte.

„Das ist ein guter Anfang“, rief Mansfeld froh, und seine ganze Umgebung jubelte auf. „Nur fortgefahren.“

Auch das zweite Feldstück gab Feuer, und der Schuß riß einige Leute weg! Es wurde auf der Stelle frisch geladen. Doch jetzt war man auf der Höhe auch schußfertig. Es blitzte auf, eine Rauchwolke krönte den Hügel, dann kam der Knall dumpf, feierlich nach, und wenige Secunden später schmetterte eine Kugel auf dem linken Flügel in die aufgestellten Wagen, gerade dahin, wo man noch nicht völlig in Ordnung war. Eine zweite folgte unmittelbar nach. Toben und Geschrei erscholl auf dem Flecke, wo die Kugel eingeschlagen war; die Pferde wurden scheu, sprangen wild durcheinander, und eins der Gespanne flog plötzlich, von den scheugewordenen Rossen pfeilschnell fortgerissen, ins weite Feld hinaus!

„Der Teufel soll die Schurken von Fuhrknechten holen!“ schrie Mansfeld, und ritt selbst nach der Gegend, wo die Lücke in der Wagenburg entstand. Doch schon fuhr ein zweites Gespann unordentlich heraus, und ein drittes gleichfalls, sodaß beide gegeneinander prallten und stürzten. Dadurch kam Verwirrung in die ganze Wagenburg. Gleichzeitig flogen Kugeln und Granaten auch von einer andern Seite hinein, und ein Theil von Boucquoi's Cavalerie brach unversehens zwischen zwei Anhöhen hervor, um den

Angriff auf Mansfeld's aufgestellte Reiter zu machen. So eröffnete sich das Gefecht. *)

Zwölftes Capitel.

Mansfeld, dessen Auge überall war, flog zum Grafen Solms, der dem Angriff am nächsten hielt. Er befahl ihm, sich den Kaiserlichen entgegenzuwerfen. Im nächsten Augenblick brauste die schwarze Sturmwolke seiner Reiter finster übers Feld. Der Boden dröhnte unter den Hufen und ein dichter Staub wirbelte empor.

Es waren leichte ungarische Reiter, mit denen Boucquoi den ersten Angriff gemacht hatte. Die Mansfelder rasselten wie eine eherne Mauer mit Flügeln, dicht geschlossen in die kecken, aber schlecht geordneten Haufen. Im Augenblick waren diese nach allen Seiten zersprengt. Sie flüchteten quer über Feld und Viele wurden einzeln niedergehauen. Dadurch gerieth aber auch Solms' Reiterei auseinander. Diesen Augenblick nutzte das Regiment Waldstein-Kürassiere und warf sich der Schaar des Grafen Solms in die Flanke. Dieser machte entschlossen Front gegen den neuen Gegner, und es entspann sich ein erbitterter Kampf. Mansfeld selbst sprengte ins Getümmel und leitete das Gefecht. Doch wie tapfer sich seine Reiter schlugen, sie wurden von der Uebermacht zurückgedrängt gegen die Wagenburg. Xaver hielt am linken Flügel, ohne Befehl. Doch da er jetzt das ganze Feld von der feindlichen Reiterei überschwemmt und das Misgeschick der Seinigen sah, nahm er es auf seinen Kopf,

---

*) Historisch.

ohne Befehl anzugreifen. Er warf sich mit seinem Fähnlein mitten in den Schwarm eines unordentlich angreifenden Haufens wilder Ungarn. Einem eisernen Keil gleich, drang er in geschlossener Schlachtordnung mit seinen tapfern Böhmen mitten in die Feinde ein. Diese schlugen aber wie eine Welle über seinem Haupte zusammen, denn nach einigen Minuten sah er sich von allen Seiten umringt. „Mir nach!“ rief er und zog sein blitzendes Schwert, „hier brechen wir durch!“ Er stürzte sich voran in den wilden Schwarm; den nächsten Führer traf er mit furchtbarem Hieb über den Kopf, daß er, wie vom Blitz herabgeschleudert, vom Pferde stürzte. An ihm vorüber sprengte er in die dichteste Schaar; seine Leute folgten. Es gelang ihnen, wieder freies Feld zu gewinnen, und sie jagten auf den Flügel der Wagenburg zu, um daselbst wieder ihre Stellung einzunehmen.

Die Musketiere, die dort ihren Stand hatten, thaten wacker ihre Schuldigkeit. Sie nahmen die Reiter auf und empfingen den nachjagenden Feind mit einer donnernden Salve, die Roß und Mann in großer Zahl niederstreckte.

Jetzt war das Handgemenge ganz allgemein. Boucquoi hatte einen Angriff durch seine Lanzenknechte zu Fuß befohlen, um sich zwischen die Wagenburg und den Flecken zu werfen, und so den Truppen Mansfeld's in den Rücken zu fallen. Dieser sah die Gefahr. Sogleich beorderte er Hayd, mit seinen Leuten die bedrohte Communication zu decken; und zweihundert Mann Fußvolk mußten in den Flecken selbst zurück, um diesen zu schützen.

„Ich dachte nicht, daß Boucquoi so weit kommen sollte, bevor Hohenlohe heran ist“, sagte er zu dem Oberstwachtmeister Carpezo, der an seiner Seite ritt.

„Brennt es nicht dort?“ fragte dieser statt der Ant-

wort, und deutete mit der Hand auf ein Dach von Groß-Lasken.

„Alle Teufel, ja! Sie müssen Granaten in das Nest geworfen haben“, rief Mansfeld. „Wenn jetzt Hohenlohe nicht bald kommt, brennt uns hier der Kohl an! Er könnte schon hier sein!“

„Wenn er wollte!“ summte Carpezo in den Bart.

„Wenn er wollte? Ihr glaubt doch nicht, daß er ausbleibt? Während ich, um ihn nicht preiszugeben, hier das Gefecht angenommen habe?“

Carpezo strich sich den Knebelbart und schwieg. Aus Mansfeld's Auge leuchtete ein furchtbarer Blitz auf.

Allein es war nicht viel Zeit, Betrachtungen anzustellen. Der Augenblick drängte zu heftig. Der Feind hatte wirklich Granaten bis in den Flecken geworfen, was bei der Entfernung seines Geschützstandes fast unglaublich schien. Die gewaltige Hitze und lange vorhergegangene Dürre machten, daß das Holzwerk der Dächer auf der Stelle Feuer fing. Schon stieg die Flamme hoch aus den Hauptgebäuden auf.

Mansfeld ritt selbst zu dem Fußvolk, das sich nach dem Flecken zurückwarf, heran und gab seine Befehle. Sie sollten die Kriegskasse, die sich dort in der Nähe seines Quartiers befand, decken, und den Wagen mit Geld sogleich auf der Straße nach Thein abfahren lassen.

Inzwischen wurde der Stand des ganzen Gefechtes immer schlimmer. Durch die gleich anfangs entstandenen Lücken in der Wagenburg war der Feind eingedrungen. Er schlug sich mit den Musketieren Mann für Mann. Die Cavalerie Mansfeld's war nicht mehr beisammen, sondern hieb sich hier und dort mit den Gegnern herum; zwar meist siegreich, doch ohne den Erfolg nutzen zu können, da in die Stelle der geworfenen Truppen immer neue einrückten.

Mansfeld ließ zum Sammeln blasen; er raffte von Reitern auf, was er vermochte, um noch einmal in Masse mit ihnen anzugreifen, in der Hoffnung, die Kürassiere zu werfen und so Boucquoi zu zwingen, auch seine Infanterie von dem Angriff auf Groß=Lasken zurückzuziehen. — Er selbst stellte sich an die Spitze der Leute. Die muthvolle eiserne Schaar stürmte wie die Windsbraut übers Feld in die dicht geschlossenen Linien der Kürassiere. Graf Albrecht Wallenstein, der sie führte, hielt mannhaften Stand. Dennoch durchbrach Mansfeld die Reihen und die Kürassiere wurden nach allen Seiten geworfen. Das Gefecht konnte jetzt eine glückliche Wendung nehmen.

„Nun in die Infanterie eingehauen“, rief Mansfeld mit seiner Löwenstimme; „Hayd und Nechodom! Haltet euch scharf an mich!“

In geschlossener Linie, im wilden Anlauf sprengten die Reiter nach dem Ziel, das ihnen Mansfeld's Degenspitze wies. Doch in dem gleichen Augenblick warfen sich die Dragoner Boucquoi's, die er bisher noch vom Gefecht zurückgehalten und hinter einer Anhöhe aufgestellt hatte, auf die Cavalerie Mansfeld's und bedrohten sie in der linken Seite. Zum Glück hatte Mansfeld, dessen Auge überall auf dem Schlachtfelde umherblitzte, das drohende Unheil rechtzeitig erkannt. Er ließ eine Schwenkung machen, um Front gegen die Dragoner zu gewinnen. Doch die Bewegung wurde schlecht ausgeführt; die Vordersten hörten weder das Commando noch das Trompetensignal.*) Die Masse brach sich, ein Theil jagte auf die Infanterie Boucquoi's zu, der andere warf sich gegen die Dragoner. Diese, frisch im Gefecht, mußten schon durch

---

*) Historisch.

übergewaltige Masse siegen. In fünf Minuten war die ganze Mansfeld'sche Cavalerie überflügelt, in Flanke und Rücken genommen. So entstand ein Kampf der wüthendsten Erbitterung, der Verzweiflung. Pardon wurde bei dem gegenseitigen Haß der durch fanatischen Religionseifer entflammten Leute nicht gewährt und nicht gefordert. Jeder Einzelne für sich kämpfte um sein Leben. Mansfeld schrie den Leuten zu: „Mir nach, hier sind sie am dünnsten, hier haut euch durch!“ Er warf voranstürmend seinen Rappen mitten in die Feinde. Der feurige Andalusier, an Kraft und Gewandtheit den Thieren der gemeinen Reiter weit überlegen, brauste so gewaltig in die Reihen, daß er gleich zwei Reiter sammt den Pferden niederrannte, von denen einer noch einen dritten mit zu Boden riß. Mansfeld sprengte durch! Xaver war der Nächste nach ihm und drang mit ihm in die Lücke ein. Sein Fähnrich Culmbach deckte ihn gegen den Hieb eines Dragoners, doch in gleichem Augenblick stieß ein Anderer dem jungen Tapfern das breite Schwert mitten durch den Leib; mit lautem Aufschrei stürzte er vom Pferde. Es fuhr Xaver wie ein Dolchstoß durchs Herz; allein er hatte nicht viel Zeit, sich nach dem gefallenen Freunde umzuschauen, denn eben wurde Mansfeld's Haupt wieder durch einen furchtbaren Hieb bedroht. Xaver stieß dem Dragoner sein Schwert durch die Kehle; doch gleichzeitig fühlte er es wie einen Keulenschlag von hinten her auf den Kopf, daß er betäubt Schwert und Zügel fallen ließ. Noch einige mal schwankte er im Sattel hin und her, dann stürzte er halb vom Pferde, halb wurde er von der umdrängenden Masse hinabgerissen. — — —

— — Mansfeld, der nur vorwärts stürmte, sah nicht, was hinter, was neben ihm vorging. Er wollte

nur Bahn brechen. Es gelang. Die Seinigen waren hart an ihm. Sie trieben einen Keil durch die Mauer der Gegner. Als diese einmal durchbrochen war, flutete die Masse gewaltig nach. „Freies Feld!“ rief Mansfeld aufathmend, als er hindurch war, und spähte umher, wie er mit der Cavalerie wieder zu seiner Infanterie und der Wagenburg gelangen könne. Die Flammen der brennenden Dächer von Groß-Laskeu und die dicken, schwarzen Rauchmassen, die sich von dort her langsam hinüberwälzten, gaben ihm die Richtung an. „Vorwärts!“ rief er, „mir nach!“ Und in zwei Minuten erreichte er sein Ziel.

Mit Jubel wurde er begrüßt! Den selbst hart Bedrängten kehrte der Muth zurück als sie ihren Feldherrn erkannten. Er gewährte einen furchtbaren, aber das Soldatenherz wild begeisternden Anblick! Gesicht und Körper waren mit Blut überströmt, das aus drei Wunden quoll, von Stirn, Arm und Brust. Er achtete dessen nicht.

„Heda, meine Jungen!“ rief er die Musketiere mit freudigem Tone an; „haltet euch brav und gebt es ihnen wieder.“ An ihrer Front hinunterjagend mitten im Kugelfeuer, rief er ihnen Muth ins Herz. „Der Entsatz muß gleich da sein! Nur noch festgehalten, Kinder! In einer Viertelstunde, denke ich, geht's den Kaiserlichen schlimmer als uns jetzt.“

An diesem Punkte war noch einige Festigkeit in den Truppen. Auf beiden Flügeln sammelten sich die versprengten Reiter wieder an und ordneten sich zu einem neuen Angriff.

Mansfeld's Offiziere drangen in ihn, sich verbinden zu lassen. Er wies es zurück. „Pah! Hautritzen!“ — Doch der Feldscheer bestand auch darauf: „Bei der Hitze und Arbeit kann Euch der Blutverlust das Leben kosten!“

„Ich bin kein Muttersöhnchen!“ fuhr Mansfeld ihn rauh an. Der alte Mann ließ sich aber nicht abweisen. Die Offiziere ebenfalls nicht.

„Wenn Ihr uns fehlt“, murmelte der alte Carpezo leise, „verlieren die Leute den Muth und wir sind Alle beim Teufel!“

Mansfeld gab endlich nach. Hinter einem Bagagewagen, der einige Deckung gegen die Kugeln gewährte, ließ er sich einen nothdürftigen Verband anlegen.

„Wo ist Hauptmann Nechodom?“ fragte er während dessen. „Du rittest an seiner Seite, als wir durchbrachen“, redete er einen Reiter an, der dem Doctor behülflich war.

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Ich sah, daß sie ihn vom Pferde rissen“, antwortete er.

„Und kamst ihm nicht zu Hülfe?“ fragte Mansfeld finster.

„Ich war schon abgedrängt und hatte mir drei Dragoner vom Leibe zu halten.“

„Ist er wirklich vom Pferde gerissen? Ist er gefangen? Oder ist er niedergehauen?“ wiederholte Mansfeld seine Fragen hastig.

„Ich habe nichts weiter von ihm gesehen“, war die Antwort.

Mansfeld sah finster aus, aber er schwieg. — „Jetzt laßt mich wieder aufsitzen“, befahl er. Es wurde ihm ein anderes Pferd, das eines gemeinen Reiters, vorgeführt. — „Wo Teufel habt ihr meinen Rappen?“

„Er ist verwundet; zwei Kugeln im Kreuz. Das Thier ist matt vom Blutverlust!“ antwortete der Reitknecht.

„Hm!“ murmelte Mansfeld. „Unbrauchbar?“ — Doch er sagte kein Wort weiter, sondern schwang sich auf das gewöhnliche Reitpferd.

Carpezo hatte den Tausch angeordnet; der Rappe war verwundet, aber wäre doch noch brauchbar gewesen. Allein das Gefecht nahm eine Wendung, wo es allzu gefährlich für den Feldherrn sein konnte, als solcher erkannt zu werden.

Jetzt hätte ihn auch Niemand mehr erkannt. Den Hut, der ihm auf den Verband nicht paßte, hatte er mit einer Feldmütze vertauscht, den spanischen Mantel schon zu Anfang des Gefechts wegen der Hitze abgeworfen. Sein Lederkoller war wie das eines andern Reiters, überdies von Blut und Staub ganz besudelt. Ingrimm in den Zügen, durch die Blutstreifen und Tropfen auf Stirn und Wangen eine furchtbare Gestalt, ritt er auf eine freie Stelle, um das Gefecht zu übersehen. „Sie wehren sich wie die Löwen“, sagte er, da er sah, wie seine Leute Stand hielten, und welche Unordnung auch bei dem Feinde herrschte. „Wir sind, hol' mich der Teufel, eines bessern Schicksals werth, als wir haben werden! Hohenlohe! Hohenlohe!“ murmelte er zwischen den Zähnen. — „Die Wagenburg ist nicht mehr zu halten“, sagte er nach einigen Augenblicken, während welcher er das Schlachtfeld nach allen Richtungen scharf gemustert hatte.

„Reitet zum Oberst Carpezo“, befahl er einem seiner Adjutanten, „er soll sich in den umzäunten Garten dort nach der Stadt zu zurückziehen und sich darin vertheidigen, solange er einen Schuß Pulver hat. Vielleicht kommt doch noch Hülfe!“

Dreizehntes Capitel.

Der Offizier flog hinüber. Die befohlene Bewegung wurde sofort ausgeführt. Gerade im rechten Augenblicke, denn der Feind drang schon von drei Seiten in die Wagenburg und die Leute wären dort halb erdrückt, ohne sich bewegen zu können, sämmtlich niedergemetzelt worden.

Mansfeld wandte eben sein Pferd, als ein junger Offizier von dem Flecken her auf ihn zusprengte und dicht an ihm hielt: „Teufel! Kommt Ihr aus der Hölle?“ rief ihn der General an. „Ihr seht ja aus wie ein Essenkehrer des Satans!“

Der Offizier war ganz von Ruß und Rauch geschwärzt, sein Wams voll Brandflecken, sogar glimmende Funken hingen noch an seinem Filzhut.

„General, der Brand in der Stadt nimmt überhand! Euer Quartier ist in äußerster Gefahr. Wir können uns keine halbe Stunde mehr halten!“

Mansfeld runzelte die finstre Stirn noch finstrer. „Jagen Euch die Kaiserlichen aus dem Hasenlager?“ fragte er spöttisch.

„Und die Flammen!“ antwortete der Offizier fest, halb trotzig.

Der General maß ihn mit einem langen Blick. „Laßt sehen, ob ich feuerfester bin als Ihr! Ich will mich selbst ins Nest werfen und es halten, solange ein Platz darin ist, wo man Athem schöpfen kann!“

„So ist Eile nöthig, General“, antwortete der Offizier,

„denn die Verbindung zwischen hier und der Stadt wird bald abgeschnitten sein.“

„Meint Ihr? Junker Vorlaut“, fuhr ihn Mansfeld an. „Ich denke ich sehe mich selbst um nach den Dingen, die ich wissen muß! Hättet wol Lust, den General zu spielen!“

„Hm? Warum nicht?“ entgegnete der junge Mann. „Wenn auch heute nicht viel in dem Glückspiel zu gewinnen ist!“

Mansfeld antwortete nicht, aber man sah ihm an, daß die kecken Antworten und militärisch tüchtigen und einsichtigen Aeußerungen des Offiziers ihm gefielen. „Zum Sammeln blasen!“ rief er seinen Trompetern zu.

„Wartet hier;“ befahl er dem Offizier, „berichtet dem ältesten Offizier, der hier eintrifft, daß er sich mit der ganzen Cavalerie, die sich hier sammelt, in die Stadt vor mein Quartier ziehen soll! — Ich bin sogleich wieder hier. Es soll aber nicht auf mich gewartet werden, sondern Ihr handelt nach den Umständen!“ Nach diesen Worten gab er dem Pferde die Sporen und jagte zu Carpezo hinüber, der eben den Garten besetzen ließ und die Leute zur Vertheidigung des Plankenzauns ordnete.

„Holla! Alter!“ rief Mansfeld ihn an.

„General!“ erwiderte Carpezo, und ritt auf ihn zu.

„Gebt mir die Hand, Alter“, sagte Mansfeld, und streckte ihm seine Rechte entgegen.

„Hm!“ brummte der Oberstwachtmeister, dem das Ding seltsam vorkam.

„Carpezo! Ihr steht hier auf einem ziemlich verlornen Posten. Ich werde sogleich auch einen besetzen. Hauptsächlich wollte ich Euch selbst meine Instruction bringen, und dann gelegentlich auch Lebewohl sagen; man weiß heut

nicht recht, ob und wo man sich wiedersieht. Ihr müßt Euch hier halten, solange Ihr einen Schuß thun könnt."

„Versteht sich", nickte der Graubart.

„Ich werfe mich mit den Reitern in die Stadt und halte die, bis .... bis Hohenlohe kommt", knirschte er ingrimmig heraus.

„Was!" fuhr Carpezo auf. „Warum nicht gar bis an den Jüngsten Tag! General! Ich hoffe, Ihr zieht ab, mit Allem, was Ihr retten könnt!"

„Seht doch! Ich glaube der Alte befiehlt mir!" warf Mansfeld ihm in die Rede. Doch Carpezo fuhr ohne sich zu unterbrechen fort:

„Ich halte Euch die dort", er zeigte auf den Feind ihm gegenüber — „noch eine Stunde vom Leibe. Wie Ihr Euch gegen die da drüben", er deutete auf die Höhen jenseit der Stadt — „durchschlagen könnt, das ist Eure Sache! Aber Ihr müßt, so rasch Ihr könnt, die Straße auf Thein gewinnen!"

„Und soll Euch hier preisgeben?"

„Ist's besser, wenn Ihr Euch zugleich mit preisgebt?" fragte Carpezo.

„Hohenlohe ist ein ....", begann Mansfeld mit zuckenden Gesichtsmuskeln; doch das Wort erstickte in seinem Zorn.

„Und Ihr handelt nicht viel besser wie er, wenn Ihr nicht aus dem Schiffbruch rettet, was zu retten ist", polterte Carpezo zürnend.

„Lebt wohl, Alter! Jeder von uns wird seine Schuldigkeit thun", erwiderte Mansfeld mit gewaltsamer Zusammenraffung. Dabei faßte er Carpezo's Hand noch einmal, schüttelte sie ihm derb und jagte davon.

„Hm!" murmelte dieser, indem er ihm nachsah. „Es

ist mir lieb, daß er mir noch Lebewohl sagen wollte. Wer weiß ... aber zu weichherzig ist er doch!" Dabei wischte er sich mit dem Aermel übers Gesicht, wandte sich dann zu den Soldaten um und rief mit zorniger Stimme: „Nun, Bursche! Rührt die Knochen! Noch nicht aufgestellt? Euch soll das Wetter treffen!" Und er mischte sich hastig unter sie.

Die auf dem Schlachtfelde zerstreut fechtenden Reitertrupps hatten sich indessen gesammelt. Sie wollten eben aufbrechen, ohne wie Mansfeld's Ordre gelautet hatte, ihn abzuwarten.

Jetzt setzte er sich selbst an ihre Spitze. Die Verbindung mit Groß-Lasken war schon hart bedroht, durch die Feuersbrunst und durch den seitwärts anrückenden Feind. Wollte man den Flecken gewinnen, was für den Rückzug nach Thein unerläßlich war, so galt es die höchste Eile. Der Ort stand halb in Flammen, besonders nach der Seite der Wagenburg zu, von welcher die Cavalerie hinein mußte. Jenseits, unter dem Winde, war der Platz noch zu halten. Möglich war es auch noch, zwischen den brennenden Gebäuden nach der andern Seite der Stadt durchzudringen, aber gefährlich; denn Rauch, Aschenstaub, Funken und glühende Kohlen umwirbelten die im Galopp hineinsprengenden Reiter.

„Dort Kugelregen, hier Kohlenregen", warf Mansfeld, zu seinen nächsten Begleitern gewandt, scherzend hin, um ihre düstre Stimmung aufzuheitern. „Ich weiß nicht, ob mein Koller morgen mehr Blutflecken oder mehr Brandflecken haben wird!"

Die Wolken von Dampf- und Aschenstaub, die der Wind durch die Lüfte jagte, wurden so dicht, daß man kaum vor sich sehen konnte; Funkenschwärme sprühten um-

her; die Luft glühte wie in einem Ofen. Man vermochte kaum noch zu athmen.

„Es war beim Teufel nicht nöthig, an einem so heißen Juniusmittage so einzuheizen“, sprach Mansfeld wie zuvor, indem er sich die Funken vom Wams schüttelte und klopfte.

„Ah! — Nun athmen wir wieder.“ Die vordersten der Reiter hatten jetzt die enge Hohlkehle der gefährlichsten Gasse hinter sich und gelangten in den freiern Theil des Orts, gegen den Markt zu, wo des Generals Quartier lag. Da sprengte ihnen von dort her ein Trupp Reiter entgegen und der Führer winkte schon aus der Ferne mit dem Degen, daß die Kommenden sich zurückziehen möchten. Einzelne Reiter folgten dem Trupp nach.

„Was soll das?“ fragte Mansfeld gegen seine Umgebung gewandt. „Sollten die dort ....“

Der Führer, ein Hauptmann, jagte heran. „General“, meldete er diesem, „das Oberthor ist von den Kaiserlichen gestürmt; nur hier die Gasse zu Eurer Rechten gestattet noch einen Ausgang aus dem Orte. Flüchtet dort hinaus!“

Mansfeld's Auge funkelte. „Ist mein Quartier genommen?“

„Die Wagen, die Bedeckung, Eure Dienerschaft, Alles ist dort hinaus geflüchtet“, meldete der Hauptmann.

„Und wir sollten davonreiten wie die Hundsfötter? Den braven Carpezo und die Musketiere im Stich lassen? Lieber lasse ich mich hier ....“

„General“, rief der Hauptmann, „erhaltet Euch für uns Alle! Der Ort ist nicht mehr zu behaupten. Drei Regimenter rücken auf das Oberthor an, zwei haben sich zwischen die Stadt und die Wagenburg geworfen; wir konnten sie noch eben von den Höhen herabstürmen sehen. Der Weg ist hinter Euch und vor Euch abgeschnitten. Ein Re-

giment Ungarn zieht schon quer über die Felder, um die Westseite des Fleckens, die Straße nach Thein zu besetzen."

Auf diesen Bericht hin umdrängten höhere und niedere Offiziere den General. Sie beschworen ihn, den Ort zu verlassen, die Schlacht aufzugeben und zu retten, was noch zu retten möglich war.

„Vor allem denkt an Euch selbst, denn mit Euch sind wir Alle verloren!" rief ein alter Hauptmann, der mit blutender Stirn ohne Helm herangeritten war.

Mansfeld kämpfte einen furchtbaren Kampf. In diesem Augenblick sprengte der Rheingraf mit dem Obersten Schlammersdorf aus der Gasse, die nach der theiner Landstraße führte, heran. Der Rheingraf rief laut: „Hier heran! Eilig angeschlossen, sonst werden wir abgeschnitten!" Jetzt erkannten beide Reiter den Feldherrn.

„General", rief der Rheingraf, „folgt uns, sonst sind wir Alle gefangen. Sie werfen sich schon quer über Feld, auf die Straße nach Thein. Wir werden uns auch dort vielleicht durchschlagen müssen."

Schlammersdorf und der Hauptmann Hayd — der Letzte war dort hinaus recognosciren geritten — bekräftigten, was der Rheingraf sagte.

„Nun denn", rief Mansfeld und zeigte mit dem Schwert vorwärts. „So wollen wir uns dort durchschlagen. Aber lebendig bekommen sie mich nicht!"

Er setzte dem Pferde die Sporen ein und jagte mit verhängtem Zügel die Gasse hinauf. Der Rheingraf und Schlammersdorf an seiner Seite.

Im wilden Ritt löste sich ihm der Verband um die Stirn und hing ihm über das Gesicht hinunter; er warf ihn mit der Mütze zugleich ab. Das Blut drang wieder frisch aus seinen Wunden und floß über Stirn und Wangen.

Den Koller mit Brandflecken übersäet und durchlöchert, blutbespritzt, staubbedeckt, das Angesicht von Rauch geschwärzt, vom struppig wilden Haar umstarrt, Zornblitze in den Augen, ritt er Allen voran, eine furchtbare Rächergestalt, entschlossen Allen, die ihm folgten, die Bahn zu ertrotzen, oder mit Allen unterzugehen. Ihm nach rasselte die eiserne Schaar, im Sturmritt aus dem Flecken. Hinter ihnen schlug die Lohe empor; die Feuerzungen leckten wie zischende Schlangen aufgebäumt, in die Lüfte und weckten den Sturm. Er sauste mit breiten Flügeln daher, drückte die Wogen des Flammenmeers nieder, jagte Funkenströme und Aschenwirbel um die Häupter der Davonsprengenden, und wälzte schwere Rauchwolken über sie hin durch den Himmel, daß die Sonne sich verfinsterte und nächtliches Schattendunkel die Erde umhüllte. — —

— — Carpezo hatte sich mit den Musketieren, Lanzenknechten und Allem, was er an Truppen zusammenraffen konnte, in dem Garten festgesetzt. Jeden Angriff der Kaiserlichen schlugen die Tapfern unermüdlich zurück. Doch bald wurden sie durch andere Kräfte als die feindlichen Kugeln in die drangvollste Lage gebracht. Boucquoi, der von einer Anhöhe den Gang des Gefechtes beobachtete, ließ Brandkugeln gegen den Gartenzaun werfen. Die hölzernen Planken und Bretter, durch die lange Hitze gedörrt, fingen sogleich Feuer. Carpezo's kaltblütiger Muth verließ ihn nicht. Aus zwei Cisternenbrunnen im Garten selbst und aus dem Brunnen des Gehöfts, zu dem er gehörte, ließ er Wasser in Helmen und Pickelhauben herbeischleppen, und es gelang den Brand immer wieder zu löschen, wie oft er auch neu entzündet wurde. Allein das Feuer griff die Tapfern bald auch im Rücken und mit gewaltigerer Macht an. Es waren die brennenden Häuser von Groß-Lasken (denn jetzt

standen auch die äußersten in Flammen), die durch Glut und Rauch die Kämpfenden in verzweifelnde Lage brachten. Die Luft glühte, die Hitze der Mittagssonne und der Flammen vertrocknete Zungen und Kehlen. Mitten in dieser Qual kämpften die Wackern mit zäher Hartnäckigkeit, unerschüttert von dem Kugelregen, den Boucquoi's Infanterie und die Artillerie von den Höhen auf sie niedersandte.

„Haltet nur noch eine Stunde aus“, ermahnte Carpezo die ächzenden Leute, in deren Reihen er auf- und niederging, sich selbst jeder Beschwerde und Gefahr preisgebend.

„Eine Stunde! So sind wir entsetzt! — Ich habe nochmals drei Boten an den Grafen Hohenlohe geschickt. Einer wird ihn doch erreichen. Und er muß seit zwei Stunden das Krachen der Geschütze hören. Er kommt zuverlässig!“

Carpezo sagte, was er selbst nicht glaubte. Er verbarg seine Hoffnungslosigkeit und seinen Ingrimm, um den Muth der Kämpfenden aufrecht zu erhalten.

Dies einzige Mittel war noch das mögliche; diese einzige Rettung die denkbare. Sonst keine! Die rings von Kugeln und Flammen Umdrängten fochten wie im Rachen der Hölle. Die Glut der Luft dörrte sie aus. Die Flammensäulen der brennenden Planken stiegen vor ihnen empor, ein Feuermeer wogte hinter ihnen; selbst aus den Lüften stürzte der Feuerregen nieder. Zum Glück hüllte das grauenhafte und trostlose Schauspiel des Gefechtes im Ganzen, das ihnen jeden Funken der Hoffnung geraubt haben würde, sich so in Rauch, Qualm und Staub, daß sie so gut als nichts davon wahrnahmen. — Mit eisernem Muthe fochten sie bis in die vierte Stunde des Nachmittags. Zwei mal ließ Boucquoi sie durch einen Trompeter

auffordern, sich zu ergeben. Der Graubart Carpezo erwiderte nichts als sein italienisches, kurzes „No!“ und blickte stolz und freudig dabei unter seine Krieger umher, die ihm zujauchzten. Und immer von neuem begann der Kugel- und Feuerregen.

Da versiegten endlich die Brunnen; der brennende Zaun ließ sich nirgends mehr löschen! Die Kämpfer sanken, ohne getroffen zu sein, von Glut und Arbeit erschöpft, zu Boden. Sie erstickten schon fast im Rauch, der sich von der Stadt her über die ganze Fläche der Felder lagerte und sich mit dem schweflichten Pulverdampf mischte. Der letzte Sonnenblick der Hoffnung erlosch!

Jetzt riß Carpezo dem Fahnenträger der Musketiere die Fahne aus der Hand, sprang damit auf einen Stein und rief, das Banner hoch emporhaltend: „Schaart euch um mich her. Wir machen einen Ausfall! Wir brechen durch! Im Muth ist Rettung!“

Eine kleine Schaar versammelte sich um den Führer; die Anderen vermochten es nicht mehr! In diesem Augenblick ertönten die Trommelwirbel der Kaiserlichen zum allgemeinen Sturm gegen den Garten. Eine Salve aus allen Geschützen und ein schmetterndes Musketenfeuer prasselte gleichzeitig über das kleine Häuflein her.

„Feuer, und dann im Sturmschritt vorwärts“, rief Carpezo und sprang mit der Fahne vor. „Feuer!“ das Commando erscholl, — doch nur einige vereinzelte Schüsse fielen. Nur Wenige hatten noch Pulver und Kraut gehabt. Sie schossen schon mit den Knöpfen, die sie sich vom Wams geschnitten!*)

---

*) Historisch.

Nochmals ertönte vor Beginn des Sturmes der Trompetenstoß, der zur Ergebung aufforderte.

Jetzt erst, da Carpezo sah, daß er waffenlos war gegen den Angriff, sprach er sein finsteres „Si!" vor sich hin, schlang sein Taschentuch um die Degenspitze und ließ es als bejahendes Zeichen der Unterwerfung flattern.

Im Augenblick schwieg das feindliche Feuer.

Die Tapferen waren Gefangene; ihr Führer mit ihnen. — — — Das war der Ausgang des mörderischen Gefechtes von Groß-Lasken, durch ausharrenden Muth den größten Kriegsthaten beizugesellen, durch die Folgen den wichtigsten. Denn hier war der Wendepunkt des böhmischen Waffenglücks. Mansfeld, verlassen von eigensinnigen, eifersüchtigen oder muthlosen Mitführern, konnte Boucquoi's Vordringen nach Prag nicht mehr hemmen; damit brach die Brücke der Sicherheit hinter Thurn ein, dessen schwellender Heeresstrom schon bis an die Mauern Wiens gedrungen war. Er mußte den Sieg lassen, den er dort schon in Händen hielt!

Unwahrnehmbar wie die Wasserscheide der Ströme ist oft der Scheidepunkt der Weltgeschicke. Und doch wendet sich ihre mächtige Flut von dort so plötzlich andern Gebieten zu! Nur die Breite eines Strohhalms trennt die Herrschaft unermeßlicher Meere, entscheidet zwischen Glanz und Untergang der Völker!

Dreizehntes Buch.



Vierzehntes Capitel.

Ein Theil der dreißig Directoren, welche seit dem Aufstande an der Spitze der Regierung Böhmens standen, hatte sich nebst einigen anderen böhmischen Großen und höheren Beamten zu einer vertraulichen Berathung im ständischen Saale auf dem Hradschin versammelt. Es war schon spät am Abend und völlig dunkel. Kerzen beleuchteten den Sitzungstisch, doch ließen sie den entfernten Theil des Saales im Halbdunkel.

Caplicz von Sulewicz führte, als der Aelteste an Jahren, den Vorsitz in der Versammlung. Graf Andreas von Schlick, Budowa, Olbramowitz, Jessenius von Jessen, Martin Frühwein als Schriftführer und einige Andere waren zugegen. Die Verhandlungen betrafen den wichtigsten Gegenstand, die Wahl eines künftigen Oberhauptes für Böhmen. Daß die jetzige Art der Regierung nicht bleiben könne, darüber war man einig. Die Eifersucht der Einzelnen aufeinander hätte es nie zu einer ruhigen Führung des Steuers, wie das Glück des Landes sie fordert, kommen lassen. Auch darüber war man so gut als einig, daß Erzherzog Ferdinand nicht länger Böhmens König sein könne; nur Wenige widerstrebten dem noch, doch hielten sie sich still

zurückgezogen und ließen ihre Ansicht nicht laut werden. — Endlich war auch die Meinung überwiegend, daß man keinen der böhmischen Großen auf den Thron berufen wolle, weil zu Viele gleich berechtigt waren, die aufeinander neidisch werden und einem Erwählten ihres Gleichen schwerlich willigen Gehorsam geleistet haben würden. Einem fremden, angesehenen Fürsten waren Alle gleichmäßig bereit, sich zu unterwerfen. Es handelte sich also nur noch darum, wer sollte es sein, dem man das Glück eines so reichen, schönen Landes, eines so edlen, mächtigen Volkes anvertrauen wollte? Freilich konnte man für jetzt nur einen vorläufigen Beschluß fassen, da man auch der Zustimmung dessen gewiß sein mußte, dem man die glanzvolle, reiche Gabe darbieten wollte; denn es war nicht ohne Gefahr sie anzunehmen. Auf vier der Fürsten Europas richtete sich das Augenmerk vorzugsweise. Auf den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der als Oberhaupt der protestantischen Union und Schwiegersohn König Jakob's des Ersten von England ein großes Gewicht von Macht und Ansehen in die Wagschale zu legen hatte; — auf den Kurfürsten Georg Johann von Sachsen, der für den mächtigsten protestantischen Fürsten galt; auf den König Christian den Vierten von Dänemark und auf den Herzog von Savoyen, für den besonders Graf Mansfeld seinen Einfluß verwendete.

Ueber alle diese war in der Versammlung bereits gesprochen. Der Herzog von Savoyen hatte geringen Anhang gefunden. Ebenso Christian der Vierte. Zwar sei er gut protestantisch und ein Mann von Macht und Gesinnung, allein sein Reich liege zu weit von Böhmen; er könne nicht beide Kronen vereinen, ohne beide zu gefährden. Gegen den Kurfürsten von Sachsen erhoben sich viele Stimmen. Er war ein eifriger Lutheraner, doch kein Freund der

Böhmen. Man hatte in der Stille geforscht, und wollte wissen, er werde die Wahl, wenn sie auf ihn falle, gar nicht annehmen.

Für Friedrich von der Pfalz zeigten sich die Meisten geneigt. Eben war er der Gegenstand der Besprechung. Wenige nur wußten, was zur Ermittelung der Gesinnung dieses Fürsten geschehen war. Budowa's Besuch des pfälzischen Hofes kannten nur die Vertrautesten; von ihnen war sein Auftrag dazu ausgegangen. Ueberdies hatte man aus verschiedenen Kreisen ähnliche Erforschungen in der Stille, sowol am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz wie an dem Georg's von Sachsen vorgenommen.

Caplicz von Sulewicz gehörte zu Denen, welche des Kanzlers Reise kannten; er hatte mit Kummer vernommen, daß Friedrich nicht so bereitwillig sei, das gefahrvolle Amt zu übernehmen, als man wünschte. Sein versöhnlicher Sinn versuchte daher noch ein Wort zu Gunsten des gegenwärtigen Königs von Böhmen.

„Edle Herren", sprach er, „so Schweres wir uns von König Ferdinand zu gewärtigen hatten, der unseres Glaubens nicht ist, so denke ich doch, daß die Zeit und Erfahrung ihn anders gestimmt haben werden. Wäre es also nicht dennoch besser, wir versuchten aufs neue uns mit ihm zu vereinigen. Noch ist er unser König ...."

„Aber er darf es nicht bleiben", fiel Olbramowitz ihm entschieden ins Wort, „sonst sind alle unsere kühnen Thaten, alle unsere Kämpfe und Siege vergeblich gewesen."

„Sie versprechen uns die günstigsten Bedingungen von ihm", erwiderte der Greis; „und sie werden ihm zur Lehre gedient haben", setzte er milde hinzu.

„Nimmermehr!" rief Olbramowitz noch heftiger, und viele Stimmen erhoben sich mit der seinigen durch den

Ruf: „Nein! Nicht Ferdinand! Kein Habsburg! Kein Katholischer!“

„Nein, Freunde, glaubt nimmermehr an aufrichtige Versöhnung“, nahm Olbramowitz wieder das Wort, als die Ruhe sich hergestellt hatte. „Ein Weilchen möchte es gehen, scheinbar! Aber nicht zwei Jahre würden verstreichen, so herrschten wieder der Mönch und der Jesuit hier, und unser Gewissen würde in Zwang gelegt wie bisher!“

„Doch“, wandte Caplicz mit gemäßigtem Tone ein, „ist fast keine Hoffnung vorhanden, daß der Kurfürst von der Pfalz unser Erbieten annehmen werde!“

„Doch doch! Er wird!“ entgegnete Olbramowitz, der zwar von des Kanzlers Reise, aber nicht von seinem Auftrag wußte. „Ich habe Freunde gesprochen, die von Heidelberg kamen. Der junge Kurfürst ist ganz von Eifer beseelt für unsere Sache!“

Budowa schwieg. Caplicz wandte sich zu ihm: „Auch Ihr, Herr Kanzler, seid kürzlich am Rhein gewesen und habt manche Freunde dort, was meint Ihr darüber?“

„Soweit ich erfahren konnte“, nahm der Gefragte das Wort, „doch es ist schon etliche Wochen her, ist der Kurfürst Friedrich allerdings unserer Sache wohlgeneigt, doch soll er geäußert haben, er werde sich nicht thätlich einmischen. Unsere Sache sei eine rein böhmische!“

„Ist sie nicht Sache der Religion?“ fragte Berka von Duba lebhaft; „müssen nicht die Protestanten, die Lutherischen zu uns halten?“

„Muß nicht die Union sich unserer annehmen?“ fiel Olbramowitz ein, „und ist Kurfürst Friedrich nicht ihr Oberhaupt?“

„Soviel sie konnte, hat sie es ja schon gethan, da sie

uns den Grafen Mansfeld mit seinem Heer zur Hülfe sandte", meinte Caplicz.

„Der Graf ist freiwillig in unsere Dienste getreten", wandte Berka von Duba ein.

„Verzeiht, nicht so ganz, wenn auch die öffentliche Form so lautete", antwortete Caplicz.

„Was Form! Hin und her! Ich sage Euch, der Kurfürst Friedrich nimmt unsern Antrag an!" behauptete Berka entschieden.

„Wenigstens", bemerkte Wilhelm von Lobkowitz, „habe ich einen Brief seines ersten Raths, Ludwig Camerarius, gesehen, der sehr zu unsern Gunsten spricht."

„So ist es; die Sache lag uns anfangs nicht ganz günstig", nahm der Kanzler und Rector des Carolinums, der berühmte Arzt Jessenius von Jessen, das Wort; „allein die Ansichten haben sich geändert. Die Frage ist in den letzten Wochen viel am pfälzischen Hof verhandelt worden. Das religiöse Gewissen des Kurfürsten hat entschieden. Sein geistlicher Beistand und Hofprediger, der berühmte Herr Abraham Scultetus, ist mächtig in ihn gedrungen und hat die Abrathungen Anderer zu Schanden gemacht. So ist mir von vertrauten Freunden, die ich zu Heidelberg habe, geschrieben worden. Die Stimmung des Kurfürsten ist jetzt durchaus für unsere Hoffnungen."

„Ihr habt ganz Recht, Jessenius", bekräftigte Olbramowitz. „Auch meine Nachrichten lauten so."

„Ich darf Euch versichern", entgegnete Budowa, „ich habe die zuverlässigsten Leute auf meiner Reise gesprochen. Allerdings sind Scultetus und Camerarius für unsere Absichten, auch manche Andere am Hofe —."

„Die Kurfürstin selbst", fiel Olbramowitz dem Redner ins Wort, „Frau Elisabeth ist voll glühenden Eifers für

uns. Die Tochter des Königs von England sieht es als eine Pflicht der Ehre ihres Gatten an, daß er einen Königsthron nicht von sich weise, zu dem ihn das Schicksal beruft! Das weiß ich von sicherster Hand!"

„Auch darin habt Ihr Recht, Olbramowitz", antwortete der Kanzler. „Allein der Kurfürst selbst ist zweifelhaft, und wichtige Männer in seiner Umgebung sind anderer Ansicht."

„Das hat sich geändert! Es war so! Ja!" antwortet Olbramowitz. „Allein unser Waffenglück hat die Wetterfahne gedreht. Seit Thurn Mähren genommen hat, seit die dortigen Stände sich für uns erklärt haben und unser Heer in Oesterreich einrückt, lautet die Melodie anders, die man zu Heidelberg singt. Ich darf's Euch versichern! — Mit einem Wort, Ihr Herren", sprach er frei heraus, „ich habe mich selbst überzeugt!"

Alle ergriff ein großes Erstaunen. „Ja! Ich war selbst zu Heidelberg! ...." Es entstand eine allgemeine tiefe Stille der Verwunderung. „Ich weiß", fuhr der Redner, mit einem Blick auf Budowa fort, „daß auch Andere unter uns hochehrenwerthe Männer schon dort gewesen sind. Nur drei Wochen zuvor! Damals war das Fahrwasser freilich zweifelhaft — jetzt hat es Strom und Tiefe! Wir dürfen, mein Wort zum Pfande, uns jetzt offen an den Kurfürsten wenden, seine Antwort wird nicht Nein lauten!"

„Wenn Ihr dessen sicher seid, Olbramowitz", rief Budowa freudig und stand auf, „so wollen wir Gott danken. Ich war am Hofe des Kurfürsten! Warum soll ich's jetzt leugnen? Mehrere der Herren hier wissen es nicht nur, sondern wußten es zuvor, und hatte meine Reise, die, wie mancherlei Zwecke ich auch dafür vorgegeben, doch in

der Stille den einzigen wahren, den edeln Kurfürsten für unsere Wünsche zu gewinnen."

Abermals ergriff allgemeines Staunen die Versammlung, und machte sich in einem Ausruf der Verwunderung Luft.

„Ja! Hier unser würdiger Vorsitzender", er deutete auf den Greis Caplicz, „Graf Schlick, Wenzel von Raupowa, Herr Martin Frühwein und noch mehrere andere Freunde, wir hatten in der Stille den Beschluß gefaßt, den Kurfürsten zu erforschen, um zu wissen was wir hier in der Versammlung vorschlagen durften. Ihr waret damals in Mähren, Freund Olbramowitz. Mich traf die Wahl für den Auftrag. Ich fand zu Heidelberg einige der Räthe günstig für uns gestimmt, andere wider uns; der Kurfürst war anfangs schwankend, zuletzt eher abgeneigt. Auch der Herzog von Anhalt, sein Statthalter zu Amberg, den ich besuchte, war gegen uns."

„Auch Der ist jetzt für uns!" sagte Olbramowitz mit Sicherheit. „Das Alles hat die Tapferkeit unseres Heeres bewirkt. Seit Wien zittert, stehen unsere Freunde fest...."

„Heil uns!" rief Caplicz in edler Bewegung aus, „und Dank unsern tapfern Kriegern!"

In diesem Augenblick wurde die Saalthür rasch geöffnet. Aller Blicke wandten sich verwundert dahin. Ein Mann, den Mantel um die Schultern geschlagen, den Kopf mit einem schwarzen Tuch umwunden, dessen Schwert an der Seite und klirrende Sporen an den Stiefeln auch in dem halbdunklen Raum sogleich den Kriegsmann erkennen ließen, trat ein.

„Was ist Euer Begehr", fragte Caplicz von Sulewicz erstaunt über dieses Eindringen eines Fremden.

„Es ist mir lieb, daß ich euch Herren hier gleich Alle beisammen treffe", antwortete eine rauhe Stimme, und der

Ruf „Graf Mansfeld“, aus Aller Munde unterbrach seine Worte.

„Ja, Mansfeld!“ durchdrang die kräftige Stimme des Kriegshelden das Geräusch. „Mansfeld, der wol ein Wort mitzureden haben dürfte in eurer Versammlung, und euch seinen Sack voll Nachrichten, nicht zu eurer Freude, hier sogleich ausschütten wird!“

Alle waren aufgesprungen; Einige gingen ihm entgegen, begrüßten ihn durch Handschlag. Verworrene Reden schallten durcheinander; Keinem ahnte Gutes.

„Woher kommt Ihr so plötzlich? Und welche Nachrichten bringt Ihr uns, Graf Mansfeld?“ fragte endlich der Greis Caplicz, bis zu dessen Platz der General jetzt hinangedrungen war, im geschäftlichen Tone des Vorsitzenden.

„Ihr sollt's erfahren! Gebietet Stille, und gebt mir das Wort!“ erwiderte Mansfeld. — Es geschah wie er verlangte. —

„Jetzt ihr Herren“, hub er an, und tiefer Zorn malte sich in seinen Zügen, „beginnen sie zu reifen, die Früchte eurer Unschlüssigkeit, eurer Eifersucht, eures Haders, eures Geizes, eurer schlechten Anstalten! Zehn mal habe ich geschrieben um Geld zum Sold für die Truppen, um Verstärkung; Alles vergeblich! Ich bin selbst gekommen als ungestümer Mahner und Antreiber! Viele Worte bekam ich, aber keine Hülfe, keinen Gulden, keinen Mann! Boucquoi und Dampierre verstärkten sich von Tag zu Tag und sogen das Land aus mit Plündern, und erbitterten das Volk durch Brennen und Sengen, durch Mishandeln der Bewohner, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht! Längst hätte ich sie herausgeschlagen, bis zur Donau hinunter, und das unglückliche Böhmenland frei gemacht, wenn

ich Unterstützung gehabt hätte! Die Herren, denen ihr Befehle übertragen habt, waren säumig, eifersüchtig, unzuverlässig!"

Es entstand Gemurmel in der Versammlung. „Laßt mich ganz ausreden", fuhr Mansfeld auf; „ich habe Euch um Stille gebeten, alter Vater Caplicz! Erhaltet sie aufrecht! — Ich habe mir keine Muße gegönnt, bequem hierher zu kommen. Ihr seht, wie ich durchnäßt und voll Koth und Blut bin; denn ich bin Tag und Nacht geritten, sechzehn Meilen, recta vom Schlachtfeld! Nun gönnt Ihr mir wenigstens die paar Minuten, um meine Meinung, an der unser Aller Kopf hängt, gerade herauszusagen!"

Es ward lautlos still. Das Wort „Schlachtfeld" war Allen wie ein Blitzstrahl durch die Glieder gezuckt; Keiner ahnte noch von einer Schlacht etwas.

„Bei Gott im Himmel", fuhr Mansfeld eifrig fort, „ich habe gethan, was möglich war in diesem Kriege! Pilsen war mein in wenig Tagen, und es war fester als Budweis und Braunau. Davor haben eure Leute gelagert, daß ihnen der Bart grau geworden, und haben die Städte nicht genommen! Der Feind blieb uns im Lande wie ein Pfahl im Fleisch! Wie immer, halbe Mittel und halbes Geld; damit ließ sich nichts Ganzes schaffen! Indeß zog Boucquoi immer mehr Leute an sich. Auch euer Landsmann, Graf Albrecht Waldstein oder Wallenstein, meinethalben, ist mit einem neugeworbenen Kürassierregimente zu ihm gestoßen!"

Olbramowitz murmelte unwillig etwas zwischen den Zähnen.

„Tag und Nacht waren wir überall bedroht, von vorn, in den Flanken, im Rücken. Ich manövrirte hin und her und kreuz und quer, um Boucquoi die Spitze zu bie-

ten. Eure anderen Herren Generale aber waren nicht aus dem Nest zu bringen, wo es galt, mir zum Succurs zu dienen. Endlich kam's, wie ich's lange genug vorausgesagt! Boucquoi hatte sich allmälig fett gemästet! Vor drei Tagen fiel er mir bei Groß-Laslen auf die Flanke. Wollte sich mitten zwischen mich und Hohenlohe hineinwerfen, durchbrechen, dann auf Prag marschiren!"

Bei diesem Wort flog ein unruhiges Gemurmel durch die Versammlung.

„Ja auf Prag! Und jetzt wird er hier sein, eh ihr's meint!"

Einige sprangen auf; Andere riefen: „Wie das? Was ist geschehen?" Die Bestürzung war allgemein.

„Ruhig, ruhig!" gebot Mansfeld mit bitterem Zorn in den Zügen. „So eilig habt ihr's noch nicht, daß ihr nicht heut noch in euren Betten schlafen könntet! Aber was die nächste Woche bringt, weiß ich nicht. Kurz und gut! Ich hatte mit einem Theile meiner Leute eine Seitenexcursion gemacht, nach Schloß Netolitz, um ein paar Dutzend ehrliche Teufel, die Ueberbleibsel von etlichen Hundert, die gefochten hatten wie die Löwen, nicht in der Mausfalle stecken zu lassen, wie es Feldherrnpflicht ist, wenn man seine Leute bei Eifer und Vertrauen erhalten will! Der Streich war gelungen. Unterdessen, obgleich ich mich wohl vorgesehen und den Schlüssel zur Straße nach Thein nicht aus der Hand gegeben hatte, war Boucquoi früh aufgestanden, um sich rechtzeitig zu Mittag bei mir anzumelden. Eine schuftige Verrätherei in meiner Kanzlei *), der ich noch auf den Kopf zu treten denke, hatte ihm Nachricht gegeben. Als ich auf meine Position zurück-

*) Historisch.

ging, wurden seine Pferdenasen schon von allen Seiten über die Bergkette sichtbar, und die Piken seiner Lanzenknechte machten ein hübsches Gitter am Horizont. Ich konnte ihm aus dem Wege gehen, auf Prag zu, aber dann war Hohenlohe, und Alles, was links und rechts von Budweis stand, verloren und etliche Tage später wäre die Uebermacht mir über den Hals gekommen, und wir hätten vielleicht Alle zugleich, meine Leute und die Kaiserlichen, durch das Kornthor oder über den Roßmarkt hier einrücken können. Hielten wir aber zusammen, so konnte der Herr Graf Boucquoi mit blutigem Kopf zurückgeschickt werden. Darum machte ich Front gegen den Feind, wie gefährlich es war, und schickte drei, sechs Boten einzeln an den Grafen Hohenlohe, die er, falls er ein Soldat war wie er sein muß, gar nicht gebraucht hätte; denn früher als sie ankamen, mußte er unsere Kanonen und Musketen knallen hören, und wenn er das Ohr spitzte, wußte er, wohin er zu marschiren hatte. — Aber — er blieb aus! Weit davon ist gut vor'm Schuß! Wir rauften uns fünf Stunden mit der furchtbaren Uebermacht! Ich habe Leute auf dem Platz gelassen . . . .“, hier stockte seine Stimme ein wenig, und man nahm wahr, wie er Schmerz und Ingrimm bekämpfte — „von denen Einer mehr werth war als ein Dutzend Hohenlohe, — und nichts für ungut, Jeder wenigstens soviel, als Jeder von euch hier im gepolsterten Lehnstuhl! Sie werden jetzt hart liegen, oder kühl, — aber ruhig! Kurz und gut! Ich verstehe zu fechten und zu schlagen, aber was zu viel ist, ist zu viel! Von Minute zu Minute hoffte ich auf die Hülfe! Sie kam nicht! Noch eine halbe Stunde vor Ende der Schlacht hätte sie uns retten, den Feind vielleicht verderben können, — Donner und Teufel — sie kam nicht! Nichts

blieb weiter übrig, als die eine Hälfte meiner Leute mußte sich aufopfern, damit ich mit der andern mich durchschlagen könnte, um später wenigstens zu retten, was für den Augenblick verloren war. Oberstwachtmeister Carpezo, mein alter Freund und Waffenbruder, hat den Horatius Cocles gespielt, ich den Winkelried. Er schob den Kaiserlichen den Riegel vor, ich brach durch Schloß und Thor mit meinen Reitern, — und so bin ich hier!" —

Die tiefste Stille der Bestürzung herrschte in der Versammlung. Auf Aller Zügen lag der Ausdruck finstrer Sorge. Nur der muthvolle Olbramowitz rollte wild die Augen und zuckte mit den Brauen. Heftig schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief: „Ich hab es euch immer gesagt! Es konnte nicht anders kommen! Verfluchte Zauberei und Zungendrescherei! Wäre ich nur nicht in der Pfalz gewesen! — Graf Mansfeld hat Recht! Er hätte Recht, wenn er uns den Rücken wendete und sagte: Helft euch selbst! — Tapfre Männer sind zu gut für uns!"

„Mäßigt Euch, Olbramowitz!" bat Caplicz mit ernster, aber sanfter Stimme; „ist Unrecht, ist Unglück geschehen, so wollen wir lieber statt darüber zu hadern, alle Kräfte daran setzen, es gut zu machen!"

„Ja, das wollen wir!" riefen Alle durcheinander.

„Wenn es noch möglich ist", sagte Mansfeld laut, und streckte gebietend den Arm aus, um aufs neue Ruhe und Gehör zu erlangen.

Es wurde wieder still.

„Ich habe Nachricht", begann Mansfeld aufs neue, „daß Boucquoi und Dampierre sich in Folge unsers verlorenen Gefechts vereinigt haben. Sie sind jetzt wenigstens dreißigtausend Mann stark und werden auf Prag vorrücken! Wir haben ihnen nichts entgegenzustellen. Die

Hälfte meiner Mannschaften habe ich bei Groß-Lasken eingebüßt. Ein Theil ist versprengt; in Pilsen sammelt sich der Ueberrest. Aber das ist nicht genug. Hohenlohe ist jetzt abgedrängt. Ob er nunmehr den Weg zu mir finden kann, weiß ich nicht! Mit welchen Kräften sollen wir Boucquoi abwehren?"

„Wir müssen Thurn zurückrufen", erhob sich eine Stimme.

„Nimmermehr!" rief Olbramowitz heftig und sprang auf. „Er muß jetzt vor Wien gerückt sein! .... Sollen wir den ganzen Sieg unserer Sache aus der Hand geben?"

„Vor Wien? Habt Ihr Nachricht?" fragte Mansfeld. „Nun", setzte er nicht ohne Bitterkeit und einigen Neid auf das Glück seines Mitfeldherrn, seiner eignen Lage gegenüber, hinzu, „so mag Thurn in der Burg speisen, wenn Boucquoi sich hier auf dem Hradschin zur Tafel setzt!"

„Haltet Ihr's für nothwendig, Graf Mansfeld", fragte Caplicz mit besorgter Miene, „daß wir den Grafen Thurn zurückrufen ...."

„Thut was ihr wollt", fuhr ihm Mansfeld heftig in die Rede, „aber, seht zu eurer Haut und ...." setzte er bitter drohend nach kurzem Innehalten hinzu, „zu euren Köpfen! Ich glaube nicht, daß Boucquoi großen Respect vor ihnen haben wird!"

„Thurn zurückrufen!" erhob Olbramowitz nochmals die Stimme. „Nimmermehr! Jetzt, nachdem er Mähren und halb Oesterreich genommen hat, Alles wieder aus der Hand geben! Nein! Wir müssen Prag vertheidigen! Wir müssen Mannschaften ausheben, uns dem kaiserlichen Heer entgegenwerfen! — Mansfeld! Ich kann nicht glauben, daß Ihr solchen Rath ertheilt!"

„Ich ertheile gar keinen Rath", antwortete der Graf kalt und trocken. „Ich habe genug Rath ertheilt, da es noch Zeit war, aber vergeblich! Jetzt rathet euch selbst! Ich habe meine Pflicht gethan! Ich habe euch Bericht erstattet wie die Dinge stehen. Um nur Das zu können, mußte ich mich als ein gemeiner Reiter mit der Klinge durchhauen hierher, und komme ohne Hut oder Helm, wie ihr seht, aber nicht ohne Kopf hier an! Der steht noch auf dem rechten Fleck!" Er erhob stolz die Rechte und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirn.

„Aber mein Corps ist zersprengt; ein Feldherr ohne Armee ist ein Steuer ohne Schiff! Ein paar Hundert Mann von den Meinigen werden sich wol zu Pilsen wieder zusammenfinden. Das ist ein Löffel um einen Teich auszuessen! Gebt mir eine Armee und schickt mir Ordres! Dann will ich handeln! Mit Rathgeben laßt mich ungeschoren! Somit Gott befohlen!"

Mit diesen erbitterten Worten schritt er der Thür zu. Olbramowitz, Wenzel von Raupowa, Jessenius, Budowa und viele Andere eilten ihm nach, um ihn zurückzuhalten.

„Bringt ihn zurück, Freunde", sprach Caplicz mit dem Tone dringender Bitte. „Nur jetzt keinen Zwiespalt unter uns im Augenblick der Gefahr!"

„Laßt ihn!" rief Berka von Duba, „wir werden auch ohne ihn fertig werden. Sollen wir uns von seinem trotzigen Uebermuth mishandeln lassen?"

„O seid nicht ungerecht", begütigte Caplicz, „er ist rauh, aber wir sind im Unrecht und schulden ihm Dank. Er hat für uns gefochten und geblutet; seine Wunden sind noch frisch! Ehren wir ihn und suchen ihn wiederzugewinnen! — Ich selbst will ihm das Wort des Friedens sagen!"

Die edlen Worte des Greises drangen in jedes Herz. Tiefer Ernst und Sanftmuth blickten aus seinen Augen. So ging auch er Mansfeld nach.

Die Versammlung war aufgelöst. Große Bestürzung in Aller Brust.

Die erste düstre Wolke der schweren Verhängnisse, die sich über Böhmen heraufzogen, schwebte über der Hauptstadt!

Funfzehntes Capitel.

Es war Mitternacht. Tiefe Stille lagerte über dem leichenbedeckten Schlachtfelde. Die Mondsichel hing bleich zwischen graulichem Gewölk, das als der Ueberrest eines Gewitterregens zerrissen über den Himmel zog. — Die Sieger waren zur Verfolgung vorgerückt; in ihrem Rücken lag die blutige Stätte der Entscheidung. Nur eine kleine Abtheilung hatte Boucquoi zurückgelassen, um die Todten zu bestatten. Doch von der Arbeit des Tages erschöpft, hatten sie das Werk der frommen Pflicht auf den nächsten Morgen verschoben und, da der Abend regnicht geworden war, in den stehen gebliebenen Häusern von Groß-Lasken ihre Lagerstätten gesucht.

Mancher Sterbende lag unter den Todten, und ein leises Aechzen unterbrach von Zeit zu Zeit, hier und dort, die mitternächtliche Stille. Die Waldhöhen säumten den Horizont mit ihren dunklen Massen. Das ungewisse, trübe Mondlicht ließ nur die größern Gegenstände wahrnehmen:

einzelne Bäume, die hier und da im freien Felde standen, eine Erderhöhung, ein Kreuz oder Heiligenbild am Wege aufgerichtet. Schauerlich ragten die Trümmer des halb eingeäscherten Fleckens mit ihren zackigen eingestürzten Mauern, vereinzelten hohen Schornsteinen aus dem Boden, und ließen ihre seltsamen Umrisse auf dem dämmernden Hintergrunde des Himmels verfolgen. Hier und dort glimmten noch Balken; aus kesselartigen Vertiefungen leuchtete, noch stärker ausstrahlend, die düstre Glut gesammelter Kohlen; stoßweise erhoben sich Dampfwirbel darüber und kräuselten sich um die Trümmer, die der röthliche Widerschein geisterhaft anhauchte.

Nur zwei lebende Gestalten streiften unheimlich durch das Bild einsamen, todten Grauens: eine männliche und eine weibliche. Ein breiter Hut bedeckte das Haupt, ein kurzer langhaariger Mantel die Schultern des Mannes von stämmigem gedrungenen Bau. Er war mit einem schweren Knittel versehen und ein Sack hing ihm über die Schulter. Das Weib hatte den Kopf in dichte Tücher, unter dem Kinn zugebunden, eingehüllt; am Arme trug sie einen Korb.

Aus dumpfer Betäubung erwachend, sah Xaver das düstre einsame Nachtbild vor sich, nur von den beiden Gestalten belebt, die sich ihm zu nähern schienen. — Als er besinnungslos im Sattel schwankte und das Blut seinen Wunden entströmte, hatte sich das tobende Gedränge des Kampfes über und an ihm hingezogen. Niemand hatte Zeit gehabt auf ihn zu achten, nicht Freund noch Feind. Später zog sich das Gefecht ganz von dieser Stelle hinweg, und die Todten und Verwundeten blieben ihrem Schicksal überlassen. Ob einige der Letztern, denen noch Kräfte geblieben waren, sich gerettet hatten, wußte Xaver nicht. Er selbst

sah sich jetzt rings unter Leichen, oder so schwer Verwundeten, daß Keiner ein wahrnehmbares Zeichen des Lebens von sich gab. Mühsam besann er sich auf Das, was mit ihm geschehen war. Doch wie lange er betäubt gelegen, ob schon Tage oder nur Stunden darüber vergangen seien, wie das Schicksal der Schlacht sich entschieden, davon wußte er nichts. Mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte richtete er sich etwas empor, und sah staunend umher. So weit hatte er seine Besinnung und den Faden seiner Erlebnisse wieder gewonnen, um zu erkennen, daß er auf dem Schlachtfelde selbst liege. Ein todtes Pferd, dicht neben ihm hingestreckt, einige Leichname, die der bleiche Mondschimmer ihm als solche zuerst erkennen ließ, der Blutgeruch, der ihn schaudernd anwehte, überzeugten ihn davon. Die matt schimmernde Glut in den Mauern des Fleckens, der brandige Geruch, der bis zu ihm hinüberzog, lehrten ihn das Schicksal kennen, das den Ort betroffen hatte. Staunend, mit unheimlichem Schauer weilten seine Blicke auf den beiden dunkeln Gestalten, die sich unfern von ihm bewegten. Sie gingen wechselnd hin und her, beugten sich nieder, hoben Gegenstände empor, und ließen sie wieder sinken; auch ihre murmelnden Stimmen vernahm Xaver, doch nicht was sie sprachen. „Gewiß von den Unseligen“, dachte er, „welche die fühllose Habgier auf die noch von frischem Blut dampfenden Schlachtfelder treibt, um bei den Leichen, ja auch bei den noch Lebenden, aber Hülflosen, nach Beute zu spähen!“ Ein Schauder überfiel ihn. Er wußte, daß diese stumpfe Gier kein menschliches Gefühl kennt, sondern nur nach Raub lechzt, und des flehenden Jammers nicht achtet, wo nur der kleinste Gewinn zu erreichen ist! Er wußte, daß sie erbarmungslos den vor Frost Zitternden entkleidet und nackt der tödtenden Kälte preisgibt, daß sie, um den

Ring zu gewinnen, nicht des Fingers schont, jede grauenvolle Verstümmelung ruchlos unternimmt, um das Beutestück nur schneller zu erlangen! Der Frost des Wundfiebers im Verein mit dem Nachtfrost und den Schauern seiner Gedanken schüttelte ihn.

Nach einigen Augenblicken erwachte wieder ein ermuthigendes Gefühl, ein Sinn des Vertrauens in ihm. Vielleicht sind gerade diese, die du in so grauenvollem Verdacht hältst, vom Himmel gesandt, um dir Hülfe zu bringen. Mögen sie auch, von Noth, Hunger und all dem Elend dieser schweren Zeit gedrängt, hier auf dem Blutfelde kümmerliche Früchte zu ernten trachten, sie brauchen doch darum nicht entmenscht zu sein! Weshalb sollten sie nicht für eigene Nothdurft auffsammeln, was keinem Derer, die hier liegen, mehr frommt? Können sie nicht darum doch ein mitleidiges Herz haben? Dir jetzt, in der Noth des Todes, die hülfreiche Hand reichen?

Das Murmeln der Stimmen wurde deutlicher, die Gestalten kamen näher.

„Hierher, Wlasta", sprach die männliche Stimme. „Hier liegen noch Etliche!"

Sie wandten die Schritte zu der Stelle, wo Xaver lag. Dieser fühlte, daß jetzt die Entscheidung für ihn gekommen sei; er wollte sie beschleunigen. Die weibliche Gestalt war fast dicht an ihm.

„Was wollt Ihr?" rief er sie mit zusammengeraffter Kraft an.

„Heiliger Gott!" schrie die Erschreckte laut auf. „Boleslav! Hier lebt Jemand!"

„Hier leben vielleicht Viele", antwortete Xaver. „Seid ihr menschlich und vertraut ihr auf Gottes Gnade in schwerer Stunde, so gewährt uns Hülfe!"

„Wer seid Ihr?“ fragte der Mann, der nun gleichfalls näher getreten war, mit rauhem Ton.

„Ein schwer Verwundeter, ein halb Sterbender; das sei Euch genug, wenn Ihr mir helfen wollt!“ antwortete Xaver mit matter Stimme und geringer Hoffnung, da die finstere Anrede des Mannes ihm nichts Gutes weissagte.

„Boleslav“, sprach die Frau in wehmüthigem Ton, „wir wollen ihm Hülfe leisten, wenn wir können, mag er auch ein Kaiserlicher sein! Wir wollen uns nicht versündigen, damit der Himmel uns unser Kind wiederfinden lasse!“

„Ihr braucht Eurem Zorn nicht Gewalt anzuthun“, sagte Xaver jetzt ermuthigt, „ich bin kein Kriegsmann des Kaisers. Ein Böhme, der für sein Vaterland kämpft! Ich bin schwer verwundet; gebt mir einen Tropfen Wasser, ich verdurste fast.“

„Wasser?“ fragte die Frau mitleidig, „wir haben keinen Trunk bei uns!“

„Ich könnte drüben im Bach schöpfen“, fiel der Mann ein. „Ich werde Euch in Eurem Helm Wasser bringen!“ Er beugte sich nieder und löste die Riemen von Xaver's Helm, der ihm, vom Kopf gefallen, beschwerend im Nacken hing.

„Habt Dank“, sagte er matt. „Gott, du bist gnädig und sendest mir Hülfe und Trost in großer Noth“, setzte er gerührt hinzu und blickte fromm gen Himmel auf, zu den Sternen, die einzeln, bleich zwischen den Wolken schimmerten.

Der Mann eilte fort. Die Frau setzte sich mitleidig zu Xaver und nahm seinen Kopf in ihren Schoos.

„Gott, wie Ihr mit Blut bedeckt seid!“ bemerkte sie schaudernd. „Ach, wenn ich meinen Sohn so fände!“

„Euren Sohn?“ fragte Xaver.

„Wir suchen ihn hier auf dem Schlachtfelde. Er ist unser einziges Kind. Die Kaiserlichen drangen in unsere Hütte; ich war allein; sie rissen ihn von mir und zwangen ihn, Wegweiser durch die Furt zu sein. Das war um zwölf Uhr Mittags — und er ist uns nicht zurückgekehrt. Nun suchen wir nach ihm unter den Todten! Aber vergeblich seit drei Stunden!" — Sie fing bitterlich an zu weinen.

„Und dieser unglücklichen, liebenden Mutter that mein Argwohn so schweres Unrecht", dachte Xaver.

„Das Tageslicht wird Euch helfen ihn finden, wenn er hier sein sollte", sagte er tröstend zu der Bekümmerten; „aber er wird nicht todt sein. Was hätte er in der Schlacht gesollt? Nachdem er den Weg gezeigt, wird er zurückgekehrt sein, nur daß er in dem Gedränge und Getümmel nicht nach Eurer Wohnung gelangen konnte!"

Die Nähe eines hülfreichen Wesens, die Hoffnung der Rettung hatte Xaver's Lebenskraft erweckt; er fühlte sich stärker, als er vor einigen Augenblicken gemeint hatte, wo er nur mühsam ein Wort zu sprechen vermochte. Dennoch kostete das Sprechen ihm noch große Anstrengung.

„Ach, gebe uns Gott die Freude!" seufzte die gramerfüllte Mutter, und als wolle sie sich die Gnade Gottes durch ein gutes Werk erwerben, suchte sie Xaver Hülfe zu leisten, soviel ihr möglich war. Sie löste seinen Harnisch, wischte ihm das Blut vorsichtig mit einem Tuche von der Stirn, und verband dann die klaffende, aber glücklicherweise nicht tiefe Wunde damit.

Der Mann kam zurück, mit dem Helm voll frischen Wassers. „Hier, trinkt!" sprach er und hielt Xaver den Helm an die Lippen.

Dieser löschte begierig den brennenden Durst. Es war

als ob neues Leben in seine Adern ströme mit der kühlen Welle. „Dank, Dank“, rief er aus, „Ihr rettet mein Leben!“

„Wenn wir Euch nur fortschaffen könnten, in unsere Hütte“, sprach die Frau; „hier müßtet Ihr doch verschmachten oder fielet den Kaiserlichen in die Hände.“

„So haben sie die Schlacht gewonnen?“ fragte Xaver.

„Freilich“, erwiderte der Mann. „Sie sind alle vorwärts gerückt, nach Thein zu, um den General Mansfeld zu verfolgen. Der hat sich durchgeschlagen!“

„Gott sei Dank!“ sprach Xaver.

„Ihr gehört wol zu seinen Leuten?“

„Ja, er ist mein General!“

„So hütet Euch vor Denen, die drüben im Orte liegen“, nahm der Mann das Wort wieder auf. „Es sind Kaiserliche, und sie sind mit den Gefangenen grausam umgegangen! Alle wurden in die Ställe und Scheunen, die noch stehen geblieben, gesperrt, daß sie kaum stehen können, geschweige liegen, und haben keinen Bissen Brot, keinen Tropfen Wasser, obwol sie umsinken vor Durst!“

„Ich muß mich in mein Schicksal fügen“, antwortete Xaver. „Ich baue auf den gnädigen Gott, der mir schon jetzt Hülfe geschickt hat durch Euch!“

„Hm!“ murmelte der Mann. „Wenn Ihr nur etwas fort könntet! Wenn Ihr, auf uns gestützt, nur eine Stunde Wegs machen könntet! Da wollte ich Euch wol verbergen in meiner Hütte!“

„O wenn Ihr das vermöchtet — ich will meine ganze Kraft daran setzen!“ rief Xaver.

„Wir wollen's versuchen. Was meinst du, Frau? ... Ich suche hier nur noch unter den Leichen bis zum Busch, dann haben wir das ganze Feld durchsucht. Ist er dort

nicht zu finden, so müssen wir's Gott anheimstellen! Weiter hinüber liegt Niemand mehr. Mit Tagesanbruch will ich dennoch wieder hier sein."

Die gutmüthige Frau war bereit. Sie dachte hoffend: „Die Hülfe, die wir dem Armen reichen, werden mir andere mitleidige Menschen an meinem Sohne ja vergelten, wenn er noch lebt!"

Der Mann machte sich sofort an das Geschäft, noch den kleinen Theil des Schlachtfeldes zu durchsuchen, den sie bisher nicht betreten hatten. Er fand den Verlorenen nicht! Gramgebeugt, doch entschlossen, nun wenigstens das gute Werk, das ihm Gott selbst zugewiesen hatte, zu vollbringen, kehrte er zu Xaver zurück. Die Frau hatte diesen indessen mit einiger Speise erquickt, welche sie in dem Korbe trug, um ihrem geliebten Sohn sogleich etwas darbieten zu können. Dadurch und mit dem neuen Lebensmuth waren auch Xaver's Kräfte neu erwacht. Er dachte an seine Therese, an die Möglichkeit, an das süße Glück, sie wiederzusehen, dem er in halber Verzweiflung schon entsagt hatte. So raffte er jegliche Kraft zusammen, und gestützt auf die beiden Mitleidigen, gelang es ihm, zwischen den Leichen des Blutfeldes den Weg zur Rettung zu suchen.

Sie erreichten den Bach. Ein neuer Trunk labte ihn. Seine Retter trugen ihn hindurch. Nach einer Stunde mühseliger Wanderung, von vielfachem Rasten unterbrochen, hatten die Drei die im Walde an der Anhöhe tief versteckt gelegene Köhlerhütte erreicht, welche ihnen die Zuflucht bieten sollte.

Die beiden wohlwollenden Bewohner gaben ihm ihr eigenes Lager zur Ruhestätte. Die Frau zündete sogleich ein Feuer auf dem Herde an, ihm etwas Speise zu bereiten, und Wasser zu wärmen, um seine Wunden zu waschen und

das geronnene Blut, das sie umstarrte, weich abzulösen. Der Mann versorgte ihn mit anderer Kleidung und verbarg die Waffen und Kriegskleider. In kurzer Zeit war Xaver durch die Pflege in so erquickten Zustand gebracht, als die dürftigen Mittel der wackern Leute es irgend gestatteten. Wie neu geboren fühlte er sich mit gereinigten, verbundenen Wunden, auf reinlichem, von weichem Moos mit Linnendecken gebildeten Lager, gelabt durch einfache, aber dem Erschöpften neue Kraft gebende Speise.

Sechzehntes Capitel.

Das erste Frühroth dämmerte jetzt am Horizont. Der Köhler schickte sich an, wieder hinauszugehen nach dem Schlachtfelde, um bei Tageslicht nach dem geliebten Sohne zu forschen.

„Ach, Boleslav, ich möchte dich begleiten“, bat die Köhlerfrau schmerzlich, als der Mann schon den starken Wanderstab ergriffen und den Hut aufgesetzt hatte.

„Laß es gut sein, Wlasta“, sagte er; „gestern im Dunkel war es gut, daß wir Zwei gingen; heut bin ich allein genug!“

„Wenn auch dir ein Unglück zustieße! Das wilde Kriegsvolk!“ erwiderte die Frau schluchzend.

„Könntest du mich beschützen?“ fragte er. „Das wird unser Vater im Himmel thun.“

„Aber ich könnte .....“

„Vater! Mutter!“ unterbrach eine helle Stimme draußen ihre Worte, und zugleich pochte es an den kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben.

„Heiliger Gott“, rief die Frau und sank beinahe in die Knie: „unser Valentin! Mein lieber Sohn!“

„Valentin!“ rief gleichzeitig der Köhler, flog ans Fenster und riß es auf. „Valentin! Valentin!“ wiederholte er freudig, als er den Knaben draußen sah, und eilte zur Hausthür, um sie zu öffnen. In fliegender Hast riß er die Riegel zurück, mit denen er sie sorgfältig verwahrt hatte.

Die Mutter, von der jähen Freude überwältigt, stand zitternd, faltete die Hände über der Brust, schluchzte — wollte beten, doch sie vermochte kein Wort über die bebenden Lippen zu bringen.

Jetzt flog die Stubenthür auf, und ein schlanker Knabe von kaum sechzehn Jahren, mit lang herabwallendem, braunem Lockenhaar, stürzte herein und hing am Halse der weinenden Mutter. Sie hielt ihn fest in unauflöslicher Umarmung und herzte ihn mit Küssen und in Thränen.

Es war ein Augenblick heiliger Erhebung für Xaver, der matt, aber in tiefster Rührung, von seinem Krankenlager alle diese Vorgänge sah.

„Das ist Gottes Lohn für Alles, was ihr an mir gethan“, sagte er endlich aus innerster Empfindung, indem er dem Köhler die Hand dankend hinreichte, der sie herzlich und freudig schüttelte.

„Nun hat alle Noth ein Ende“, rief der rauhe Mann mit derbem, aber herzlichem Ton aus. „Aber, Valentin, erzähle, wie ist dir's ergangen!“ wandte er sich zu dem Sohne. „Wir haben dich gesucht die ganze Nacht auf dem Schlachtfelde!“

„Ja, mein lieber Sohn“, bat die Mutter, „erzähle! —

Aber bist du hungerig, bist du durstig? Willst du ausruhen?" unterbrach sie sich selbst mit hastigen Fragen.

„Ja, Mutter, gib mir zu essen und zu trinken!" bat Valentin; „dann will ich euch Alles erzählen. Aber wer ist denn das?" fragte er halb laut und erstaunt, indem sein Blick auf Xaver verweilte.

Der Vater gab ihm Auskunft; die Mutter brachte Brot und heiße Milch, das schnell bereitete Frühstück. Sie setzten sich alle Drei um den schweren eichenen Tisch, und Valentin erzählte:

„Die Reiter, die mich mitnahmen, banden mich an den Steigbügel des Hauptmanns. Unten an der Furt mußte ich voran, mit dem Hauptmann hindurch. Das Wasser ist doch hoch, es ging mir bis über die Brust. Sie glaubten schon, ich hätte sie falsch geführt, und der wilde Hauptmann schwang das Schwert über meinem Kopfe ...."

Die Mutter machte eine Bewegung des Schreckens.

„Allein wir kamen glücklich hinüber. Nun bat ich, sie möchten mich loslassen. Ich sollte sie aber erst noch ein Stück führen, den besten Weg über die Wiesen hin auf die Hügel bei der Mühle. Es ging in vollem Trabe; ich mußte mit fort in der glühenden Hitze. Doch, sowie wir oben auf der Höhe waren, wo ich frei zu werden dachte, schossen sie von drüben mit den schweren Stücken auf uns und die Kugeln schlugen fürchterlich in unsere Reihen ein."

„Und ich habe dich lebendig wieder!" rief die Köhlerfrau und küßte ihren Sohn abermals.

„Ich war todeserschreckt und flehte den Hauptmann, mich loszulassen. Der verhöhnte mich aber und schrie mich an: «Wenn mein Pferd dich nur nicht schleppen müßte, so solltest du mir zum Gaudium den Tanz mitmachen; ich hätte meinen Spaß an deinem Gewinsel. So magst du laufen!»

Bei diesen Worten schnitt er den Strick, mit dem ich an seinen Bügel gebunden war, mit dem Schwert entzwei, gab mir einen Fußstoß, daß ich zu Boden stürzte, und rief: «Jetzt lauf, Hase, oder wir setzen über dich weg!» Er hatte das Wort noch nicht zu Ende gesprochen, als schon die Reiter, die ihm in vollem Galopp folgten, über mich hinsprengten!"

Die Mutter erblaßte. „Mein Valentin!" rief sie aus und legte die zitternden Hände auf sein Haupt.

„Gott und die Heiligen haben mich in Schutz genommen", fuhr der Knabe fort; „ich war in eine kleine Vertiefung gestürzt und die Reiter setzten darüber weg. Aber Kies und Sand flog über mich hin, und etliche Hufschläge erhielt ich doch. Als ich halb betäubt vor Schreck und halb blind von Erde und Staub, die mir ins Gesicht geflogen waren, mich wieder aufrichtete, war das Feld frei. Ich raffte mich rasch empor. Aber wohin nun fliehen? Rings umher Soldaten. Hier Kaiserliche, drüben die Mansfelder. Immer mehr Truppen rückten aus dem Walde vor, daß ich nicht zurück konnte. Links und rechts marschirten sie, Reiter und Lanzenknechte; ich war mitten im Getümmel. Da sah ich einen Baum, eine Linde, etliche Hundert Schritte vor mir auf freiem Felde. Dahin lief ich; ich dachte, der Stamm kann dich wenigstens schützen, daß sie dich nicht niederreiten. Glücklich gelangte ich dahin, aber in Sicherheit war ich nicht, denn rings umher fing das Gefecht an. Der Stamm war zu dick, um hinaufzukommen; doch es gelang mir, einen weit übergestreckten Zweig zu fassen, ich zog mich daran auf und kletterte dann bis in die Spitze. Mutter, Vater! Was ich dort erlebte, das werde ich niemals vergessen! Kaum war ich oben, so ging das Getümmel von allen Seiten los. Die Trommeln wirbelten,

die Trompeten schmetterten; das Musketenfeuer knatterte, die Kanonen donnerten! Mir zitterte das Herz. In einer Viertelstunde war das ganze Feld, so weit ich sehen konnte, in Staub und Rauch gehüllt. Die Blitze der Kanonen und Gewehre zuckten überall aus den schwarzen Wolken. Die Reiter jagten wie der Sturmwind über's Feld, daß der Boden dröhnte. Das Fußvolk rückte geschlossen an und stürzte mit fürchterlichem Geschrei aufeinander. Sie würgten sich dicht vor meinen Augen, unter meinen Füßen. Ich hörte das Geschrei der Verwundeten. Die Reiter hieben ein; die Lanzenknechte stachen sie von den Pferden! Kugeln pfiffen und sausten dicht an mir hin. Es war ein Grausen, das mit anzusehen!"

Des Knaben Augen leuchteten während dieser Erzählung; seine Wangen flammten von dunklem Roth.

„Mein Sohn, mein Sohn", rief die Mutter, „welche Angst mußt du ausgestanden haben! Du hast doch deinen Vater im Himmel nicht vergessen, sondern zu ihm gebetet?"

„Ja, Mutter, das habe ich! Und Hülfe war Noth!" rief der Knabe. „Der Kampf wurde immer wilder, das Feuer immer heftiger. Als die Kaiserlichen die Berghöhen bei Groß-Lasken besetzten, feuerten sie so mit schweren Stücken gerade nach der Gegend hin, wo ich auf meinem Baume saß, daß die Kugeln immer dicht an mir vorbeisausten. Vater! es heult in den Lüften, wenn so eine Stückkugel fliegt, wie nimmermehr Nachts der Sturm hier im Walde heult! Und einige schlugen in den Baum und schmetterten die Aeste herunter, daß die Blätter aufwirbelten und die Holzstücke zu mir heraufflogen ...."

„O mein Gott!" rief die Köhlerfrau und faßte krampfhaft den Sohn an.

„Ich dachte", fuhr Valentin fort, „der ganze Baum müßte zusammenbrechen, so krachte es; allein er stand fest und ich blieb unversehrt. Nun kam aber das Schrecklichste! Die Kaiserlichen hatten Brandkugeln in Groß=Lasken hineingeworfen. Ich sah, wie zuerst ein Scheuerdach in Flammen aufging; dann faßte das Feuer die ganze Reihe der Häuser, Ställe, Scheuern, die unterm Wind standen; bald brannte der halbe Flecken, und der Wind jagte Rauch und Flammen zu mir herüber, so dicht, Mutter, daß oft der Baum bis hoch über den Wipfel im Rauche stand und die Funken und glühenden Kohlen um mich herflogen. Und dabei der Lärm unter mir, und ringsum das Geschrei, das Rasseln und Schnauben der Pferde, die Trommeln und Trompeten, der Kanonendonner .... Ich begreife es noch nicht, daß ich nicht alle Besinnung verloren habe! Nachmittag, es mußte, wie die Sonne stand, gegen vier oder fünf Uhr sein, war die Schlacht zu Ende. Zuletzt hatten sie sich noch dicht vor der Stadt bei den Gärten, wo Martin Steffaneck wohnt, geschlagen. Dann wurde es still. Ich sah die Gefangenen abführen; es war meist Fußvolk. Die Reiter hatten sich schon zwei Stunden zuvor durchgeschlagen, das habe ich auch gesehen, auf der Straße nach Thein; ich konnte sie mit den Augen verfolgen, bis sie im Walde verschwanden. Jetzt dachte ich daran, herabzuklettern. Ich kam fast um vor Durst; es war auch eine glühende Hitze den Tag über, mir vertrocknete meine Zunge fast; Hunger hatte ich auch. Allein ich besorgte, sie möchten mich wieder mitschleppen, wer weiß zu welchem Dienst. Und die Soldaten trieben sich auf dem ganzen Felde umher, oft dicht unter meinem Baume hin. Ich verkroch mich dicht ins Laub, daß Niemand mich sah, denn sonst hätte mich vielleicht Einer blos zum Spaß heruntergeschossen!"

„Ja, solche Kurzweil treibt das frevlerische Volk!“ rief der Köhler, der bisher mit weit aufgerissenen Augen starr der Erzählung seines Sohnes zugehört hatte. „In Budweis selbst haben die Kroaten aus dem Fenster die Schulkinder niedergeschossen, und sich todtlachen wollen über die Burzelbäume, die so ein armes Würmchen von acht oder zehn Jahren schlug, wenn es das Blei im Leibe fühlte!“

Die Frau legte beide Hände vor die Augen, als der Mann dieses Gräuels gedachte.

„Ich wußte das“, fuhr Valentin fort, „darum hielt ich mich so versteckt. Sehen aber konnte ich Alles, und hören was unter dem Baume gesprochen wurde. Es warfen sich ein paar Offiziere auf den Rasen, um im Schatten meines Baumes auszuruhen. Sie sprachen über die Schlacht. Da hörte ich denn, daß die Kaiserlichen Alles gewonnen hätten, und daß es der General Mansfeld sei, der sich geflüchtet habe mit der Cavalerie. Sie sprachen auch von den Gefangenen und der Capitulation. Sie haben ihnen versprochen, gegen einen Monat Sold sollen sich Alle ranzioniren dürfen. Aber man wird ihnen nicht Wort halten. «Mit Speck fängt man Mäuse», sagte der Eine. «Jetzt haben wir sie! Sie müssen Alle kaiserliche Dienste nehmen. Ich lasse sie einsperren und hungern und dursten, bis sie eintreten!» *)“

„Ja, ja, so machen sie's“, bekräftigte der Köhler; „wir haben ja selbst gesehen, wie sie sie in den Ställen zusammengepfercht haben, daß ein Mensch nicht sechs Stunden in der Hitze und Qual aushalten kann, ohne umzukommen!“

---

*) Historisch.

Xaver hörte diese Erzählungen mit der höchsten Spannung an. „Sollten sie“, sagte er, „so treulos sein, eine ehrliche Kriegscapitulation nicht zu halten, auf die sich tapfere Soldaten ergeben? Das wäre ja wider alles Völkerrecht und Kriegsgebrauch!“

„Was Völkerrecht, was Kriegsgebrauch!“ erwiderte heftig der Köhler. „Der wahre Kriegsgebrauch ist: der Stärkere thut was er will. Das sehen wir leider Gottes alle Tage!“

„Allein wie hast du dich endlich retten können, mein Sohn?“ fragte Wlasta.

„Nachdem es ganz dunkel und still geworden war, wagte ich mich von meinem Baume herunter. Ich zitterte jetzt vor Frost, denn es war gegen Abend ein Gewitter gekommen und der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt. Als ich wieder auf festem Boden stand, sank ich auf meine Knie und dankte Gott, und betete inbrünstig, er möge mir ferner beistehen!“

„Drum hat er dich auch in unsere Arme zurückgeführt, du frommes Kind“, rief die Mutter in dankbaren Thränen.

„Es war aber ein schauriger Weg, Mutter!“ entgegnete der Knabe. „Dichte Finsterniß umher; der Mond war noch nicht herauf und der Himmel ganz schwarz umzogen. Zwar glimmte in Groß-Lasken noch das Feuer; ich sah immer noch Flammen aus dem Schutt aufschlagen und zwischen den Mauern lebendige Kohlenglut. Aber das leuchtete nicht bis ins Feld hinüber. Ich wußte dadurch nur, welche Richtung ich zu nehmen hatte. Dicht um mich her war finstere Nacht. Bei jedem Schritt stieß ich an eine Leiche! Oder es winselte neben mir und ächzte; Einige wälzten sich noch am Boden. Gerade um meine Linde her war der Kampf am wüthendsten gewesen. Mehrmals fiel ich

und lag lebendig mitten unter den Todten. Endlich wurde die Bahn etwas freier; ich kam auf Stellen, wo keine Todten lagen."

„Wer weiß, ob wir nicht im Dunkeln aneinander vorübergestreift sind", fiel die Mutter ein; „denn wir suchten dich unter den Todten die halbe Nacht."

„Ich glaube kaum, Mutter; denn weil ich mich fürchtete, unter die Soldaten zu gerathen, ging ich immer weiter ab von dem Schlachtfelde, wol eine Stunde darüber hinaus, gegen Thein zu. Dann wandte ich mich in den Wald rechts, ging am Flusse hinauf nach Netolitz zu, bis an die Furt bei Joachimsthal. Dort watete ich durch, und kam von hinterwärts hierher wieder zurück!"

„Das war schlau! Das war richtig gemacht, Bube", rief der Köhler, erfreut über die gewandte Besonnenheit des Knaben.

„Es kann uns indessen noch manches Gefährliche begegnen", fügte er vorsichtig hinzu; „das Kriegsvolk streift gewiß noch viel umher. Höre du, Mutter, und Valentin, wenn Leute hier hereinkommen, so ist das" — er deutete auf Xaver — „dein kranker Bruder, der im Bett liegt."

„Welche Noth und Gefahr kann ich über euch bringen, ihr wackern Leute", sagte Xaver.

„Gottes Barmherzigkeit wird uns schützen, wie sie uns jetzt gerettet hat", antwortete die Köhlerfrau, und ihr Blick hing in stummer Glückseligkeit an den Zügen ihres frischen, unschuldigen Knaben, der so rein und dankbar aus seinen braunen Augen zu Gott aufschaute.

In diesem Augenblicke zitterte ein goldener Schimmer durch das ärmliche Gemach. Es war die aufgehende Sonne, deren erste Strahlen durch die Tannenzweige des Waldes blitzten und in die Fenster fielen. In der Mauernische

dem Fenster gegenüber stand, wie bei vielen Utraquisten, die das Kreuz und die Heiligen zu verehren nicht aufgehört hatten, ein Crucifix; das bestrahlte die Sonne gerade mit ihrem Purpur, sodaß es wie von einem Heiligenschein umflossen war. Alle wurden unwillkürlich ergriffen von diesem göttlichen Zeichen. Die Mutter sank auf die Knie und blickte mit gefalteten Händen andächtig zu dem Heiland auf. Vater und Sohn knieten neben ihr; Xaver faltete auf seinem Lager fromm gerührt die Hände.

Heilige Stille und goldiger Duft umwebte die Betenden.

Siebzehntes Capitel.

Die Gräfin Thurn saß mit ihrer Tochter in einem Gemach der Burg Karlsstein, dessen Fenster in den kleinen Garten des Vorhofs hinausgingen; sie hielt einen Brief, den sie soeben empfangen hatte, in der Hand. Ihr feuchtes Auge blickte nachdenklich vor sich hin.

„Seltsam, meine gute Mutter, je glücklicher die Nachrichten werden, je besorglicher wirst du!“ sprach Thekla und stand von ihrem Tisch am Fenster auf, wo sie mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, ging auf die Mutter zu, legte den Arm um ihren Nacken und küßte sie.

„Ja, meine Tochter“, antwortete die Gräfin, „es schwindelt mir bei diesem Glück! Ich bin nicht geboren, auf steiler Höhe zu wohnen! Die Ruhe der Thäler ist mir immer lieber gewesen. Dein Vater steigt mir zu hoch; ich zittere stets vor dem Sturz von diesem steilen Gipfel!“

„Es ist nur schwer, sich so schnell in das neue, alle Hoffnungen übersteigende Glück zu finden“, erwiderte Thekla; „auch ich kann mich oft gar nicht überreden, daß Alles so völlig gelingt, alle drohenden Gefahren so schnell verschwinden. Wie bebten wir noch vor Jahr und Tag — noch vor einigen Monaten, Wochen! Und jetzt — dieser glänzende Siegeslauf!“

„Das Ziel ist noch nicht erreicht, Thekla; ein Schritt davon ist so gut wie tausend!“ antwortete Elisabeth bedenklich. „Wir stehen vor Wien — doch es ist noch nicht in unserer Hand! Der Kaiser wird seine Hauptstadt nicht so rasch übergeben! Die Festung, die den wilden Horden der Türken widerstand, sie wird auch unsern Kriegern widerstehen!“

„Doch der Vater schreibt so sicher seines Erfolgs!“

„Dein Vater war oft zu rasch in seinen Hoffnungen! — Und wol auch zuweilen in seinen Handlungen“, setzte die Gräfin mit besorglichem Tone hinzu.

„Er war auch immer kühn und wußte das Glück zu ergreifen“, antwortete Thekla, und ein edles Feuer strahlte in ihrem Auge. „Mit welchen Schrecken erfüllte uns sein gewagtes Thun immer im Beginn, und welche Früchte hat es jetzt getragen!“

„Sie sind noch nicht reif, Kind!“

„Doch, doch, liebste Mutter. Vieles ist reif, die Früchte dieses Jahres sind reif, und das nächste wird uns neue, schönere bringen. Frei laden die Glocken unserer Kirchen zum Gebet ein. Unsere Gotteshäuser werden nicht mehr verschlossen, niedergerissen. Unsere Glaubensgenossen seufzen nicht mehr unter hartherzigen Bedrückern! Keine Priestergewalt versagt uns mehr die heiligen Sacramente. Die Brautpaare treten glückselig vor den Altar und empfangen

den kirchlichen Segen zum freien Bunde. Dem Kinde wird die heilige Taufe nicht mehr versagt. Und doch ist es kaum ein Jahr her, daß selbst das Grab den Unsern verschlossen wurde, das jetzt die Todten still in seinen Frieden aufnimmt!“

„Thekla“, sagte die Gräfin sanft lächelnd, „wie bist du gewachsen in diesem einen Jahr! — Ja, du hast Recht, es sind Früchte gereift. Du selbst! Die schüchterne Rosenknospe des vorjährigen Juni, wie voll blüht sie im diesjährigen!“

Mit verschämtem Erröthen küßte Thekla der Mutter die Worte von den Lippen weg. „Ja, ich fühle es, ich bin gewachsen in diesem Jahre“, begann sie nach einigen Augenblicken sinnenden Schweigens; „es ist mir, als hätten sich die Flügel meiner Seele entfaltet, theuerste Mutter. Ich bin ja aber auch“, setzte sie mit lächelndem Halbscherz hinzu, „aus der schüchternen Knospe, wie du mich nennst, aus einer schüchternen sechzehnjährigen, laß mich sagen, eine siebzehnjährige erwachsene Jungfrau geworden! — Ich denke, meine Mutter“, fuhr sie ernster fort, „eine so große Zeit ergreift auch gewaltiger. Bis dahin war ja Alles für mich nur tändelndes Spiel im Leben; jetzt wird Alles ernste That!“

„Allzu ernste!“ seufzte die Gräfin.

„O, nein, Mutter!“ bat Thekla. „Trage nicht auch ein so besorgliches Herz in der Brust, wie Die dort im Garten! Ich bin fast erzürnt auf Therese!“ sie deutete mit der Hand hinunter, wo diese zwischen den Gebüschen, welche unterhalb der von Schießscharten ausgezackten Mauern und Gebäude des Vorhofs einen kleinen Garten bildeten, still vor sich hinwandelte, — „denn Therese ist es doch, deren trübe Gedanken dich mit ergreifen!“

„O nein! Mein Herz schlug vom ersten Augenblick dieser verworrenen Zeit an nur besorglich“, entgegnete die Gräfin. „Therese ist viel stärker, viel entschlossener als ich, als wir Beide. Sie schilt nicht!“

„Sie ist muthiger als wir, und doch noch besorgter als du“, antwortete Thekla. „Ich verehre ihre edle, hohe Kraft, allein mich dünkt, sie besitzt sie nur um das Schwere, das sie fürchtet, entschlossen zu tragen, nicht um das Große, das wir hoffen sollen, freudig zu ergreifen und zu genießen! — Sie fürchtet immer!“

„Es ist einmal so im Gemüth des Menschen“, entgegnete die Gräfin, „von dem Unheilvollen hat es fast immer das dunkle Vorgefühl!“

„Sollen denn nur die Schatten finstrer Gespenster in unsere Seele fallen, dürften wir die guten Lichtengel, die uns umschweben, nicht wahrnehmen?“ sagte Thekla zweifelnd, und bewegte leise den schönen Kopf. — —

Therese, die in das Haus getreten war, öffnete die Thür des Gemachs.

„Wir haben soeben die glücklichsten Nachrichten von dem Vater erhalten, Therese“, empfing Thekla sie froh. „Der Sieg krönt seine Waffen überall. Er ist jetzt vor Wien selbst gerückt, und hat sein Lager hart an der Donau aufgeschlagen!“

Therese hörte die Botschaft mit ernstem Staunen. „Mögen ihm die Mauern der Kaiserstadt nicht zu hoch, nicht zu stark sein!“ sagte sie mit einem schwermüthigen Blick ihres dunklen Auges.

„Mögen die Mauern Wiens auch hoch und stark sein, Therese“, nahm Thekla das Wort, „sie schließen edle Freunde ein, die dem Vater hülfreiche Hand reichen werden.“

„Gebe Gott, daß ihr Arm stark, ihr Wille fest genug sei, ihm die Thore zu öffnen“, entgegnete Therese ebenso ernst als zuvor. „Tausende von Herzen schlagen für diesen Wunsch in Oesterreichs Hauptstadt, und zagen jetzt noch unter dem schweren Druck, der sie belastet! Der Himmel sende ihnen Erfüllung und Erlösung!“

„Und hoffst du sie nicht“, fragte Thekla.

„Einst wird sie Allen, die geboren sind, die geathmet haben! Doch viele lange, schaurige Nächte trennen uns vom goldenen Tage der Verheißung!“

„Aber sie wechseln mit sonnenhellen Tagen des Trostes und der Freude, Therese“, entgegnete Thekla warm.

„Gewiß, denn des Himmels Hand ist mild und reicht den Balsam zu den Wunden, die sie schlägt“, waren Theresens sanfte Worte der Erwiderung, während sie sich bemühte mit einem freundlichen Lächeln den Zügen Thekla's zu begegnen, aus denen die rein beglückte Seele leuchtete. — Auch Theresens Brust hatte sich freier, höher, bewußter gehoben, auch sie war gewachsen in dem Jahre voll großer Erlebnisse; allein die dunklen Schwingen, die ihre ernste Seele emportrugen, umschatteten das Leben finstrer und tiefer.

„Laßt uns zusammen einen Gang durch den Garten machen“, unterbrach die Gräfin das Gespräch Beider. „Er steht in der schönsten Rosenblüte. Das ist wenigstens eine Freude, deren wir gewiß sind.“ — —

Sie gingen in den kleinen innerhalb der Burgmauern belegenen Garten hinab, der sein lichtes Grün im Vorhof wie in dem Hauptraum der Veste um das Grau ihrer alten Thürme zog, und den zackigen Linien der Mauern und des Höhenrandes folgte, von dem man in das steile, tiefe, waldgrüne Thal hinabsah, aus dessen Mitte sich der

Bergkegel erhob, der die Burg trug. Es war im Rosenmonat, und sie blühten in allen sonnigen Mauereinsprüngen, theils an Spalieren, theils in Sträuchern und schlanken an Stützen gebundenen Bäumchen, die ihnen den Reichthum ihrer mit Hunderten von Blüten übersäeten Kronen tragen halfen.

„Dein Auge richtet sich immer nach Süden, Therese“, wandte sich Thekla zu ihr, „und doch hemmen die hohen Waldberge den Fernblick.“

„Soll nicht dennoch mein Auge meinem Herzen folgen?“ antwortete sie, mit wehmuthtrübem Blick. „Dort weilt Er, der der Träger und das Licht meines Lebens ist. Ich weiß, daß sein Herz und Auge ebenso hierher schweifen. Vielleicht begegnen wir uns.“

„Ich begreife Theresens Empfindung vollkommen“, sagte die Gräfin. „Die Ehe verdoppelt alles Glück und theilt alles Leid. Darum ist die Sehnsucht so groß bei der Trennung. Wir sind in unserm Glück auf die Hälfte beschränkt, in unsern Sorgen aber zwiefach belastet!“

„So ist es“, bestätigte Therese lebhaft.

„Mein Blick sucht in der Ferne am liebsten die Erinnerungen“, sprach Thekla. „Darum wende ich meine Augen gern dort hinüber nach Westen, wo wir den verwichenen Sommer in der romantisch schauerlichen Einsamkeit zubrachten. Sähest du nicht auch gern die fernen Züge des Erzgebirges, wo deine Jugend blühte, Therese?“

„Wohin könnte ich sehnsuchtsvoller blicken“, antwortete Therese warm; „und auch dort wird meine Seele Xaver begegnen. Wo unsere Jugend keimte, unsere Liebe die ersten Knospen trieb — wo das heilige Grab sich eingesenkt hat, zu dem wir wallfahrten müssen!“

Die Worte versagten ihr in der innersten Bewegung, die sie ergriff.

„Das des frommen Patriarchen Rechodom“, ergänzte Thekla sie mit sanfter Theilnahme.

„Des Märtyrers“, bejahte Therese.

„Es muß ein hoher, herrlicher Mann gewesen sein! So milde, so weise, wie ich mir die Heiligen denke! Mit welcher klaren Lehre hat er dich erfüllt, daß ich oft beschämt bin, Therese, neben dir!“

„Sein Blut düngte die erste Saat — die Felder werden noch Ströme Blutes trinken, bevor die goldene Ernte reif ist für die Schnitter“, sprach Therese, und ihre Züge verklärten sich zu dunkel erhobenem Ausdruck. Edel aufgerichtet, blickte sie mit feucht schimmerndem Auge hinüber in jene erinnerungsvolle Ferne.

Alle Drei schwiegen. Sie standen jetzt auf dem äußersten Rand des Burgfelsens, wo sich hinter den steil herabgesenkten Mauern die Aussicht in das tief eingeschnittene grüne Thal nach Beraun zu öffnete, an dessen Ende der silberne Spiegel des Flusses die Windungen des Gebirges abschnitt. Hufschlag von Pferden, der am jenseitigen Ende der Burg auf der Zugbrücke und unter dem Burgthor ertönte, unterbrach unvermuthet die tiefe Stille.

„Es ist der Burggraf, der von Prag zurückkehrt“, sagte die Gräfin. „Er wird uns vielleicht noch neuere Nachrichten bringen.“

„Otto von Loß, der Unterburggraf zu Karlsstein, war, da er auch zu den Directoren gehörte, zumeist in Prag. Er hatte die letzten Tage dort zugebracht und kehrte soeben von daher zurück. Da er gewöhnlich der Bringer von Botschaften aus der Hauptstadt war, welche die Einsamkeit der Burg belebten, so war seine Ankunft stets ein erwartungsvolles, meist Freude bringendes Ereigniß. Die

Frauen gingen ihm daher sogleich entgegen. Es überraschte sie, daß er ihnen schon aus dem Vorhof und mit rascherem Schritt als gewöhnlich entgegentrat, zumal da ihm der Hauptmann der Burgwacht und einige andere Leute auf dem Fuße folgten. Als er näher kam, sah man seinem Wesen eine ungewöhnliche Unruhe an.

„Seid bestens begrüßt, Herr Burggraf“, redete ihn Elisabeth an; „bringt Ihr uns Neues?“

„Nichts Erfreuliches, würdigste Frau“, erwiderte er mit ernstem Ton.

„Nachrichten von Thurn?“ flog die bestürzte Frage von den Lippen der Gräfin.

„Nein, von Eurem Gemahl nicht“, antwortete der Burggraf; aber Graf Mansfeld ist gestern in Prag eingetroffen.“ Er stockte; die Blicke der drei Frauen hingen fragend an seinen Zügen. Endlich sprach er mit Selbstüberwindung: „Er ist von Boucquoi mit überlegener Kraft angegriffen, geschlagen und sein ganzes Corps zersprengt worden.“

„O Gott!“ rief Therese aus und that einen wankenden Schritt. Thekla schlang den Arm um sie.

Die Gräfin fragte in äußerster Unruhe: „Wißt Ihr Näheres, Herr Burggraf? Habt Ihr den Grafen Mansfeld selbst gesprochen?“ Die Frage nach Xaver schwebte auf ihren Lippen, doch sie wagte sie nicht auszusprechen.

„Ich kann Euch nicht verhehlen, gnädigste Gräfin“, entgegnete Loß, „daß die Folgen der unglücklichen Schlacht sehr ernste sein können. Graf Mansfeld hat uns darauf vorbereitet, daß Boucquoi und Dampierre vereinigt gegen Prag vordringen könnten.“

„Wäre es möglich?“ rief die Gräfin erblassend.

„Karlstein hat mithin gleichfalls Ursache, auf der Hut zu sein“, fuhr der Burggraf fort. „Ich werde sorgfältige

Vertheidigungsanstalten treffen müssen. Ich kann Euch nur fragen, würdigste Gräfin, ob Ihr unter diesen Umständen nicht besser thätet, schleunig nach Prag selbst zurückzukehren."

Elisabeth war im Augenblick nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Sie war zunächst mit Therese beschäftigt, die still weinend ihr Haupt auf Thekla's Schulter gelehnt hatte. An ihrer Stelle that endlich die Gräfin die Frage: „Wißt Ihr etwas Näheres von den Verlusten, Herr Burggraf? Euch ist bekannt, daß der Hauptmann Rechodom sich in des Grafen Mansfeld nächster Nähe befindet."

Loß erwiderte mit Theilnahme für Therese: „Leider kann ich über Einzelnes nicht Auskunft geben. Ich weiß nur, daß der Graf Mansfeld sich, gleich einem gemeinen Reiter fechtend, mit einem Theil seiner Leute aufs tapferste durchgeschlagen hat. Doch Viele sind versprengt, und der größte Theil des Fußvolks ist in Gefangenschaft gerathen."

„Graf Mansfeld ist unbegleitet nach Prag gekommen?" fragte die Gräfin, in der Hoffnung, daß Xaver mit ihm sein könne.

Therese erhob das Haupt und sprach mit schmerzlicher Sicherheit: „Xaver ist nicht mit ihm; sonst hätte er mir schon Botschaft gesendet!"

Loß wandte sich von diesem Gegenstand des Schmerzes und der Sorge ab, indem er zur Gräfin sagte: „Ich werde Eure Befehle abwarten, gnädigste Frau. Heut sind wir, denke ich, noch ganz sicher und der Straße nach Prag völlig Herr. Was in den nächsten Tagen geschieht, kann ich nicht wissen. Dies möge Euren Entschluß bestimmen. Gestattet mir, Euch jetzt zu verlassen. Ich will sogleich mit diesen Herren" — er deutete auf den Wachthauptmann

und die Andern, die sich in einiger Entfernung hielten — „die Burg genau untersuchen, um zu bestimmen, was noch irgend zu ihrer Sicherheit geschehen muß."

Er grüßte und ging. — —

„Therese! Meine theure Therese", redete die Gräfin diese mit der innigsten Theilnahme an; „Gott wird über Xaver's Haupt gewacht haben!"

„Wie über uns Allen, ich weiß es und vertraue", sagte Therese, die ihre Fassung wiedergewonnen, sanft aber fest. „Und ich weiß, was mir obliegt", setzte sie hinzu.

Weder Elisabeth noch Thekla gaben, durch das eingetretene Ereigniß zu aufgeregt, diesen Worten eine bestimmte Deutung.

Alle Drei gingen in stummer Erwägung des Geschehenen und zunächst Künftigen in das Gemach.

Abermals hatte sich ein Aufenthalt tiefer Zurückgezogenheit und Stille für die drei Frauen in einen der sorgenvollsten Unruhe verwandelt. Das rauhe Stürmen der Zeit drang in die einsamste Zelle und verscheuchte den Frieden daraus! — —

Der Burggraf besichtigte indessen die Veste in ihrem ganzen Umkreis. Wie sorgfältig darin die Ordnung überwacht war: der Augenblick, wo das lange Vorbereitete zum Gebrauch kommen soll, zeigt immer Lücken, fordert Nachhülfe. Das war auch hier der Fall. Manche Schießscharten mußten sorgfältiger hergestellt, manche schadhafte Stellen in Wall und Mauern ausgebessert, manche Palissade erneuert werden. Bald sah man die Besatzung des Schlosses auf verschiedenen Punkten mit Arbeiten dieser Art beschäftigt, und Zimmerleute und Maurer wurden gleichfalls in Thätigkeit gesetzt. Die Möglichkeit eines nahen Angriffs

forderte noch andere Vorkehrungen. Der Burggraf hatte daher, so innigen Antheil er an dem Schicksal der ihm zur Obhut anbefohlenen Frauen nahm, in den nächsten Stunden nicht Zeit, sich mit ihnen zu beschäftigen. Gegen den Nachmittag trafen einige eilende Boten ein, die er auf die verschiedenen Hauptstraßen, welche den feindlichen Stellungen näher führten, ausgesandt hatte. Sie brachten die vorläufig beruhigende Kundschaft mit, daß auf die Weite eines Tagemarsches noch keine Spur feindlicher Bewegungen zu bemerken gewesen war; auch Nachrichten von ferneren Punkten her lauteten beruhigend. So war denn die Burg und ihre Verbindung mit dem nur sechs Stunden entfernten Prag für den Augenblick noch nicht gefährdet. Der Burggraf beeilte sich jetzt, dies den Frauen mitzutheilen.

Er fand indessen die Gräfin schon zur Abreise bereit. Sie hatte Alles einrichten lassen, um sich noch denselben Abend während der mondhellen Nacht nach Prag zu begeben. Auf des Burggrafen beruhigende Nachricht beschloß sie jedoch, den andern Morgen abzuwarten, dann aber früh aufzubrechen. Loß versprach ihr das Geleit durch einen Theil seiner Mannschaften, das in diesen unruhigen Zeiten stets zur vollen Sicherheit auf weiten Wegen nöthig war.

Der Abend verstrich den Frauen unter den ferneren noch sorgfältigeren Vorbereitungen zur Reise. Therese war fast ununterbrochen schweigsam; doch erschien sie, der Entschlossenheit ihres Sinnes entsprechend, völlig gefaßt. Nur als sie sich zur Ruhe in ihr Zimmer begab und der Gräfin Gute Nacht sagte, war sie äußerst bewegt und brach in Thränen aus. Sie hing in fast unauflöslicher Umarmung Thekla's und drückte ihre Lippen mit Inbrunst auf die Hand der Gräfin. Beide suchten sie zu trösten und die Besorgniß, der sie ihre Thränen zuschrieben, zu mildern; es wurde ihnen

schwerer als jemals. Endlich riß sich Therese nach heftigem Kampf in ihrer Brust los und ging in ihr Schlafgemach.

„Das Licht des Morgens wird ihr Muth und Hoffnung wiedergeben", sagte Thekla mitleidig zu ihrer Mutter.

Auch sie Beide begaben sich zur Ruhe. — —

Der Morgen erschien, so schön, so rosig, als nur ein Junimorgen anbrechen kann. Thekla erhob sich am frühesten. Als auch ihre Mutter bald darauf das Lager verlassen hatte, waren Beide befremdet darüber, daß Therese noch nicht erschien, die ihrer sonstigen Gewohnheit nach stets die Erste im Frühstückszimmer war.

„Angst und Kummer wird ihr eine schlaflose Nacht bereitet haben", erwiderte Thekla, „und der Erschöpfung ist jetzt doppelte Müdigkeit gefolgt."

„Ich würde ihr gern den stärkenden Morgenschlummer lassen", antwortete die Gräfin, „allein die Zeit zur Abfahrt drängt!"

Der Reisewagen stand bereits bespannt im Burghofe und die Diener der Gräfin waren mit dem Einpacken eifrig beschäftigt.

„So will ich selbst sie wecken", erbot sich Thekla und ging hinüber.

Nach einigen Minuten kehrte sie zurück, bleich, zitternd.

„Was hast du?" rief die Gräfin sie an. „Ist Theresen ein Unglück begegnet? Ist sie krank?"

„Ihr Gemach ist leer, ihr Bett unberührt; dieses Blatt lag auf ihrem Gebetpulte", antwortete Thekla kaum hörbar, und reichte der Mutter das Blatt hinüber.

Es enthielt nur die Worte: „Ich weiß, was mir obliegt. — Lebt wohl! Lebt wohl!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

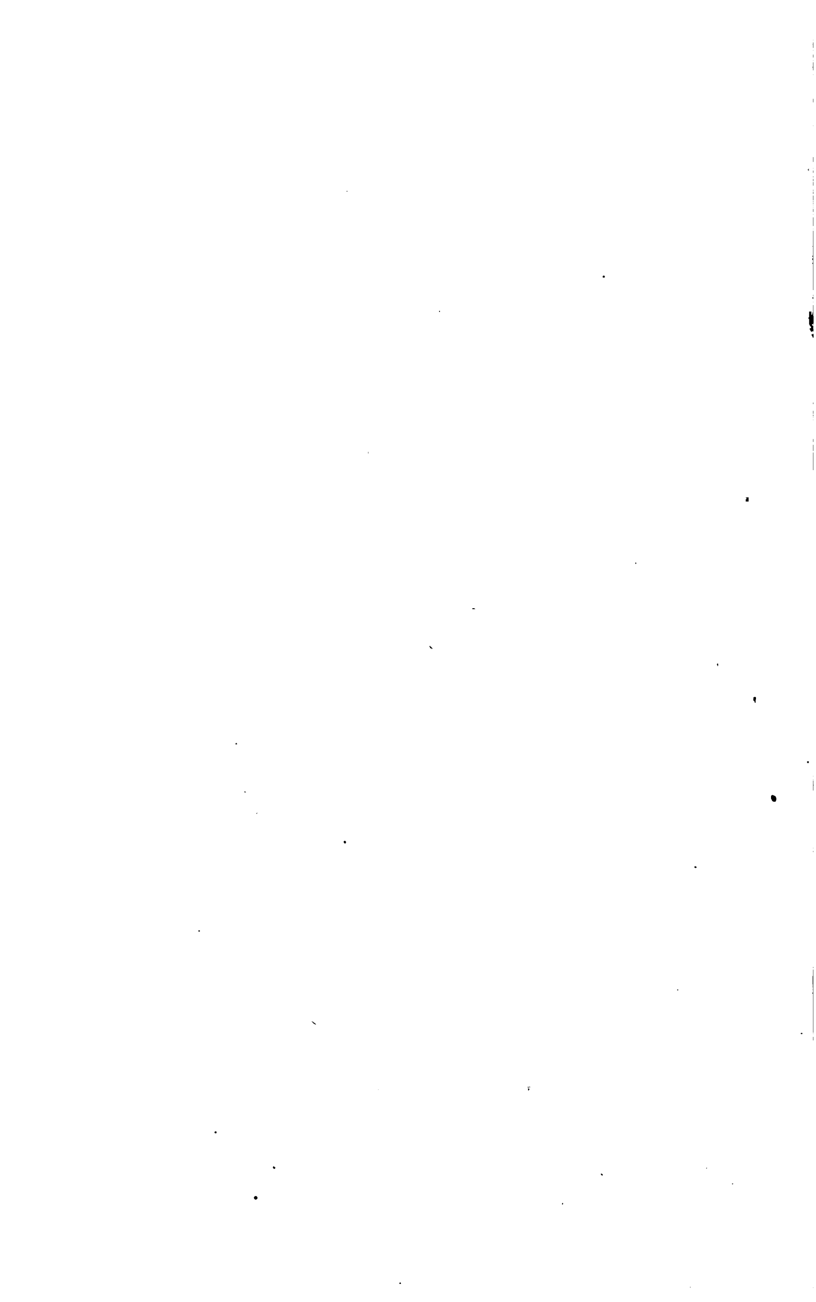
Zweite Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Vierzehntes Buch.



Achtzehntes Capitel.

Die Straßen Wiens lagen noch in nächtlich tiefer Dämmerung und Stille; es war zwei Uhr Morgens; der Himmel mit dunklem Gewölk bedeckt. Zwei Männer, dicht in ihre Mäntel gehüllt, schritten über den einsamen Stephansplatz. Ihre Schritte hallten weit durch die lautlose Morgenstille.

„Hier rechts hinüber, Herr von Tharradel", sagte der Eine und deutete mit der Hand nach der Richtung, die er meinte; „da drüben in dem schmalen grauen Hause wohnt mein Herr Gevatter. — Es ist recht finster für eine Juniusnacht und zumal da der Mond am Himmel steht", setzte er hinzu.

„Er ist nahe am Untergehen, Reubner", erwiderte der Angeredete.

„Man nimmt aber den bleichen Schimmer doch noch wahr an dem goldenen Knopf und Kreuz auf der Thurmspitze. Ich muß Euch sagen, Herr von Tharradel, daß ich mich, so alt und grau ich selbst bin, doch mein Lebtag nicht satt gesehen habe an dem alten grauen Spitzthurme! Seht nur", er deutete dabei mit der Hand nach oben, „wie mächtig er aufragt; man sollte glauben, er müßte mit der Spitze in die Wolken bohren!"

„Seine Höhe soll uns heut willkommen sein, Reubner", antwortete Tharradel. „Doch ich zweifle immer noch, daß der Pförtner uns hinaufläßt."

„Seid unbesorgt, ich kenne meinen Gevatter, er schlägt mir's nicht ab", antwortete Reubner; „das heißt um diese Stunde. Aber mit dem ersten Sonnenstrahl müssen wir hinunter, denn es ist ihm zu streng verboten, Leute hinauf zu lassen!"

„Ja, ja! Sie möchten womöglich es würde gar nicht bekannt in der Stadt, daß Thurn draußen lagert", antwortete Tharradel. „Allein es hilft Alles nichts. Sie müssen in den herben Apfel beißen. Und ich denke, Graf Thurn wird nicht lange lagern."

Während dieser Unterredung waren Beide bis an ein altes graues, sechs Stockwerke hohes — die Fenster im Giebel gar nicht gerechnet — schmales Haus gelangt, an dessen Pforte Reubner leise mit der Hand anpochte. „Ich will nicht den Klopfer nehmen", sagte er dabei zu Tharradel; „denn ich weiß Hubert erwartet uns und ist schon auf. Es wird ihm lieb sein, wenn Alles so leise abgeht als möglich; — mir däucht es regt sich schon Jemand drinnen!"

Leise Schritte näherten sich von innen der Hausthür. Bald darauf drehte sich der Schlüssel in der Pforte und sie öffnete sich.

„Seid Ihr's, Reubner", fragte ein Kopf, der sich durch die Spalte der nur halb geöffneten Thür steckte.

„Ja, und ich bringe den Herrn auch mit", erwiderte dieser. „Können wir hinauf?"

„Es ist bei der heiligen Jungfrau eine gar zu gefährliche Sache", murmelte der Pförtner. „Noch gestern Abend kam der Bote von der Kriegskanzelei und brachte mir den

geschärften Befehl, Niemand mehr hinauf zu lassen. Es sei eitel Neugier der wiener Bürger und führe nur zu Unheil. Sie schwatzten von Hunderttausenden, die draußen lagerten, und es sei doch nur eine Handvoll Leute, die bis längstens übermorgen mit blutigen Köpfen davongeschickt sein würden, wenn sie nicht baldigst von selbst abzögen."

„Meint man das?" fragte Tharradel gedehnt.

„Ich sage was der Bote sagte", antwortete der Pförtner, öffnete aber immer die Thür noch nicht weiter.

„Nun, Gevatter Hubert, mit kurzem Wort: sollen wir hinauf?" fragte Reubner etwas ungeduldig.

„Ich weiß beim heiligen Stephan nicht, ob", ... murmelte der Pförtner im unschlüssigen Ton.

Reubner stieß seinen Begleiter an und sagte leise: „Ich kenne ihn; er will sich die Hand zuvor drücken lassen. Seht es auf einen Gulden nicht an, Herr von Tharradel. Euer Schlüssel hier" (er schlug dabei auf seine eigene Tasche) „wird die Thürpforte schon öffnen."

Tharradel zog den Beutel aus dem Gürtel, nahm einige schwere Silberstücke heraus und drückte sie dem Pförtner, der dazu die Thür ganz bereitwillig ziemlich weit öffnete, in die Hand. „Ihr werdet große Mühe haben, die hohen Stiegen hinaufzuklettern, Alter; es ist billig, daß ich Euch dafür entschädige. Und können wir ein halbes Stündchen oben bleiben, bis es so weit dämmert, daß wir die Umgegend unterscheiden, so sollt Ihr zufrieden sein."

„Im Namen der heiligen Jungfrau denn", versetzte der Alte; „ich will nur meine Laterne holen, denn im Thurm ist es noch pechfinster."

Er schloß die Thür wiederum hinter sich, trat aber nach kurzer Frist heraus, in einen Mantel gehüllt, eine

kleine Laterne in der Hand. „Wir müssen dort hinein, der Eingang ist auf der Kirchseite.“

Indem sie so über den Platz gingen nach der Kirche zu, sagte der Pförtner zu Reubner: „Ihr habt gut gethan, Gevatter, Mäntel umzunehmen, obgleich die Nacht lau ist; denn droben pfeift der Wind, das kann ich Euch sagen. Ihr nehmt mir's doch nicht übel, werther Herr“, fuhr er zu Tharradel gewendet fort, „wenn ich mich dicht einknöpfe und das Tuch vor den Mund binde? Denn im Steigen muß man schweigen, sagt das Sprichwort, und meine zweiundsechzigjährige Lunge verlangt Schonung.“

„Schont sie nur, schont sie nur, Alter“, antwortete Tharradel; „ich bin zufrieden, wenn Ihr mir droben Antwort auf meine Fragen gebt.“

„Ja, droben und abwärts! da geht's anders“, entgegnete der Pförtner und kündigte hiermit gewissermaßen an, daß er den Aufenthalt auf dem Thurm und den Rückweg durch eine lebhafte Unterhaltung zu verkürzen gedenke.

Reubner, der, ohne auf seines Gevatters Geschwätz zu achten, einige Schritte entfernt auf der Seite ging, konnte sein Auge von dem ehrwürdigen Münster nicht abwenden. Er ließ den Blick vom Fuß bis an die Spitze des Thurms langsam aufwärtsgleiten. Ein ehrfurchtvolles Staunen erfüllte seine Brust über den kühnen wunderbaren Bau. Wie ein Felsgebirge mit schroffen Zacken stand die schwere dunklere Masse des Kirchengebäudes da, und über ihre mächtige Höhe hinaus stieg der Spitzpfeiler des Thurms schwindelnd empor. Das Gewölk zog, vom Morgenwinde rasch bewegt, über die Spitze dahin, daß es schien, als schwanke sie selbst und drohe den Umsturz. „Stürzen wirst auch du einmal“, murmelte Reubner vor sich hin, „aber heut und ein paar Jahrhunderte darüber wirst du wol noch halten.“

Sie standen an der Kirche. Hubert schloß eine kleine Pforte auf. Sie traten ein.

Der mächtige Raum des Schiffs, schon bei hellem Tage von einem ehrwürdigen Halbdunkel erfüllt, machte jetzt bei kaum grauendem Morgen einen großartig schauerlichen Eindruck. Nur in den Hauptlinien ließen sich die Umrisse erkennen. Von den riesenhaften Pfeilern waren nur die nächsten deutlich sichtbar; die entfernten verloren sich im tiefen Dunkel. Durch die hohen Bogenfester blickte ein dämmernder Schimmer; bei denen, welche völlig durch Glasmalerei bedeckt waren, von einem matten Farbenspiel überhaucht, das wie von dunklem Flor überhüllt war. Bei den andern Fenstern war es nur ein fahlgrauer, dem Wolkenhimmel draußen gleichender, bleicher Schein, der in das tiefe Dunkel der Kirche fiel. Seltsam stach dagegen die grelle, flackernde Beleuchtung der nächsten Gegenstände durch die Laterne ab.

„Hier zur Linken", wies Hubert zurecht; „wir müssen dort nach dem Thurm hinüber."

Die Schritte der leise Wandelnden hallten schauerlich in dem weiten Raum wider, der von Grabesdunkel erfüllt schien.

Sie gingen durch das hohe Mittelschiff hin, dessen Wölbung nach oben nicht abzusehen war bei dem schwachen Schimmer der Laterne. Nur der Fuß der einzelnen Pfeiler wurde schärfer sichtbar; der in Finsterniß und Schlagschatten gehüllte obere Theil schnitt sie gewissermaßen ab, daß sie wie gewaltige Trümmer erschienen. An der Stelle, wo die beiden Schiffe sich kreuzen, stand Reubner still. Die düstern Gemälde daselbst hatten stets einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Er versuchte ihn zu erneuern, doch das Licht der Laterne war zu schwach, um irgend etwas auf den

Bildern erkennen zu lassen, nur die Flamme blinkte auf dem Firniß und warf einen spiegelnden Schein von der Leinwand zurück. — —

„Hier ist die Thurmtreppe“, sagte Hubert, indem er stillstand und eine enge Thür öffnete, der sich sofort eine steinerne, eng gewundene Treppe anschloß. „Ich werde mit der Laterne voransteigen.“

Er that es. Langsam und gewissermaßen im Takt stiegen die Männer die Treppe hinauf; ihre Schritte und das eintretende schwere Athmen tönten bei der tiefen Stille in der Wölbung wider. Im einförmigen Ring wand sich die Treppe um den Pfeiler, anfangs ohne irgend ein anderes Licht als das, was die Laterne gewährte. Nach einigen Minuten fiel der erste bleichgraue Schimmer in eine offene Seitenluke. Man hatte die Höhe über den Dächern der um den Platz liegenden Häuser erreicht und sah jetzt den grauenden Morgenhimmel.

„Hui! Wie der Wind hier schon pfeift“, murmelte der Pförtner in sein Tuch und deckte den Mantel über die Laterne, welche ihm der plötzliche durch die Luke eindringende Windstoß fast verlöscht hätte. Die beiden Nachsteigenden wickelten sich, schon von dem Gange erhitzt, tiefer in die Mäntel bei dem kalten Luftzuge.

„Das ist kein Mittel gegen den Zahnschmerz“, scherzte Reubner. „Und wie das pfeift und heult hier in der Treppenwölbung! Das Ding ist so hohl und gewunden wie eine Seemuschel!“

„Es ist schon längst im Werke, die Treppe zu verlegen“, sagte Hubert; „allein es hat noch am Besten gefehlt.“

Tharradel stieg schweigend weiter.

Die scharfe Zugluft und das hohle Sausen des Windes

nahmen zu, da mit jeden dreißig oder vierzig Stufen eine neue Luft- oder Lichtluke sich öffnete.

„Wie wir die Schwalben und Sperlinge aus dem Morgenschlaf jagen“, hub der redelustige Reubner abermals an, als das Gevögel, welches in den Thurmluken oder unter den Gesimsen genistet hatte, von den unvermutheten Frühgästen gescheucht, aufflatterte und in schwirrenden Kreisen die Nester und den Thurm umschwärmte. „Die Raben sind auch schon früh auf“, setzte er hinzu, als später einige heisere Stimmen dieser schwarzen unglückweissagenden Luftbewohner sich vernehmen ließen.

„Nun haben wir die Hälfte“, bemerkte der Pförtner. als sie einen Abschnitt der Treppe erreicht hatten.

„Wie viel Stufen noch?“ fragte Reubner.

„Noch über dreihundert.“

Durch einige noch ganz finstere Quergänge zwischen dem Gebälk des Kirchdachs gelangten die Steigenden jetzt in die obere Thurmhälfte. Nach kurzer Zeit waren sie am Ziel, der höchsten um die Spitze laufenden Steingalerie, die den Blick ins Freie gewährte.

Scharfer Wind umsauste die Höhe fast fünfhundert Fuß über der Stadt. Nacht und Morgenhelle waren im Kampf; das graue Zwielicht ließ indessen schon ringsum die Grenze des Horizonts erkennen. Unten lag das verworrene Gewinde der Straßen Wiens, und das versteinerte Meer der Dächer und Giebel in steilen Spitzwellen emporragend. Darüber hinaus ließen sich die dunklen Umrisse der Wälle verfolgen, nur hier und da von hervorragenden Thürmen oder Gebäuden unterbrochen. Der Donaustrom blinkte matt durch die Dämmerung. Zwischen seinen mehrfachen Armen glimmten im Halbkreis um die Stadt zahllose Feuer aus dem Lager Thurn's.

Gen Osten zu dämmerte hinter den bläulichen Vorbergen der Karpaten das Morgenroth empor, während gegenüber soeben der Mond hinter den Berghöhen südlich der Donau, die sich vom Kahlenberge nach Steiermark ziehen, versank. Schauerliche Stille lagerte sich über den weiten, dämmernden Raum der Landschaft; nur auf dem Thurm selbst wurde sie einförmig unterbrochen durch das hohle Geräusch des Windes, der um die Spitze sauste, und durch das Schwirren und Krächzen der aufgeregten, scheu ihre Nester umflatternden Raben.

„Nicht mit verächtlicher Macht ist Thurn gegen Wien herangezogen“, sprach Tharradel, „was meinst du, Reubner! Das Gerücht spricht von sechzehntausend Mann!“

„Wer sollte das zählen von hier aus!“ antwortete der Kriegsmann. „Aber nach dem Raum, den die Zelte bedecken von der Landstraß-Vorstadt an bis zum Schotten-Burg- und Kärntnerthor glaube ich reichen zwanzigtausend und mehr nicht aus!“

„Selbst damit wird er Wien schwerlich nehmen können“, sagte Tharradel.

„Wenn er in der Stadt nicht fast mehr Freunde als Feinde zählte“, warf Reubner hin. „Sonst müßten sie freilich feige Schufte sein, die Kriegsmannschaft und die Bürger! — Hat doch vor hundert Jahren der Türke mit zweimalhunderttausend Mann abziehen müssen!“

„Ei, ei, Gevatter, Gevatter“, fiel Hubert ihm ins Wort, der jetzt sein Mundtuch gelüftet hatte und Anstalt machte, das für das Steigen dienliche Gebot zu schweigen nicht ferner sonderlich zu achten. „Das wißt Ihr nicht richtig. Vor neunzig Jahren, oder vielmehr im September werden es einundneunzig, da stand der Türke vor Wien. Anno domini Eintausend fünfhundert und achtundzwanzig.

Das ist hier oben in Inschriften aufbewahrt und in unsern Kirchenbüchern verzeichnet. Auch waren der Türken viel mehr. An die dreimalhunderttausend, mindestens zweihundert und funfzigtausend. Und sie konnten der Stadt dennoch nichts anhaben! — Damals wurde der Thurm hier auch nicht leer, nicht Tag und Nacht, aber es standen andere Leute hier oben als wir und Ihr!"

„Freilich, daß wir und Ihr nicht hier oben gestanden haben, läßt sich allenfalls begreifen, Gevatter", unterbrach ihn Reubner spöttisch, da der herabsetzende Vergleich ihn verdroß. „Im Uebrigen denke ich, wir sind so gut Männer wie die damals."

„Ueber Euer Gerede, Gevatter", antwortete Hubert, „ich habe nichts gegen uns! Zu damaliger Zeit aber, ich habe es noch aus meines seligen Großvaters eigenem Munde gehört, als Knabe, denn er war was ich bin und was mein Vater gewesen, Thurmpförtner von Sanct-Stephan, — ja, was ich sagen wollte, — in damaliger Zeit stiegen die Fürsten und Feldherren hier herauf und Grafen und Herren und Ritter; und Alle beobachteten den Feind und seine Kriegsanstalten! Mein Großvater, Anton Joseph Hubert, hat manchen Namen aufgezeichnet in seinem Kirchenbuch! Ja, sperrt nur die Augen auf, daß er das konnte! Wir haben Alle schreiben gelernt von den geistlichen Herren, wir, unsere Aeltern und Großältern und wir Geschwister."

„Ihr seid wol ein großer Gelehrter, Gevatter", spottete Reubner.

„Nun, wir sind nicht Alle wie Ihr vom Kriegsvolk, das blos dreinschlagen kann mit der Faust, mit Kolben und Schwertern. Wir wissen die Hände auch anders zu gebrauchen.

„Und Euer Großvater hat sie zum Namenschreiben gebraucht?"

„Ja, das hat er! Und zu bessern Namen als unsere und Eurer, Gevatter“, antwortete der Pförtner eifrig. „Da ist ein Pfalzgraf Philipp vom Rhein, der den Oberbefehl führte in der Stadt, und Niklas Graf zu Salm, die sind oft hier oben gewesen und haben den Feind in seinen Lagern observirt. Die dehnten sich aber aus, anders als das der Böhmen! Von Wagram und Gänserndorf bis Gumpoldtskirchen war Alles mit Türken besäet!“

„Daß dich!“ brummte Reubner halb, halb lachte er.

„Ja, so war's“, fuhr Hubert fort. „In des Großvaters Buch steht aber noch so mancher Name, der Euch noch heut Respect einflößen wird. Als da sind: der Feldmarschall von Roggendorf, die Feldobersten Schwarzenberg, Starhemberg, Auersperg!“

„Holla, was für Berge!“ rief Reubner.

„Und Liechtenstein, Herberstein, Wolkenstein!“ —

„Ein ganzer Steinhaufen“, neckte ihn Reubner.

„Ihr werdet doch Euer Lebtag weder ein solcher Berg noch ein solcher Stein werden“, brummte Hubert.

„Das gewiß nicht“, lachte Reubner. „Aber nichts für ungut, Gevatter, ich habe nichts gegen Eure Steine und Berge und mancher ist darunter, mit dem ich selbst im Feld gelegen. Aber statt von der Türkenbelagerung erzählt uns lieber von der jetzigen, was Ihr davon wißt. Denn dazu sind wir heraufgestiegen.“

Tharradel hatte sich unterdessen aufmerksam umgeschaut und sich manches in seine Schreibtafel notirt. „Seit wann ist die Schiffbrücke über die Donau geschlagen, wißt Ihr das, Freund?“ fragte er den Pförtner.

„Seit gestern früh“, erwiderte dieser. „Gleich so wie sie anrückten machten sie sich daran. Es hat sie ja Niemand gehindert!“

„Wißt Ihr nicht, ob Kloster Neuburg und der Kahlenberg von den Truppen Thurn's besetzt sind?" fragte Tharradel weiter.

„Ich denke wol nicht, werther Herr! Allein Gewißheit habe ich nicht! Aber sie haben sich im Ganzen zu weit östlich der Stadt gezogen, um auch nordwestlich noch die Punkte besetzt zu halten. Bei Fischament, fünf Stunden von hier stromab, ist das Böhmenheer über die Donau gegangen und hat das Gepäck auf der dortigen Insel gelassen, hörte ich die Herren Offiziere hier oben erzählen. Von da ist Graf Thurn weiter stromaufwärts auf dem rechten Ufer vorgerückt, bis Ebersdorf, er hat dort sein Hauptquartier im landesherrlichen Schloß genommen. Aber auch auf dem linken Ufer, drei Stunden stromauf, in Groß-Enzersdorf sollen Mannschaften stehen."

„Stammen alle diese Nachrichten von den Offizieren her, die hier oben waren?" fragte Tharradel.

„Gewiß", antwortete Hubert mit wichtiger Miene.

„Habt Ihr auch vielleicht gehört, oder selbst bemerkt, ob die Böhmen Verstärkung erhalten haben im Lauf des gestrigen Tages?" fragte Tharradel weiter.

„Nein, das weiß ich nicht. Das kann auch Niemand wissen, denn es war den Tag über ein Marschiren und Defiliren so weit man nur sehen konnte. Sie besetzten die Dörfer und rückten wieder aus; sie drangen in die Vorstädte ein und zogen sich wieder zurück. Das ganze Feld diesseit und jenseit der Donau war in Bewegung. Ich bin fast den ganzen Tag hier oben gewesen mit verschiedentlichen Offizieren und vornehmen Herren, die Alles genau beobachteten. Da war der Herr Graf Trauttmansdorff, der Herr Fürst Eggenberg, der Obrist von der Artillerie, wie

heißt er doch .... Reubner, helft mir doch darauf, der alte respectirliche Herr —"

„Ihr meint den alten Hans Pfefferkorn?"

„Richtig, Hans Pfefferkorn .... der war's ... Er hat sich angemerkt, wo die Böhmen die Stücke aufstellen und die Schanzen anlegen!"

„Davon ist nichts in dieser Dämmerung zu unterscheiden", sagte Reubner und blickte scharf in das Feld hinaus.

„Im Süden der Stadt scheinen die Böhmen außer in der Vorstadt keine Truppen zu haben", meinte Tharradel.

„Doch, sie haben Mannschaften hinübergeschickt", entgegnete der Pförtner. „Es sind welche über die Schiffbrücke gegangen und haben sich nach Hietzingen und Mödlingen und weiter hinauf gezogen. Wie ich aus den Reden der Herren Offiziere merkte, so sollten diese Mannschaften die steirische Straße abschneiden. Denn der eine Herr — ich kannte ihn nicht — äußerte: «Wir wollten Sr. Maj. dem Kaiser wol anrathen nach Gratz zu entfliehen. Allein es ist zu besorgen, daß die Straße auf Neustadt und Schottwien schon besetzt ist!»" — —

Inzwischen wurde es heller und heller. Es ließen sich jetzt schon auf weiter Ferne Einzelheiten unterscheiden. Zwischen den Lagerfeuern, die allmälig blasser flammten, wurde es lebendig. Man sah jetzt auch die weißen Zelte schimmern. Truppen traten zusammen. Reiter saßen auf. Kleine Abtheilungen ritten aus; man konnte die Ronden ihre Wege machen, die verschiedenen Posten ablösen sehen.

„Werther Herr", erwiderte Hubert jetzt, indem er Tharradel am Wams zupfte, „es ist nunmehr Zeit hinabzusteigen. Der Tag bricht an. Man könnte uns jetzt schon von unten her wahrnehmen; wir müssen zurück."

„Gut, gut, Alter, ich will dir keine Verdrießlichkeiten zuziehen. Was ich sehen wollte, habe ich gesehen.“

Mit diesen Worten trat Tharradel in die Pforte zurück, welche von der Galerie zu der Treppe führte; Reubner folgte, Hubert schloß hinter ihm ab, dann trat er Reubner voran und sagte: „Ich bitte, werthe Herren, laßt mich in der Mitte gehen, das Licht der Laterne kommt uns Allen besser zu Gute; ginge ich voran, so würde der Letzte bei den engen Windungen ganz im Dunkeln bleiben!“

„Allein der Herr wird nicht sehen, wo er in der Finsterniß den Fuß hinsetzt, wenn Ihr mit der Laterne nicht voraus geht, Gevatter“, wandte Hubert ein.

„Wie Ihr das wieder versteht, Gevatter! Ich als dreiunddreißigjähriger Thurmbesteiger werde doch wissen wie ich zu leuchten habe? Seht nur, welch ein schöner Schlagschatten auf die Stufen fällt, wenn ich dicht von hinten her leuchte, man kann sie am hellen Tage nicht deutlicher sehen. Wer hinter mir geht, den blendet der Laternenschein. Ihr habt es nicht so gut!“

„Meinethalben denn vorwärts“, antwortete Reubner.

„Ich sehe ganz gut“, erwiderte gleichzeitig Tharradel, und das Abwärtssteigen begann.

„Heut wollen sie uns zu beschießen anfangen“, hub der jetzt sehr redelustige Pförtner im Gehen zu Reubner an und wandte den Kopf halb zu ihm zurück. „Mögen sie! Was wollen sie machen? Unsere Mauern sind fest, und haben die Türken nicht nach Wien hineingekonnt, werden die Böhmen auch draußen bleiben müssen.“

„Das fragt sich doch“, entgegnete Reubner kurz.

„Ah, bah! Es ist zwar eine hübsche Macht, allein was will das sagen gegen die Türken! Sie waren zehn mal so stark. In sechzehn Lagern, mein Großvater und mein

Vater haben es mir unzählige mal erzählt, standen sie rings um die Stadt. Dreihundert schwere Stücke hatten sie bei sich und warfen glühende Brandkugeln nach Wien hinein. Minen hatten sie gegraben bis unter die Wälle, und wenn sie eine aufsprengten, fiel ein Stück Futtermauer in den Graben, so breit, daß funfzig Mann in einer Linie durchmarschiren konnten!"

„Warum nicht fünfhundert?" warf Reubner spöttisch hin.

„Ihr spöttelt, Gevatter, weil Ihr's nicht besser wißt!" antwortete Hubert empfindlich. „Ich sage Euch, so war es; mein Großvater hat manchen Ausfall und Sturm selbst von hier oben mit angesehen. Am 26. September 1528, aufs Haar in demselben Augenblick, wo mein Herr Vater seliger geboren wurde, war der Sultan Soliman vor Wien gerückt. Am andern Tage schon gab es eine Wasserschlacht *) auf der Donau, denn die Türken hatten eine Menge Schiffe mit von Ofen herübergebracht; sie griffen damit die Donaubrücke und die kaiserlichen Schiffe an und Alles ging in Flammen auf. Das hat mein Großvater mit angesehen!"

„Mag er doch ins Teufels Namen", fuhr Reubner, dem die Geduld ausging, heraus. „Ich wollte das Feuer leuchtete uns hier auf der finstern Treppe, denn über Eurem Geschwätz, Gevatter, haltet Ihr die Laterne ganz schief. Ich wundere mich nur, daß sie noch nicht ausgegangen ist! Wir können ja keinen Schritt vor uns sehen auf diesen vermaledeiten, ausgetretenen Treppen. Jeden Augenblick muß man fürchten, den Hals oder doch ein Bein zu brechen!"

„Ich werde schon auf die Laterne achten, Gevatter, Ihr braucht um Euer Bein nicht bang zu sein", antwor-

---

*) Historisch.

tete Hubert gereizt; „ich gehe schon über die dreißig Jahre hier hinauf und hinunter und noch habe ich kein Bein und auch den Hals nicht gebrochen."

„Aber Die, denen Ihr leuchten solltet, Gevatter! He?"

„An manchem Hals wäre so viel nicht verloren", brummte der Pförtner, „doch hat diese Treppe ihn noch Niemandem gekostet. Und ich habe so Manchem im Herabsteigen von der Türkenbelagerung erzählt. Aufwärts geht's freilich nicht, da kostet es zu viel Lunge!"

„So erzählt nur meinethalben auch noch weiter", sprach Reubner lachend; „wollt Ihr Eure Lunge daran setzen, Gevatter, so ist's billig, daß ich den Hals oder wenigstens ein Bein daran wage!"

„Ihr braucht nichts zu wagen", antwortete Hubert, „besonders hier, wo es eben fortgeht. Allein, mein werther Herr", sprach er zu Tharradel, „ich muß hier wieder etwas vorangehen, sonst findet Ihr den Weg nicht." Er nahm den Vortritt, fing aber wie ein aufgezogenes Uhrwerk wieder zu schwatzen an. „Von dem Ausfall mit achttausend Lanzenknechten, der am 7. Octobris stattfand *) und den mein Großvater selbst vom Thurm mit angesehen ...."

„Mit angesehen", murmelte Reubner für sich. „Weiß der Teufel was die Kerle Alles tapfer von Weitem mit angesehen haben", brummte er in den Bart, während Hubert, dessen Redseligkeit, sobald er einmal auf das Thema der Belagerung durch die Türken gekommen war, sich nicht so leicht dämpfen ließ, fortfuhr: „Er nahm ein schmähliches Ende, der Ausfall; durch Verrätherei, und bei einem Haar wären die Muselmänner mitsammt unsern Fliehenden zugleich durchs Thor in Wien hineingestürzt. Am Kärntnerthor

---

*) Historisch.

sollen die Türken etliche Tage danach eine Mine gesprengt haben, wovon die Mauer einstürzte, so breit, daß einundzwanzig Rotten nebeneinander durchmarschiren konnten."

„Also doch nicht funfzig", merkte Reubner boshaft an.

„Das war ein Sturmlaufen! Grausenvoll! Mein Großvater hat mir's oft beschrieben. Die Türken rannten ein in die Befestigungen mit krummen Spießen und zehnfüßigen Säbeln, — mit krummen Säbeln und langen, zehnfüßigen Spießen wollte ich sagen. Aber die Lanzenknechte standen wie die Mauern. — Halt, gebt Acht, hier fängt die Treppe wieder an", er leuchtete mit der Laterne auf den Boden, blieb aber voran. „So, nur immer Stufe für Stufe! Drei mal rannten die Türken an und drei mal wurden sie, ... Jesus Maria!" .... der redselige Hubert trat, indem er sich umschaute, fehl und stolperte die Treppe hinunter. Hätten ihn die engen Wände und die Krümmung derselben nicht aufgehalten, er wäre vielleicht bis auf den Stephansplatz getaumelt. So zerschlug er nur die Laterne und scalpirte sich, da ihm die Pelzmütze im Fall gegen die Mauer abgestreift wurde, einigermaßen Kopf, Schultern und Hände!

„Da habt Ihr's mit Eurem vertracten Plaudern", rief Reubner dem Stolpernden noch nach, bevor er das Ende seines Falles vernahm, „nun stecken wir hier im Finstern. — He! Steht Ihr schon wieder fest, Hubert?"

„Heiliger Stephan! Daß dich die Pest und die Türken", tönte sein halb kläglicher, halb erzürnter Ruf aus der dunklen Tiefe herauf, „ich habe mir alle Gliedmaßen zerschunden! Ich glaube, ich bin den halben Thurm hinuntergestürzt! Heda, Reubner!"

„Vergebt nur, Herr von Tharradel", wandte sich Reubner zu diesem, ohne auf Hubert zu achten, „aber mein

Gevatter ist eine Plaudertasche ohne Gleichen. Nun hat er seinen Lohn! Nur sacht, Stufe für Stufe, Herr von Tharradel, es ist keine Gefahr und die Luken geben schon genug Licht, um heiler Haut herunterzukommen. He, Hubert, habt Ihr Ankergrund gefunden?" rief er zu diesem hinunter. „So liegt still, bis wir kommen, denn hinausschaffen müßt Ihr uns doch!"

Man hörte Hubert noch ächzen und murren durcheinander; dann blinkte ein heller Schimmer auf. Er schlug Feuer an, um das Licht in der Laterne wieder anzuzünden. Die Nachkommenden hatten ihn jetzt erreicht.

„Ein verfluchter Fall das!" stöhnte er. „Eine halbe Elle meiner Haut muß an der Mauer kleben. Ich habe mich an dreißig Ecken geschunden! Ein Glück ist, daß ich Stahl und Schwamm nie vergesse, denn sonst ist's um diese Stunde doch verteufelt schlimm hinunterzuklettern!" Er zündete während dieser Worte das Unschlittstümpfchen in der Laterne, die er zum Glück nicht verloren, sondern nur eine Scheibe darin zerbrochen hatte, wieder an. „Bei Sanct-Stephan ein verteufelter Fall!" wiederholte er.

„Es ist wol fast so blutig dabei hergegangen wie beim Türkensturm?" fragte Reubner.

„Spottet nur! Aber wir werden vielleicht in diesen Tagen Aehnliches erleben! Bei dem Sturm acht Tage darauf waren vierundvierzig Klafter Wall eingestürzt ...."

„Zum Henker! Ich wollte Ihr stürztet selbst vierundvierzig Klafter tief hier hinunter zur Strafe für Euer Geschwätz! Wollt Ihr nochmals ägyptische Finsterniß um uns verbreiten, Hubert? Laßt endlich das Schwatzen und geht vorwärts!"

Reubner's energische Ermahnung wirkte jetzt. Sie kamen ohne weitere Gefährdung durch den Türkensturm alle

Drei glücklich wieder auf dem Stephansplatz an. Hubert empfing noch einen silbernen Händedruck von Tharradel und sie trennten sich.

„Aber, reinen Mund, Gevatter!“ flüsterte er Reubner noch beim Abschied zu. „Ich könnte um meine Stelle kommen! Wenn Ihr noch etwas von der Türkenbelagerung hören wollt, so besucht mich doch .....“

Aber Reubner und Tharradel waren schon um die Ecke gebogen und Hubert konnte für diesmal nichts weiter von seiner Türkenhistorie los werden.

Neunzehntes Capitel.

Am Abende des Tages, wo Tharradel und Stephan Reubner den Thurm bestiegen hatten, um sich durch eigenen Augenschein einen Ueberblick von der Bedeutung der Heermassen zu verschaffen, womit Graf Thurn vor Wien gerückt war, hatten sich in dem Weingewölbe am Stephansplatz, das auch Tharradel zuweilen zu besuchen pflegte, eine Menge Bürger Wiens versammelt, um über die großen Ereignisse des Tages ihre Gedanken auszutauschen. Schmerl, der Schneidermeister, Haidvogl und Andere saßen beisammen und der Wein hatte die schon erhitzten Köpfe noch mehr zu erhitzen begonnen. „Es sind Zeiten“, rief Schmerl aus und schnitt ein klägliches Gesicht, „man weiß nicht mehr worüber man zuerst und worüber zuletzt seufzen soll!“

„Noch worüber am meisten!“ seufzte Haidvogl ebenso kläglich.

„Aber wißt Ihr“, erwiderte Schmerl, als wir im verwichenen September einmal den alten Graubart, den Stephan Reubner, antrafen mit dem Herrn von Ebergassing, Tharradel, wie sie ihn gewöhnlich heißen, es war gerade die Nachricht angekommen von der Schlacht, wo Thurn den Boucquoi aufs Haupt geschlagen hatte — wißt Ihr Euch zu erinnern? Damals schon hatte der Reubner ein gottloses Maul und meinte, Thurn werde Wien belagern! Und nun muß er Recht haben!“

„Der Reubner und der Tharradel stecken jetzt auch wieder beisammen“, bemerkte Haidvogl mit wichtiger Miene. „Ich bin ihnen noch heut auf dem Kohlmarkt begegnet. Sie gingen Arm in Arm im eifrigsten Gespräch. Das hat etwas zu bedeuten! So ein vornehmer Herr, wie der Herr von Ebergassing, und der alte lahme Krüppel! Wie sich das nur zusammen schickt!“

„Wie sich das schickt? Das schickt sich ganz leicht“, nahm einer der Gäste das Wort. „Ich kenne sie Beide auch!“

„Du kennst sie auch, Muntsch?“ fragte Schmerl neugierig unterbrechend.

„Der Eine“, fuhr der Angeredete fort, „ist ein Protestant und glaubt an keinen Heiligen, und der Andere, Gott steh mir bei, glaubt, glaube ich, an gar nichts, der Reubner!“

„So, da schickten sie sich freilich gut zusammen!“ rief Schmerl.

„Nun, nun“, ließ sich eine tiefe Stimme unwillig hören, „es gibt doch so Manche, die der neuen Lehre anhangen hier in Wien, und man kann nicht sagen, daß sie nichts glauben; es sind gute Leute darunter!“

„Aber jetzt thun sie das Maul auf seit der Thurn vor die Stadt gerückt ist“ .... rief Muntsch, ein Fleischermeister seines Gewerbes. „Jetzt haben sie das große Wort!“

„Ja und wir halten das Maul!“ meinte Haidvogl achselzuckend.

„Könnt ihr euch wundern, daß sie sich laut machen?“ fragte ein älterer Mann; „wißt ihr nicht, was Alles im Werke ist?“

„Im Werke, Meister Spingler? Und was denn?“ fragten Mehre zugleich.

Meister Spingler, ein geschickter Brunnenmacher, ein besonnener Mann, schon in Jahren, der sich für einen großen Politikus hielt, wiegte bedeutsam das Haupt. „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ihr so wenig wüßtet, was vorgeht! Die evangelischen Stände haben sich ja zusammengethan und berathen. Sie wollten dem König etwas vorlegen, eine Urkunde oder Dergleichen. Dann wollen sie gleichfalls eine Deputation zu Thurn schicken.“

„Weil die Katholischen das heut gethan haben?“ fiel Schmerl ein, sich durch die Frage ein Ansehen gebend, als wisse er sehr wohl was vorgehe.

„Haben sie das gethan?“ riefen Viele.

„Und das wißt ihr nicht? — Freilich! Diesen Vormittag schon!“ belehrte sie Schmerl mit Wichtigkeit. „Se. Gnaden der Graf Puchheim war ihr Führer!“ *)

„Was haben denn aber“, fragte Haidvogl erstaunt, „die katholischen Stände mit dem Thurn zu schaffen?“

„Ihr versteht Euch auf wichtige Sachen! Das muß man sagen“, antwortete Meister Spingler. „Die Katholischen haben doch wol mehr Ursach mit dem Grafen Thurn zu

---

*) Historisch.

verhandeln als die Evangelischen? Sie wollen sich allerlei ausbedingen, es wird ihnen bang wie uns Allen!“

„Wahrhaftig mir ist schon längst bang geworden!“ rief Schmerl mit betrübter Stimme aus.

„Haben denn die Katholischen etwas erlangt? Haben sie etwas ausgerichtet? Wißt Ihr nicht, Meister Spingler?“

Während dieser Worte ging die Thür auf und ein großer starker Mann trat ein; sein Gesicht verrieth den Soldaten; seine Tracht war bürgerlich. Doch zeigten seine hohen Reiterstiefeln, die Sporen daran und die straffen ledernen Beinkleider, daß er viel mit Reiten zu thun habe.

„Der kann's Euch sagen“, wandte sich Spingler zu Schmerl und zeigte mit dem Finger auf den Eintretenden. „Es ist der Stallmeister des Grafen Thun. Sein Herr ist mit draußen gewesen und er hat ihn begleitet. Ich sah sie heut Morgen Beide über den Graben reiten.“

„Kennt Ihr ihn, Meister, so fragt ihn doch ein wenig, thut mir den Gefallen“, flüsterte Schmerl.

Der Eintretende hatte Platz genommen und forderte seinen Becher Gumpoldtskirchner. Spingler rückte ihm etwas näher und fragte ihn vertraulich, ob er nichts über den Ausgang der Sache wisse.

„Wohl weiß ich“, antwortete der Stallmeister, „und mehr als mir lieb ist und als euch Allen lieb sein kann. Es wird uns nicht zum besten ergehen. Der Thurn hat eine scharfe Antwort gegeben.“

„O erzählt doch! Wie ging's? Was ist eigentlich geschehen?“ tönten die Stimmen durcheinander.

„Es war kein freudiges und kein leichtes Geschäft mit ihm zu unterhandeln!“ begann der Stallmeister. „Doch die Herren hatten es einmal übernommen und es war ein nothwendiges. Wir ritten zum Burgthor hinaus .....“

„Vergebt, daß ich Euch unterbreche“, fiel ihm Meister Spingler ins Wort, „allein ich glaube, daß es hier noch so Manche unter uns gibt, die gar nicht von dem eigentlichen Vorgang unterrichtet sind. Klärt sie also doch darüber auf, Herr Stallmeister! Es sind Leute, die wenig Politik verstehen!“

„So, so! Gern, ihr Herren“, erwiderte der Stallmeister. „In der Versammlung der gesammten Stände, katholische und evangelische, vorgestern, hatten die katholischen Herren beschlossen, eine Botschaft zum Grafen Thurn hinauszuschicken, um sich in Güte mit ihm zu stellen, da sie nichts wider ihn unternommen hätten. Sie hatten sich bereits mit den evangelischen Herren verständigt, um eine Conföderation mit dem Königreich Böhmen zu Stande zu bringen.“

„Eine Conföderation mit Böhmen!“ rief Schmerl, „was soll das bedeuten?“

„Nun, daß man gemeinsame Sache machen wolle und sich vertragen und gleiche Rechte der Confessionen feststellen —“

„Ja, ja! Sich vertragen und gleiche Rechte, dafür bin ich auch“, rief Schmerl, „Ihr nicht auch, Haidvogl? Und ihr, Freunde?“ Ein aus verworrenen Stimmen gemischtes „Ja“ war das Ergebniß dieser Anfrage. Der Redner fuhr fort: „Das wollten sie nun dem Thurn vorstellen, damit er davon ablasse, die Stadt zu bedrängen und in Brand zu schießen, wie man fürchtet ....“

„Bei Leibe! Das wäre ja entsetzenvoll“, unterbrach Schmerl.

„Unterbrecht doch nicht fortwährend mit Eurem Geschwätz, Gevatter“, schalt ihn Haidvogl. „Laßt uns doch endlich hören, wie es abgelaufen ist.“

„Genug, eine Botschaft von zwölf Herren, auch mein Herr Graf war dabei, und an der Spitze der Graf Puchheim, ist heut hinaus gewesen. Es war Alles zu Pferd, die zwölf Herren voran, dann etliche stattliche Begleitung, wozu auch ich gehörte, und ein Dutzend Diener, um die Pferde zu halten. Bis an die Vorposten des Lagers blieben wir zu Roß. Dort aber ließen sie uns zu Pferd nicht weiter; die Herren saßen ab, gaben die Pferde an die Diener und gingen zu Fuß weiter. Wir, aus der Begleitung, schlossen uns an."

„Wie sah es im Lager aus? Erzählt uns das, Herr Stallmeister, ich bitte gar schön", bat Schmerl mit hastiger Neugier.

„Ernsthaft genug! Es ist eine Menge Volks! Zu Roß und zu Fuß; bärtige, sonnenverbrannte, wilde Kerle, diese Böhmen!"

„Es sollen auch Mongolen und Tataren dabei sein!" bemerkte Schmerl.

Das Staunen der Zuhörer über diese schauerlichen Völkerschaften machte sich in einem halb verhaltenen Ah! und Oh! Luft.

„Wir fanden den Grafen Thurn schon vor seinem Zelt. Ein stattlicher Herr, hochgewachsen, etwa ein starker Vierziger oder funfzig sogar. Ein halbes Dutzend Offiziere stand hinter ihm. Alle im schönsten Schmuck, blanken Helmen und Harnischen, kostbaren Waffen. Unsere Herren stellten sich in zwei Reihen auf, Graf Puchheim vor ihnen; wir unsererseits ein zwölf bis funfzehn Schritt zurück. Graf Thurn lüftete den Hut; er sah vornehm, aber nicht unfreundlich. Der Herr Graf Puchheim verbeugte sich tief und hielt ihm dann die Anrede. Während dessen wurde es kriegerisch laut im Lager. Es schmetterten Trompeten,

Trommeln wurden gerührt, und plötzlich donnerten etliche Schüsse!"

„Das waren die von heut Vormittag", rief Schmerl. „Wir dachten es werde nun mit dem Bombardement angehen, allein es folgte nichts weiter nach."

„Ich meine auch, es sei nur ein angestellter Lärmen gewesen, um den Deputirten zu imponiren", sprach der Erzähler. „Das gelang denn auch bei dem Sprecher, so wie es schien!"

„So?" „Hm!" murmelte es in den Hörern.

„Er kam ganz aus dem Context und das Blatt, aus dem er seine Rede ablas, zitterte ihm in den Händen. Vielleicht mag der Wind Schuld gewesen sein! Aber der verwehte ihm auch die Worte vom Munde. Wir wenigstens verstanden nicht viel von Dem, was er sagte. Es lief ungefähr auf Das hinaus, was ich schon erzählt habe. Die Stände hätten niemals eine feindliche Absicht gegen Böhmen, noch wider die Evangelischen gehabt. Sie wüßten also nicht, weshalb der Graf Oesterreich mit Kriegsvolk so furchtbar überziehe, und bäten ihn, es hinwegzuführen, der Stadt zu schonen, mit einem Wort, Frieden zu machen. Doch, wie gesagt, ihr Herren, das Alles kam nur in Brocken heraus. Thurn mußte es aber doch begriffen haben; er war dem Redner freilich näher. Er antwortete, und das muß man ihm lassen, seine Antwort war verständlich; wir hörten jedes Wort!"

„O erzählt, — fahrt fort, — erzählt uns Alles", riefen Schmerl, Haidvogl, Muntsch, Spingler und alle Andern durcheinander, da der Redner, der sich seiner Wichtigkeit immer bewußter wurde, absichtlich innehielt, um die Spannung zu erhöhen.

„Der Graf Thurn", fuhr er endlich fort, „lüftete den Hut erst ein wenig, dann sprach er: «Ich danke den Herren, weil sie mir das Vertrauen schenken, daß ich nur in redlicher Absicht handle. Was meinerseits geschehen kann, will ich thun, um Unglück zu verhüten!» Hierauf hielt er inne; mir schien es, er wartete, daß der Kriegslärmen aufhöre. Das geschah auch alsbald. Darauf sprach er mit lauter Stimme weiter, wörtlich kann ich's euch nicht wiederholen, ihr Herren, indessen es lautete ungefähr so: Er sei nicht gekommen, um ohne Ursach wider Jemand Krieg zu führen und Unheil zu stiften. Nur zur Erhaltung des Friedens und zur Hülfe der Bedrängten habe er die Waffen ergriffen. Böhmen sei es seiner Sicherheit und seiner Ehre schuldig, dafür zu kämpfen. Man habe fremdes, geworbenes Volk dort ins Land geführt, Ungarn und Spanier und Italiener, die da hausten ärger, als der Türke es nur könne!"

„Das ist wahr", gab Spingler seine Meinung ab, während der Stallmeister eine Pause machte; — „die Welschen und Ungarn haben grausam gehaust in Böhmen!"

„Berichtet weiter, Herr Stallmeister", baten Mehrere.

Dieser begann von neuem: „Gegen solch geworbenes Volk", sagte der Graf, „wolle er kämpfen und wenn er nach Jerusalem ziehen müsse! *) Er habe einen Eid geschworen, es müßten Allen gleiche Rechte werden, den Katholischen und Evangelischen! Und ehe er das nicht erlange, wolle er nicht abziehen von Wien und lieber mit seinen Leuten vor den Mauern verderben ... oder die Stadt mit Feuer und Schwert dem Erdboden gleich machen!"

Absichtlich hatte der Erzähler mit der letzten Phrase zu-

*) Historisch.

rückgehalten und gab sie nun mit ganzem Nachdruck der Stimme. Was er gewollt, gelang ihm; er brachte einen gewaltigen Eindruck hervor. Ein Ruf des Schreckens ertönte von allen Seiten. Schmerl schnellte von seinem Sitz empor und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, Haidvogl sprang gleichfalls auf. Alle Gesichter waren so schreckenbleich, als ob schon die Dächer der ganzen Stadt in Flammen stünden.

„Was ist nun zu thun!“ rief Schmerl kläglich aus. „Wir sind verlorene Leute, wenn er Wort hält!“

„Geduld! Ruhe!“ gebot der Stallmeister mit starker Stimme. „Laßt mich doch zu Ende reden!“

Die Ruhe wurde hergestellt; in ängstlicher Stille lauschten die Versammelten dem weitern Verlauf des Berichts.

„So ermahnte denn der Graf die Herren, baldigst sich zu guten Friedensbedingungen zu fügen. Mit Worten werde aber nichts gethan. Worte hätte man seit hundert Jahren genug gehabt in Böhmen. Es müßte Bürgschaft gegeben werden, daß ein Theil habe, was der andere auch habe!“

„Freilich, freilich, nichts ist billiger“, rief Schmerl mit wahrhaftem Zorn, daß die Sache noch nicht ausgeführt sei.

„Der Landesfürst“, fuhr der Stallmeister fort, „müsse künftig mit besserer Vertretung regieren. Kein Clesel oder Jesuit dürfe wiederkommen und Verwirrung anrichten!“

„Nein, bei Leibe kein Clesel“, lärmte Schmerl.

„Und kein Jesuit!“ bekräftigte Haidvogl.

„Das geht auf den Pater Lamormain“, flüsterte Spingler seinem Nachbar ins Ohr.

„St!“ erwiderte dieser, ein ältlicher Mann. „Die Wände haben Ohren! Und wer weiß mit wem wir hier zusammensitzen!“

„Was wird aber nun werden?“ fragte Schmerl. „Wurde denn gleich etwas beschlossen?“

„Mit nichten“, erwiderte der Stallmeister bedenklich. „Die Herren hatten keine Macht zum Beschließen; sie waren nur gekommen, um Vorstellungen zu machen und zu bitten. Graf Thurn sprach noch mit mannhaftem Muth *): «Und wenn euch Hülfe aus Ungarn, ja aus Ostindien kommt, ich frage nichts danach. Ich habe mich Gott ergeben und ihn gebeten mich in meinem christlichen Vorhaben zu stärken und mir Beistand zu leisten. Wo ich kein Kriegsvolk und keine Besatzung finde, da wird Niemandem ein Haar gekrümmt werden. Seht nun zu, ihr Herren, was ihr zu thun habt. Dies ist mein letztes Wort, und damit Gott befohlen!»“

So schloß er, lüftete abermals den Hut, grüßte ritterlich und wandte sich zu seinen Offizieren, mit denen er ins Zelt zurücktrat.

„Und? Nun?“ fragten Einige, und auf den Gesichtern Aller schwebten dieselben Fragen.

„Die Deputation sah ein, daß ihr Geschäft zu Ende sei; Graf Puchheim wandte sich um, die andern Herren folgten und wir gingen des Weges zurück, den wir gekommen waren.“

„So?“ fragten die Zuhörer theils laut, theils innerlich und saßen mit langen Gesichtern da.

„Unterweges wurde dann viel gesprochen“, setzte der Stallmeister noch hinzu,‘ „und da zeigte sich's, daß unsere Lage doch sehr bedenklich ist, denn die Bedingungen, die Thurn gestellt, wollte sich Keiner beim Könige Ferdinand auszuwirken getrauen.“

---

*) Historisch.

„Und was geschieht alsdann?" fragte Schmerl besorglich. Die Antwort wurde dem Stallmeister gespart. Denn ein dumpf donnernder Knall machte plötzlich die Fensterscheiben klirren. Alle fuhren zusammen. Aber noch bevor sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, traf sie ein neuer. Denn ein heller, flackernder Flammenschein fiel ins Gemach, und fast gleichzeitig krachte und prasselte es, daß den Versammelten Hören und Sehen verging. Ein halb Dutzend zersplitterter Fensterscheiben stürzte klirrend in das Gemach.

„Das war eine Granate", sagte der Stallmeister aufstehend, trocken. Er war der Einzige, der ganz ruhig geblieben war. „Sie muß hier gerad auf dem Stephansplatz niedergefallen und crepirt sein." Noch bevor er das Wort geredet hatte, donnerte es abermals und zum dritten und vierten male.

„Heiliger Stephan, nimm uns in deine Obhut!" rief Schmerl. „Der Untergang der Stadt ist da!"

Er stürzte hinaus; die Andern folgten ihm voller Angst und Bestürzung. Der Stallmeister allein blieb ruhig sitzen und trank seinen Wein aus. „Das Gesindel läuft erst recht in die Gefahr hinein", murmelte er vor sich hin; „ich denke hier das Gewölbe wird mir doch noch etlichen Schutz gewähren. Und schlägt eine Bombe durch, hab ich's doch immer noch besser hier beim Glase als auf dem Straßenpflaster!"

Draußen lief das Volk erschreckt zusammen. Bisher hatten die Belagerer sich darauf beschränkt, die Stadt zu umschließen, und bis auf die wenigen einzelnen Schüsse am heutigen Vormittag nichts dagegen unternommen. Sie schienen abgewartet zu haben, ob bei der großen Zahl von Evangelischen in der Stadt ihnen nicht die Thore von selbst geöffnet oder wenigstens vortheilhafte Bedingungen ange-

tragen würden. In Beidem hatten sie sich getäuscht. Nunmehr machten sie allem Anschein nach Ernst; wenigstens wollten sie zeigen, was ihre Artillerie vermöchte und welches Schicksal sie der Stadt Wien bereiten könnten!

Die Granaten zogen ihre feurigen Bogen durch die Lüfte und fielen krachend auf die Dächer und auf das Straßenpflaster nieder, wo sie zwischen den hohen Häusern, in den engen krummen Straßen, mit fürchterlichem Getöse und zerstörender Wirkung zerplatzten. Das Volk lief bestürzt und rathlos, wie immer die Massen, gerade dahin, wo es am meisten zu fürchten hatte. Statt sich ruhig in den Häusern zu halten, waren die Leute hinausgestürzt und eilten den Orten zu, wo die Brandgeschosse niedergeschlagen und crepirt waren. Allerdings war die Neugier, die sich selbst durch die Gefahr nicht abhalten läßt, ihr stärkster Grund dazu.

Das Feuern wurde lebhaft fortgesetzt. Einige Dächer geriethen in Brand; was Hände zu regen hatte, half beim Löschen, sodaß die Flamme nicht weit um sich griff. Doch war die ganze nächtliche Scene in der Stadt von schauerlicher Wirkung. Sie bildete den Anfang des kriegerischen Zustandes, und da noch Niemand wissen konnte, wie weit sich die Zerstörung erstrecken werde, vergrößerte die Furcht vor Dem, was noch kommen sollte, Das, was im Augenblick geschah. Eine Menge von Menschen war in Bewegung. Einige, deren Häuser beschädigt waren, stürzten in blinder Flucht mit ihren Familien hinaus, ohne zu wissen oder zu überlegen, wo sie größere Sicherheit gegen die Gefahr finden könnten. Frauen und Kinder jammerten; die Männer schleppten ihre Habseligkeiten auf dem Rücken und eilten in blinder Hast vorwärts. Schrecken und Verwirrung herrschte überall.

Das größte Getümmel fand auf dem Stephansplatze statt, theils weil dort die ersten Granaten gefallen waren, theils weil er überhaupt als der natürlichste Sammelplatz der von allen Richtungen herbeiströmenden Bedrängten erschien. Zwar hatten die ersten vier, fünf Granaten diesen Theil der Stadt getroffen, doch es schien zufällig gewesen zu sein, da im Verfolg keine Geschosse mehr dahin fielen. Eine große Menge suchte auch in der Kirche Schutz, theils weil man dem mächtigen Gewölbe vertraute, theils weil, wie immer der Mensch in der Noth sich der göttlichen Gnade lebendiger erinnert, ein religiöses Gefühl die Erschreckten dahin trieb.

Reubner und Tharradel, die eben aus einer Versammlung ihrer vertrautesten Freunde kamen, schritten gerade auf den Platz zu, als die ersten Granaten fielen. Es war erstaunlich wie schnell eine Volksmenge, die in Angst und Hast durcheinander wirbelte, fast aus der Erde wuchs.

„Seht doch, Herr von Ebergassing“, rief Reubner lustig, „wie der brummende Kater die Mäuse aus den Löchern jagt! Nur drei Granaten sind hier heruntergeschlagen und das Gesindel ist schon zu Hunderten lebendig, als hätten sie alle hier auf dem Pflaster gelagert und wären nur vom Schlaf aufgesprungen!“

„Der Schreck hat sie allerdings schnell munter gemacht“, stimmte Tharradel bei.

„Es ist doch eine Schande“, zürnte Reubner, „obgleich es in unsern Zweck paßt! Wenn Thurn diese Hasenhetze sehen könnte, ich glaube er ginge im dreisten Ueberfall der Stadt gerade auf den Leib und käme auch hinein!“

„Ich zweifle doch“, antwortete Tharradel. „An den Wällen findet er andere Leute und diese hier werden sich auch besinnen. Es ist nur die erste Aufregung und gerade

die Furchtsamsten sind es, die sich uns zeigen. Sonst ist der wiener Bürger wol Mannes genug, um sich zu wehren, wenn er ein Herz für die Sache hat. Unser Vortheil ist hauptsächlich der, daß im Innern Viele auf unserer Seite sind! Wenn wir nur erst einen festen Stamm haben, die Unschlüssigen sich einer aufgepflanzten Fahne anschließen können! Du wirst sehen, sie strömen uns so eilig und zahlreich zu, wie sie sich hier überstürzen!"

Während sie so sprachen, hatten sie sich dem Platz und dem Getümmel der Erschreckten genähert.

„Ob wol das Weingewölbe von Christoph Trattner hier bombenfest genug ist, um uns noch einen Becher in Ruhe trinken zu lassen?" fragte Tharradel scherzend. „Was meinst du, Alter?"

„Ich bin dafür", erwiderte dieser munter, „daß wir uns in die Kasematte einlogiren!"

Sie wandten sich gerade in dem Augenblick der Hausthür zu, als Schmerl, Haidvogl, Muntsch, Spingler und die ganze Schaar herausstürzte. Schmerl war der Vorderste. Er rannte in blinder Hast gerad in der Hausthür an Reubner an und rief: „Platz, Platz, um Sanct-Stephan's Willen, Platz!"

„Platz zum Teufel, Platz will ich machen", rief der Angerannte, faßte mit seinen steifen, aber kräftigen Armen den leichten Schneidermeister am Kragen und schleuderte ihn auf die Seite. „Was ist denn das für ein Verrückter!" rief er dem der Gasse Zutaumelnden nach. Doch ehe er das Wort heraus hatte, drangen schon die Uebrigen nach und diese Flut riß ihn und Tharradel wieder aus dem Hafen der Hausthür heraus. Jetzt, beim flackernden Feuerschein einer neuen Granate, erkannte Reubner seinen Mann. „Ha ha, ha ha!" lachte er laut auf. „Seid Ihr's, Ge-

vatter Ellenreiter! Nun, das kann ich mir denken, daß Euch Euer knappes Unterfutter von Courage jetzt ausplatzt! Packt Euch und flickt es wieder aus. Aber rennt die Leute nicht schlimmer an als eine Brandbombe! Ich glaube meine Palissaden sind geknickt" (er hielt sich die Rippen der beiden Seiten) „von dem Ricochettschuß dagegen!"

Als Schmerl sich wieder auf seinen Füßen zurecht stellte, erkannte er auch seinerseits Reubner und Tharradel, um die sich seine Gefährten drängten. „Seid Ihr's selbst! Bei Sanct-Stephan! Alter wackerer Kriegsheld!" rief er aus und faßte Reubner's Hand wie einen Rettungsanker. „Sprecht, was fangen wir jetzt an in dieser Gefahr!"

„Legt Euch aufs Ohr und zieht Euch die Decke über den Kopf, daß Ihr nichts hört und seht", antwortete Reubner.

Tharradel hatte sich indessen durch die Andern gedrängt und war ins Haus getreten. Reubner folgte ihm.

Im Gewölbe fanden sie nur noch den Stallmeister.

„Ei, seid Ihr's, Althans", begrüßte ihn Tharradel; „Euch wollte ich gerade aufsuchen!" Ich weiß Ihr seid mit hinaus gewesen. Nun, was meint Ihr? Ihr braucht Euch vor dem Alten da", er zeigte auf den hinter ihm eintretenden Reubner, „nicht zu fürchten. Es ist unser treuer Gesell!"

Tharradel kannte in dem Stallmeister einen Mann von ruhiger Gesinnung, der, obgleich Katholik, doch kein Eiferer war, sondern wie Viele die Meinung theilte, daß es zum allgemeinen Besten dienen müsse, wenn den beiden großen Glaubensparteien gleiche Rechte zuständen, weil damit endlich dem Hader und Zwiespalt, der die Welt verheerte, ein Ziel gesetzt würde. Daher konnte er ihn offen über das Ergebniß der Sendung der katholischen Stände an

Thurn befragen. Der Stallmeister theilte ihm ebenso offen mit, was er wußte und dachte.

„Ich sehe wohl“, sagte Tharradel am Schluß, „wie es steht! Thurn möchte am liebsten, daß man einen friedlichen Vertrag schlösse. Er geht auch nicht gern zum Aeußersten. Aber er hat das Heft in der Hand und droht den Gegnern. Nun, wir wollen redlich helfen! — Es ist jetzt beschlossen, morgen senden wir eine Deputation hinaus. Und wenn wir Thurn's Erklärungen haben, gehen wir an den König Ferdinand selbst. Er muß neue Zugeständnisse machen.“

Während des Gesprächs hatte das Schießen wieder aufgehört.

„Es nimmt mich Wunder“, sagte Reubner, „daß sie nicht fortfahren. Ihre Kugeln waren nicht verschossen. Sie müssen ordentliche Stücke draußen haben, daß sie bis hierher mitten in die Stadt langen konnten! Und nun schon wieder Alles still?“

„Ich glaube nicht, daß Thurn die Stadt schwer bedrängen will“, meinte Tharradel. „Er hat den Gegnern nur einen Schreck machen wollen und zeigen, was er vermag. Das wird gut auf die Unterhandlungen wirken, denke ich!“

„So glaub' ich und hoff' ich auch“, sagte der Stallmeister.

„Nun, darauf wollen wir unsere Becher leeren und dann an die Geschäfte gehen, es ist für morgen noch Manches zu thun. — Also, Freunde: daß wir bald mit einem friedlichen Vertrag enden, wo Allen gleiche Rechte werden und dadurch Allen Ruhe und Friede und Glück!“

„Geb's Gott!“ stimmte der Stallmeister ein. — Sie tranken ihre Becher aus und gingen.

Ihre Hoffnung war die Hoffnung Vieler, die Hoffnung aller Redlichen in jenen Tagen. Sie sollte sich nicht erfüllen! Schwere Verblendung, düsterer Eifer und arger Sinn warfen die zerstörende Fackel der Zwietracht in die Saaten des Friedens. Und wie fast immer in den schweren Geschicken des Menschen, war er es selbst, der sie heraufbeschwor in unseliger Verwirrung, zu unseligem Verderben!

Zwanzigstes Capitel.

Am 11. Juni des Jahres 1619 versammelten sich schon am frühen Morgen im Vorzimmer des Königs Ferdinand in der Burg zu Wien mehrere seiner vertrautesten Räthe und Freunde, welche zur Besprechung der bedrängten Lage, in der sich Stadt und Reich befanden, geladen waren.

Der Pater Lamormain war schon im Gemach Sr. Majestät selbst; jedoch mehr als Beichtvater und geistlicher Beistand, denn als Rathgeber, in weltlichen Angelegenheiten. Diese letztern sollten in gemeinsamer Besprechung berathen werden. Von den dazu Beschiedenen waren Einige bereits eingetroffen. Fürst Eggenberg, der vertrauteste aller Räthe des Kaisers, der Graf Khevenhüller aus Kärnten, der schon den Auftrag hatte, nach Madrid abzugehen, um Spaniens Hülfsthätigkeit für Ferdinand anzuspornen; der Graf Trauttmansdorff, ein noch junger Mann, erst nach Kaiser Mathias' Tode in den Geheimen Rath berufen. — Ferner Slawata, in dessen Begleitung sich

Fabricius befand. Die drei erst Genannten standen mit Slawata in der Nische eines Fensters, welches nach dem Walle hinausging.

Fabricius, der eine Mappe mit Schriftstücken aus Slawata's Geschäftskreise bei sich trug, war auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers am Kamin im leisen Gespräch mit Thyßka begriffen, der, in Lamormain's Begleitung gekommen, seiner im Vorgemach harrte.

„Ich fürchte, werther Freund", flüsterte Fabricius, „die Dinge gehen äußerst schlimm! Die Stimmung der Bürger ist feindseliger, als ich jemals gedacht hätte!"

Thyßka machte eine bedenkliche Miene und erwiderte ebenso leise: „Ich sage ja Dasselbe, doch der Pater will es mir nicht glauben. Seine stete Rede ist: Unsere Anhänger in der Masse sind jetzt furchtsam und verstecken sich; sobald sie wieder einen Stützpunkt haben, werden sie hervortreten, und man wird sehen, daß sie zahlreich genug sind, um den Evangelischen die Spitze zu bieten. Und von diesen selbst wird die Hälfte zu uns übergehen."

„Darin mag der ehrwürdigste Herr wol Recht haben", erwiderte Fabricius; „das haben wir in Böhmen auch gesehen. Aber das Schlimme ist, daß unsere Gegner allzu sehr im Vortheil sind. Daher die Frechheit des Pöbels. Gestern schrien sie ganz laut" (hier flüsterte er noch mit viel leiserer Stimme als bisher und gegen das Ohr Thyßka's geneigt): «Man muß ihn wegjagen!»" *)

„Ich glaube das hat der König selbst hören müssen", entgegnete Thyßka ebenso leise. „Sie haben unter den Fenstern gerufen: «Fort mit Ferdinand! Fort mit den Jesuiten!»" **)

*) Historisch.
**) Historisch.

„Unsere Lage ist verzweifelt! Auch die Truppen wanken!“

„Weil sie zu schwach sind, natürlich“, stimmte Thyßka bei.

„Herr Geheimschreiber“, rief Slawata vom Fenster her zu Fabricius hinüber, „gebt doch einmal das Portefeuille hierher. Der Bericht über Nikolaus Diewiß ist doch darin?“

„Ew. Gnaden zu Befehl“, antwortete Fabricius geschmeidig und sprang eilig mit der Mappe herbei. „Ich werde ihn sogleich heraussuchen, er liegt bei den andern geheimen Berichten.“

Fabricius öffnete die Mappe, blätterte darin, nahm ein Actenstück von mehrern Bogen heraus und reichte es Slawata hin. Dieser winkte ihm und der Geheimschreiber trat in den Hintergrund zurück.

„Hier werden die Herren sich des Genauern über diese Sache belehren können“, wandte sich Slawata zu den andern Dreien. „Bereits im September des vorigen Jahres habe ich meine Aufmerksamkeit dieser Angelegenheit zugewendet. Dieser Nikolaus Diewiß, dem man eine große Geschicklichkeit in Geschäften nicht absprechen kann, ist bereits damals verkappt hier in Wien gewesen und hat mit dem Herrn von Ebergassing Zusammenkünfte gehabt! Einer meiner fähigsten und eifrigsten Leute, Zaloska mit Namen, hatte ihn trotz seiner tiefen Verkappung auf der Gasse erkannt und war ihm sogleich auf der Spur gefolgt. Es thut mir nur leid, daß dieser Mann jetzt nicht in Wien ist. Ich habe ihn in Geschäften zum Grafen Boucquoi gesandt. Er würde noch manches Genauere berichten können.“

Während dessen hatte Eggenberg das Actenstück durchgesehen.

„Es muß Alles so sein, wie wir vermuthen“, bemerkte

der Graf Khevenhüller, der das Document mit durchlaufen hatte, „denn dieses Actenstück, dessen Datum entscheidend ist, spricht zu bestimmt darüber!“

„Und warum sollte Thurn“, nahm Slawata das Wort wieder, „die Vereinigung mit den österreichischen Ständen nicht schon damals betrieben haben? Die Böhmen waren in Masse aufgeboten, der Kaiser Mathias überrascht worden, die böhmischen Waffen mehrmals glücklich gewesen. Thurn ist der verwegenste Schwindelkopf, den es gibt, warum sollte er nicht einen Gedanken gefaßt haben, der bei der Lage der Umstände nichts weniger als unausführbar war? — Die böhmischen Utraquisten wußten sehr gut, wie stark die evangelische Partei in den österreichischen Ständen vertreten ist! Was wir jetzt erleben, war damals schon ihr Plan, ihre Hoffnung. Jener Zeit wurde gesäet, jetzt ist die Ernte reif!“

„Ich glaube auch, es ist so“, stimmte Graf Trauttmansdorff bei. „Allein, Slawata, weshalb schritt man nicht schon damals ein? Dieser böhmische Unterhändler ..... wie heißt er doch?“

„Diewiß.“

„Richtig! Nun dieses Mannes hätten wir uns bemächtigen sollen, so würden wir mindestens das ganze Gespinnst der geheimen Fäden in seinem Zusammenhange kennen gelernt haben!“

„Das war auch in Absicht. Allein Diewiß entkam in unbegreiflicher Weise und verschwand spurlos aus der Stadt, wie er ungeahnt gekommen war. Und um gegen einen einheimischen Edelmann, ein Mitglied der Stände, wie Tharradel, einschreiten zu können, lag nichts Hinlängliches vor. Auch waren die Umstände damals ....“

„Freilich, freilich“, fiel Trauttmansdorff ein, „der selige Kaiser Mathias behandelte die ganze Sache anders!“

„Da ist der Cardinal“, unterbrach Graf Eggenberg das Gespräch. — Es war der Cardinal Graf Dietrichstein aus Mähren, der eben eintrat; ihm folgte der Graf Fugger, ein Abkömmling der berühmten augsburger Familie.

Man begrüßte sich mit den Eintretenden. Der Cardinal Dietrichstein empfing die Glückwünsche und theilnehmenden Aeußerungen der Versammelten. Er war aus Mähren geflüchtet, woselbst er, nachdem Thurn es besetzt hatte, gleich dem Fürsten Liechtenstein und dem Freiherrn von Zierotin in seinem Hause durch die Aufständischen bewacht worden war. Allein es war ihm geglückt zu entkommen, und seit einigen Tagen befand er sich in Wien.

„Wir sind jetzt vollzählig“, bemerkte Eggenberg; „ich glaube es wird gut sein, Se. Majestät davon zu benachrichtigen, denn die Zeit drängt. Die Deputation der evangelischen Stände wird schon in den Frühstunden eintreffen! — Da ist Se. Hochehrwürden!“

Der Beichtvater des Königs, Pater Lamormain, trat aus dem Cabinet; sein scharfes, schlaues Auge überflog mit raschem Blick die Versammelten. Als er des Cardinals ansichtig wurde, schritt er gegen diesen vor, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und küßte dessen Hand. „Ew. Eminenz meinen ehrfurchtsvollsten Morgengruß; möge des Himmels Auge über Ew. Eminenz Tage wachen!“

„Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater“, erwiderte der Cardinal, „und wünsche Euch desgleichen!“

„Se. Majestät sind bereit, die Herren zu empfangen“, wandte sich Lamormain zu den Uebrigen.

Eggenberg nahm den Vortritt; Alle gingen zum Könige

Ferdinand hinein. Nur Thyßka und Fabricius blieben im Vorzimmer. Lamormain folgte den Räthen noch nicht sogleich, sondern winkte erst Thyßka zu sich, mit dem er einige Augenblicke leise sprach. Dann ging er zurück ins Cabinet des Königs, während Thyßka eilig das Vorgemach verließ. Fabricius blieb allein zurück und trat ans Fenster, von wo aus er die Mauern und Wälle am Burgthor und einen Theil des feindlichen Lagers übersehen konnte.

Das Sitzungszimmer, in welchem König Ferdinand die Räthe empfing, war ein größeres Gemach; an dasselbe stieß sein Arbeitszimmer; die Fenster beider gingen nach dem Wall hinaus. Der König hatte das Lager der Feinde vor Augen. Ein Theil der Batterien, welche dieselben aufgeworfen, aber noch nicht hatten spielen lassen, war so gelegen, daß sie ihr Feuer auf die königliche Burg selbst richten konnten. Dennoch hatte Ferdinand trotz des Drängens seiner Umgebungen durchaus verweigert, seine Wohnung auf dieser Seite der Burg zu verlassen.

Das Gemach war zu den vorzunehmenden Geschäften hergerichtet. Ein erhöhter Sessel für den König stand im Hintergrunde an der Wand; vor demselben war ein freier Raum gelassen. Diesseit desselben stand ein Tisch und an diesem auf beiden langen Seiten die Stühle für die Räthe, sodaß der Sessel des Königs sich in der Verlängerung der Tafel, nur etwas entfernt von derselben, befand.

Ferdinand hatte noch nicht Platz genommen, als die Herren eintraten. Er begrüßte jeden Einzelnen freundlich und sprach dann zu Allen gewandt: „Meine theuren Herren! Die Zeiten sind ernst; doch ich denke wir Alle haben festes Vertrauen zu Gott, der die heilige Kirche schützen wird, und Kraft der Seele genug, um den Prüfungen Stand zu halten, welche der Wille des Herrn uns sendet.“

Auf einen Wink des Königs traten die Räthe an ihre Plätze.

„Ew. Liebden“, wandte er sich zum Fürsten Eggenberg, der sich durch diesen Titel, welcher aus des Kaisers Munde eigentlich nur den Reichsfürsten zukam, stets sehr geschmeichelt fühlte. „Berichten Sie mir zuerst!“ Mit diesen Worten setzte er sich, ohne weiteres Ceremoniell, denn es war auch nicht ein einziger Diener oder unterer Beamte zugegen, auf den Sessel, zu dem zwei Stufen hinaufführten.

Die Räthe nahmen unmittelbar danach Platz. Fürst Eggenberg nahm einige Papiere aus seinem Portefeuille und begann den Vortrag:

„Wir dürfen es Ew. Majestät nicht verhehlen, daß die Stimmung eines großen Theils der Einwohner der Stadt immer bedrohlicher wird und immer verwegener zu Tage tritt.“

„Ich weiß, ich weiß“, bemerkte der König, „ich habe selbst gehört!“

„Auf Plätzen und an den Straßenecken finden Zusammenrottungen statt, in denen die frevelhaftesten Reden geführt werden. Die Kriegsknechte können dem nicht steuern, da sie auf den Wällen gegen den Feind nothwendig sind, und von den Bürgern, die aufgefordert wurden, hat sich nur eine so geringe Zahl zum bewaffneten Dienst gestellt, daß dieselbe nicht nur nichts gegen solche Auftritte vermöchte, sondern noch dazu dienen würde, größeres Unheil herbeizuführen. Es sind der Evangelischen so Viele in der Stadt, daß sie die Mehrzahl zu bilden scheinen, und die evangelischen Mitglieder der Stände sind auf alle Weise thätig den bösen Geist des Aufruhrs zu pflegen. Wenn sie noch nicht öffentlich gegen Ew. Majestät aufgetreten sind, so ist dies nur einem schwachen Ueberrest von Ehrfurcht zuzuschreiben, der sie noch nicht gänzlich pflichtvergessen werden läßt.“

„Es wird nicht lange dauern“, bemerkte der König.

„Das ist auch die Befürchtung der Räthe Ew. Majestät“, fuhr Eggenberg fort. „Seit die evangelischen Stände Deputationen in das Lager des Aufrührers Thurn geschickt haben, wozu Ew. Majestät in unerschöpflicher Gnade allerdings die Einwilligung ertheilt, ist durch die dort empfangenen, öffentlich verlautbarten Bescheide und vielleicht noch mehr durch die geheim gepflogenen Unterhandlungen ihre Kühnheit mehr und mehr gewachsen. Der Plan einer heimlichen und festen Verbindung zwischen ihnen und den Aufständischen in Böhmen, Mähren und Schlesien tritt offenkundig hervor. Es ist dies, wie sich durch die Documente nachweisen läßt, eine schon längst gehegte Absicht, behufs welcher bereits vor länger als acht Monaten hierselbst verrätherische Unterhandlungen angeknüpft worden sind.“

„Ganz richtig, man hat mir schon damals davon berichtet“, bemerkte der König.

„Es läßt sich vermuthen, daß nur aus diesem Einverständniß Thurn die Kühnheit geschöpft hat, bis vor diese Hauptstadt zu rücken. Denn nimmermehr hätte er sich sonst einbilden können, daß diese Stadt, welche vor noch nicht hundert Jahren dem mächtigen Erbfeind des Reichs, den wilden Horden der Türken unter dem Sultan Soliman, die in zwanzigfach stärkerer Zahl herangerückt waren, mannhaften, unüberwindlichen Widerstand geleistet hat, von ihm könne bezwungen werden. Daher sehen Ew. Majestät getreue Räthe in diesem Geist des Aufruhrs, in diesem Abfalle von der heiligen Kirche die größte und eine viel größere Gefahr als die, welche uns von dem feindlichen Heere droht!“

„Die Gefahr, von der Ew. Liebden sprechen“, unterbrach der König den Redner, „ist allerdings groß. Es be-

darf nicht ihrer Schilderung. Allein welche Mittel können wir dagegen anwenden? Euch ist bekannt, daß in kurzer Frist, in den nächsten Stunden schon, eine neue Botschaft der evangelischen Stände hier erscheinen wird. Sie wollen ihr letztes Wort bringen. Ich kann mir denken worin es bestehen wird. Sie werden verlangen, daß ich ihre Conföderation mit den aufrührerischen Ständen Böhmens, Mährens und Schlesiens genehmige!"

„Es ist eine unselige Lage der Dinge", nahm der Cardinal Graf Dietrichstein das Wort. „Allein ich sehe nicht, wie Ew. Majestät sich dessen weigern wollen!"

Ferdinand schwieg und blickte düster vor sich hin. Lamormain richtete bohrende Blicke auf ihn.

„Thurn hat", nahm Eggenberg wiederum das Wort, „die Stände scheinbar heftig angelassen und auf den schleunigen Abschluß der Conföderation gedrungen. Sie stützen sich jetzt darauf und dringen ebenso in uns!"

„Sie sind heuchlerisch und schlau!" sprach Slawata. „Auf die von Ew. Majestät ihnen gestellte Forderung, ein Gutachten abzugeben, was unter den jetzigen Landesumständen zu thun sei, schwiegen sie. Dagegen hört man Aeußerungen übler Art: «Sie hätten den Krieg nicht angefangen, könnten also auch nicht angeben, wie er zu beenden sei, noch weniger aber Geld bewilligen zu einem Kampf, um den man sie nicht gefragt habe.» *) Sie beschweren sich, daß ungarisches Kriegsvolk nach Böhmen gesendet sei, und thun, als wüßten sie nicht, daß die Böhmen durch ihren Aufruhr und die österreichischen Stände durch ihre widerspenstige Gesinnung uns gezwungen haben, fremde Hülfe zu suchen."

---

*) Historisch.

„Das ist ihnen in der letzten Antwort Sr. Majestät aufs bestimmteste mündlich und schriftlich gesagt", entgegnete Eggenberg, „und sie sind nun aufgefordert worden, sich genau über die Art dieser Conföderation zu erklären. Es ist ihnen gezeigt worden, daß zu ihrer eigenen Sicherheit gar keine Defension, wie sie es benennen, kein Bündniß mit Böhmen nöthig sei; daher müßten sie sich bestimmt aussprechen, ob diese sogenannte «Defension» mit Sr. Majestät Vorwissen oder von den Ständen allein, ob sie von den gesammten Ständen, oder nur von einem Theile beschlossen werden solle. Sie werden nunmehr hier erscheinen. Außer allem Zweifel werden sie, wie schon Ihro Majestät bemerkt haben, fordern, daß man sie frei gewähren lasse und Alles genehmige, was sie zu ihrer Sicherung und zu der ihrer angeblichen Rechte für gut finden. Es ist daher nothwendig einen Beschluß zu fassen, was ihrer drängenden Forderung gegenüber erwidert werden soll."

„Ich sehe nicht, wie Se. Majestät Nein sagen kann", sagte Graf Dietrichstein bekümmert.

„Mein Ja hieße meine Abdankung aussprechen!" entgegnete Ferdinand mit dem Tone des Unwillens.

Es entstand ein Augenblick tief besorgter Stille.

„So wäre es", begann Eggenberg nach einigem Zögern; „denn die Vermessenheit der empörten Rotten geht schon so weit, solche frevelhafte Forderungen öffentlich laut werden zu lassen."

„Allein", fragte der Cardinal, „haben wir die Macht solche Frevler zu zügeln und zu bestrafen? Ew. Liebden selbst haben uns im Beginn Ihres Vortrags gesagt nein. Und auch ich habe mich in der kurzen Zeit, die ich hier bin, überzeugt, daß die geringe Besatzung die aufrührerischen Massen nicht im Zaum halten kann!"

„Leider ist das wahr!“ bestätigte Graf Fugger. „Ich war soeben Zeuge eines Auftritts, der mich empört hat ....“

„Und was ist geschehen?“ fragte Ferdinand, den Grafen gespannt anblickend.

„Ew. Majestät“, erwiderte dieser mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, „es scheint mir besser Dergleichen in tiefes Schweigen zu begraben, bis man es hindern oder strafen kann!“

„Nein, Graf; es ist besser, daß ich Alles weiß, damit ich erwäge, wie ich handeln muß!“ antwortete Ferdinand fest. „Redet! Ich bitte Euch, ich befehle es Euch!“

Alle schwiegen erwartungsvoll.

„Ich kam zu Fuß von dem Graben her; an der Ecke des Kohlmarkts sah ich einen finstern Knäul von Volk versammelt, inmitten desselben stand ein Mensch von unheimlichem Ansehen. Er redete zu der Menge, die aus dem widerwärtigsten Gesindel bestand.“

„Solche Redner sind leider seit zwei Tagen an allen Ecken und Plätzen anzutreffen“, bemerkte Slawata dazwischen.

„Schon von weitem, bevor ich Worte verstand, erfüllte mich das halbe Gebrüll, von widerlichen Geberden begleitet, mit Abscheu. Plötzlich schrie der ganze Haufe auf ....“

Einundzwanzigstes Capitel.

In diesem Augenblick flog die Thür des Gemachs vom Vorzimmer her mit Geräusch auf und Fabricius stürzte halb, halb taumelte er herein. Aller Augen richteten sich erstaunt auf ihn, Graf Fugger brach mitten im Worte ab. Schon der Anblick des Geheimschreibers weissagte Uebles, denn er sah schrecklich aus und sein hohles Auge rollte unstet umher.

Ohne sich wegen seines Eindringens zu entschuldigen, rief er mit fliegendem Athem:

„Es droht Gefahr, — es ist kein Kämmerer im Vorzimmer — es ist ...." die Verwirrung raubte ihm die Sprache.

„Was gibt es, redet", fragte König Ferdinand mit Ansehen und erhob sich von seinem Sessel.

„Die Volksmassen, — sie wälzen sich heran, — sie bringen ...."

Mehr brachte er unter krampfhaftem Zittern seines ganzen Körpers nicht heraus.

„Man muß sehen was es gibt", gebot der Kaiser, und zog eine Schelle. Fugger und Trauttmansdorff eilten nach der Thür, um selbst zu sehen was vorgehe. Slawata suchte Fabricius zu Fassung und Besinnung zu bringen. Der Unglückliche stand mit schlotternden Gliedern. Seit dem für ihn so schreckenvollen Vorgange auf der Burg zu Prag waren seine Nerven so zerrüttet, daß er bei jeder nur einigermaßen lebendigen Erinnerung an jenen Tag in ähnliche Zustände gerieth wie die gegenwärtigen. Diesmal

war seine große Angst begreiflich. Er hatte allein im Vorzimmer gewartet; da hörte er plötzlich Geräusch und verworrene Stimmen im Lakaienzimmer, dessen Fenster nach dem Burghof hinauslagen. Er öffnete die Thür, das Gemach war leer, er sah die Diener durch die anstoßenden Zimmer nach dem Treppenaufgang eilen. Alle Thüren standen offen. Er folgte. In einem Corridor fand er ein weites Fenster, durch welches er einen Blick über den Burghof hinweg nach der Stadt hatte. Da sah er die Gassen von schwarzem Gewimmel erfüllt und hörte jenen dumpfschauerlichen Lärmen, der alle Volkszusammenrottungen begleitet. Die Massen wälzten sich gegen die Burg heran. Die Schreckensbilder des vergangenen Jahres aus Prag traten ihm plötzlich dergestalt lebendig vor die Seele, daß er von der Phantasie so mächtig überwältigt wurde, wie damals von der Wirklichkeit. So stürzte er zurück nach dem Sitzungssaal, mehr in dem unbewußten Trieb dort selbst Rettung zu suchen als sie den Versammelten zu bringen.

Während Slawata sich um ihn beschäftigte und halb durch Fragen, halb durch seine Berichte diese Umstände erfuhr, hatten Fugger und Trauttmansdorff genauere Erkundigungen eingezogen. Sie kehrten in großer Aufregung zurück. Wirklich hatten sich große Volksmassen zusammengerottet, und die beleidigendsten Drohungen über den König Ferdinand wurden gehört. Sie drangen auf die Burg an, um ihn zu bestürmen, daß er das Begehr der evangelischen Stände, von dem sich Gerüchte in der Stadt verbreitet hatten, erfülle. Die Hartschiere, welche die Wache im Burghof hielten, waren unters Gewehr getreten; dieser Anblick hatte die Massen für den Augenblick stutzen gemacht.

„Es sind“, berichtete Graf Fugger, „augenscheinlich großentheils dieselben Leute, von denen ich Ew. Majestät eben zuvor sprach.“

„Ihr hattet Euren Bericht darüber noch nicht vollendet“, antwortete der König.

„Der Graf Trauttmansdorff ist jetzt selbst Zeuge dessen geworden, was ich schon zuvor vernommen“, antwortete Fugger, „ich möchte Ew. Majestät um die Gnade bitten, sich von ihm Bericht erstatten zu lassen!“

Der König nickte beistimmend und sah den Grafen Trauttmansdorff auffordernd an. Dieser zögerte.

„Nun?“ fragte Ferdinand etwas aufgeregt. „Haltet Ihr mich für so furchtsam, daß ich nicht hören könnte, was Ihr doch gehört habt, ohne das Leben davon verloren zu haben? Was es auch sei! Heraus damit! — — Kann ich mir etwa nicht selbst das Schlimmste denken? Sie fordern meine Abdankung, vielleicht meinen Kopf!“

„Nein, beim Himmel, das nicht“, riefen Fugger und Trautmansdorf gleichzeitig bestürzt; und Bestürzung malte sich in den Zügen aller Anwesenden.

Nur Lamormain stand in so unbeweglicher Ruhe wie die ganze Zeit über, und hielt sein dunkelbrennendes Augenpaar ebenso bohrend auf dem Antlitz des Königs fest, wie er die ganze Sitzung über gethan hatte.

„Nun“, hub der König mit einer Fassung, die in Allen das höchste Erstaunen erweckte, wieder an, „so ist es ja noch nicht einmal das Schlimmste!“ Ein leichtes aber bitteres Lächeln überflog dabei seine ernste Lippe. „Daß sie mich auf andere Art los sein möchten, kann ich mir ohne große Mühe denken! — Fugger, berichtet jetzt wörtlich, was Ihr gehört.“

„Wenn Ew. Majestät es durchaus befehlen“, antwortete der Graf mit dem Ernst der Selbstüberwindung, „nun denn“, diese frevelnden Rottenführer riefen: «Fort mit dem König Ferdinand! Fort mit den Jesuiten! Er kann in ein Kloster gehen, ...» *)

„Wenn er nur an sich dächte, nur seinen eigenen, tiefsten Regungen folgte“, sagte der König mit hehrem Ernste, „so befolgte er diesen guten Rath. — Aber Ihr seid noch nicht am Ende, Graf Fugger! Vollendet Euren Bericht! Also — ich soll ins Kloster gehen .... wirklich, weiter nichts?“

„Man rief auch“, fuhr der Graf mit sichtlicher Bewegung fort: «Seine Kinder müssen in der protestantischen Religion erzogen werden!»“ **)

Der König verhüllte sich. In seinem bis dahin so männlich festen Antlitz zuckte ein Schauer. Ueber Lamormain's Lippen schwebte ein unbeschreibbares Lächeln, welches die äußerste, denkbare Schärfe ironischer Bitterkeit trug. Es herrschte eine lautlose Stille im Gemach.

„Meine Kinder!“ .... wiederholte Ferdinand endlich, und das Wort erstarb auf seiner Lippe. Die Grabesstille dauerte fort.

Da ließ sich der dumpfe Lärmen der draußen zusammengerotteten Volksmassen vernehmen. Er schwoll brausend an wie die Brandung des Meeres.

Der erste Kämmerer öffnete die Thür und rief hinein: „Ein Offizier der Hartschiere, der eine dringende Meldung hat!“

Ferdinand winkte stumm, daß er eintrete. — Ein Of-

---

*) Historisch.

**) Historisch.

fizier schritt in dienstlicher Haltung bis nahe vor den König und meldete: „Der Hauptmann Rößlin von der Burgwache befiehlt mir Ew. Majestät zu melden, daß er nicht vermögen wird, die andringenden Volksmassen ohne ernsten Kampf zurückzuhalten. Er fragt um Ordres, ob er feuern lassen soll?“

„Feuer geben, auf die Bürger Wiens, auf meine eigenen Unterthanen!“ rief Ferdinand schmerzvoll aus!

„Auch läßt der Hauptmann anfragen, ob er unter diesen so ganz unvorhergesehenen Umständen die Deputation der evangelischen Stände einlassen soll; sie ist soeben vor dem Burghof erschienen. Die Volksmenge umgibt sie mit Jubel und Jauchzen!“

„Das Alles ist angestiftetes Werk“, rief Eggenberg aus. „Ich verwette meinen Kopf, daß die Botschaft dieser widersetzlichen Stände und der Volkstumult im Einverständniß sind! Sie will die Annahme ihrer Bedingungen von Ew. Majestät erzwingen. Ich würde unter diesen Umständen nicht anrathen, die Deputation zu empfangen!“

Ferdinand sagte nach kurzem Bedenken fest: „Ich werde sie annehmen! — Der Hauptmann soll sie einlassen!“ wandte er sich zu dem Offizier. Dieser blieb unschlüssig stehen.

„Worauf wartet Ihr?“ fragte der König.

„Auf Ew. Majestät Befehl wegen der Zurücktreibung der Volksmassen. Wenn die Deputation zugelassen wird, wird es unmöglich sein, das Eindringen des Volks zurückzuhalten, ohne Gewalt anzuwenden.“

„Glaubt Ihr der Massen Herr zu sein?“ fragte Eggenberg.

Der Offizier schwieg einen Moment, dann antwortete

er entschlossen: „Wir werden bis auf den letzten Blutstropfen Stand halten!“

Aus dieser Antwort ging das Geständniß der Unzulänglichkeit der Truppen hervor.

„Ich glaube aber nicht“, fuhr der Offizier fort, da er den Eindruck seiner Worte wahrnahm, „daß das Volk einen Kampf unternehmen wird. Solange es keine Gefahr hat, läßt sich der Unfug freien Lauf; eine Musketensalve bringt aber gewiß einen solchen Schreck unter die Leute, daß sie von allem Weitern abstehen werden.“

„Wir können es nicht darauf wagen!“ unterbrach Eggenberg. „Die Burg ist zu ausgedehnt, die Wachen zu wenig zahlreich, um sie überall mit hinlänglicher Stärke zu besetzen, wenn das Volk gewaltsam eindringen will. — Und was soll geschehen, wenn der Aufruhr sich durch die ganze Stadt verbreitet? Wir haben nicht Leute genug die Wälle zu decken! Die Evangelischen würden dem Feinde die Thore öffnen! — Vor allem muß jetzt das Leben Sr. Majestät außer Gefahr gebracht werden.“

Allein wie soll das geschehen?“ fragte Fugger halblaut. — König Ferdinand stand in ernstes Nachsinnen verloren.

„Ich bin der Ansicht, daß Se. Majestät sich, bis wir Boucquoi herangezogen haben, aus der Hauptstadt zurückzieht“, sprach Eggenberg mit Entschiedenheit. „Noch sind wir der Straße nach Steiermark Herr. Wenn Ew. Majestät nach Gratz gingen ....“

„Dann wäre die Stadt, wäre das Reich verloren! Der Münster von Sanct-Stephan würde durch den Dienst der Ketzer entweiht!“ Mit diesem in ruhiger Gemessenheit, aber ebenso scharfer Entschiedenheit gesprochenen Worte öffnete Lamormain zum ersten mal

die Lippen. Sie machten einen erstarrenden Eindruck auf die Versammelten. In Ferdinand's Zügen drückte sich tiefe Erschütterung aus. Man sah ihm an, daß er sich jetzt an einem Abgrunde erblicke, der nicht sein zeitliches Heil allein bedrohe. Die ganze Gewalt seiner religiösen, durch Lamormain stets in der heißesten Glut erhaltenen Gesinnung flammte auf.

„Und wenn Thurn die Thore Wiens sprengt, wenn er die Stadt erstürmt?“ fragte Eggenberg mit Lebhaftigkeit. „Steht es dann anders?“

Als ob diese Worte ein Signal gewesen wären, erscholl im nämlichen Augenblick der dumpfe Hall eines Kanonenschusses im feindlichen Lager. Aller Blicke flogen den Fenstern zu.

Der Offizier bemerkte mit der ernsten Ruhe des Dienstes: „Wir haben schon den ganzen Morgen beobachtet, daß der Feind seine Batterien armirt, insbesondere die auf diesen Theil der Wälle gerichteten.“

Ein zweiter, dritter, vierter Schuß folgten, in Pausen von kaum einer Secunde, nach.

„Beim Himmel“, rief der Graf Trauttmansdorff, der an ein Fenster geeilt war, wohin die Andern alsbald folgten, „sie scheinen das Feuer auf der ganzen Linie eröffnen zu wollen, vom Schottenthor an bis hierher!“

Die ersten vier Schüsse waren in einiger Entfernung geschehen. Jetzt feuerte eine zweite Batterie, die ohne Zweifel näher lag, denn der Knall war viel stärker. Gleich darauf begann eine dritte zu spielen, die den Wällen am Burgthor als Demontirbatterie gerade gegenüber lag. Die Wirkung wurde sogleich sichtbar, denn eine Stückkugel schlug in die Schießscharte gerade vor den Burgfenstern, daß die Erde in einer hohen Garbe aufspritzte und der Staub als dichte Wolke darüber stehen blieb.

Der Offizier, der diese Entwickelung des Kampfes ruhig beobachtete, sprach mit dem Ausdruck der Pflichterfüllung: „Ew. Majestät sind in diesen Zimmern nicht mehr sicher. Die Burg ist in der Schußweite der Batterie und sie scheinen ein anhaltendes Feuer eröffnen zu wollen!“

Es war auffallend, daß Lamormain in dieser ganzen Zeit, während Alle, auch der König, an die Fenster getreten waren und nach dem Lager hinausblickten, seine Augen immer auf die Thür wandte. Sie öffnete sich und der Kämmerer meldete: „Der Pater Thyßka fragt in höchst dringender Sache nach Sr. Hochwürden dem Herrn Pater Lamormain.“

Sofort eilte er hinaus.

Alle diese dicht aufeinander folgenden Vorgänge hatten eine solche Bestürzung verbreitet, daß der Offizier bis jetzt ohne Bescheid auf seine Anfrage war. Er wandte sich daher leise erinnernd an den Fürsten Eggenberg als den Vorsitzenden des Raths und bat dringend ihn abzufertigen.

Der König nahm dies, obwol er am Fenster stand, wahr. Er befahl mit klarer Bestimmtheit: „Meldet dem Hauptmann, daß er die Deputation einlassen, ihren Führern aber bedeuten solle, ich würde sie nicht sprechen, wenn die Volksmassen sich inzwischen nicht völlig ruhig verhielten. Dringen diese mit Gewalt an, so sollen die Lanzenknechte sie mit den Spießen abwehren, aber nicht angreifen. Nur im äußersten Fall soll der Hauptmann die Musketiere zu Hülfe nehmen und feuern lassen. — Vertheidigen wollen wir uns!“

Der Offizier verließ den Saal. Das Schießen vom Lager her dauerte fort.

„Wollen Ew. Majestät sich nicht in ein anderes Gemach begeben“, fragte Eggenberg.

„Nein! Und ich denke die Herren werden bei mir aushalten“, antwortete der König. „Gerade hier will ich die Deputation empfangen. Sie soll sehen, daß ich keine Art von Furcht hege. — Ist es nicht Christoph von Harrant, der die Artillerie in Thurn's Lager befehligt?“ fragte der König den Grafen Trauttmansdorff.

„So ist es!“ entgegnete dieser. „Er treibt es weit! Die Geschütze auf die Gemächer seines eigenen Königs richten zu lassen!“

Lamormain trat wieder ein. Er ging raschen Schrittes auf den König zu und sagte ihm, doch so, daß die übrigen Räthe es hörten: „Der Pater Thyßka hat mir soeben die Meldung gebracht, daß die Straße nach Steiermark von den Feinden besetzt ist!“

„Euch, Lamormain? Der Pater Thyßka?“ fragte der König verwundert.

„Ich hatte diesen Morgen einen Ordensbruder mit einer Mission nach Gratz abgesandt; dieser ist im Augenblick zurückgekehrt. Er hat nicht bis auf die Höhe von Baden gelangen können. Ein Streifcorps böhmischer Reiter sperrt die Straße und hält Reisende nach und von Steiermark fest, hat auch einige beladene Frachtwagen weggenommen! Auch Neustadt und Schottwien sollen von böhmischen Truppen besetzt sein!“

„So könnte ich nicht mehr nach Gratz! So wäre mein Erbland Steiermark mir verschlossen? murmelte Ferdinand finster. „O, sie haben längst getrachtet die Fackel des Aufruhrs auch dort zu entflammen“, antwortete Lamormain, „um das durch Ew. Majestät so herrlich vollbrachte Werk des hergestellten reinen Glaubens, der wieder aufgerichteten heiligen römischen Kirche auch dort zu vernichten. Sie hoffen auf die Funken böser Gesinnung, die

daselbst auch unter der Asche glimmen, und denken sie zu verheerenden Flammen anzufachen!"

„Gott im Himmel, du prüfest mich hart!" rief der König aus.

Ein schmetterndes Krachen betäubte plötzlich Aller Ohr und entriß ihnen einen unwillkürlichen Ausruf des Schreckens. Die Thür zu Ferdinand's anstoßendem Cabinet sprang auf, mehrere Fensterscheiben im Sitzungsgemach zersplitterten klirrend. Gleich darauf quoll eine Dampfwolke aus der offenen Cabinetsthür.

„Es ist eine Kugel hineingeschlagen!" rief Trauttmansdorff bestürzt. „Es brennt!" gleichzeitig Fugger. Alle eilten auf das Cabinet zu. König Ferdinand selbst war der Erste an der Thür.

„Es ist nicht Rauch; es ist Kalkstaub", sagte er zu den Uebrigen gewendet und wollte hinein. Eggenberg hielt ihn zurück.

„Um des Himmels Willen, Ew. Majestät", rief er, „lassen Sie uns untersuchen!"

„Es brennt nichts; es hat keine Gefahr", antwortete Ferdinand. „Die Kugel muß nur die Mauer so zerschmettert haben, daher die Staubwolke."

„Wenn es aber eine Granate wäre!" warnte Eggenberg und hielt den König, der wiederum vorwärts schritt, nochmals zurück.

„Wir würden sie hören; doch es ist Alles still", entgegnete Ferdinand, öffnete die Thür vollends und trat festen Schrittes ein. Der dadurch und durch die im Sitzungszimmer gesprengten Fensterscheiben entstehende starke Luftzug wehte die Staubwolke auseinander. Da fiel der erste Blick des Königs auf das Crucifix über seinem Betpult, das ihm durch den freien, kleinen Raum, der in der getheilten

Wolke entstand, wie frei in der Luft schwebend und von der hellen Junisonne draußen golden angestrahlt, entgegenleuchtete.

Wie gefesselt von dem Anblick blieb Ferdinand stehen; der glühend entzündete Glaube in seiner Brust erblickte hier eine überirdische Erscheinung, einen unmittelbaren Wink der Gottheit. Von heiliger Ehrfurcht ergriffen, faltete er die Hände über der Brust und rief: „Ja, du mein himmlischer Erlöser, du sollst allein mein Rathgeber sein!“

Und zurückgewandt zu den Räthen, rief er diesen zu: „Folge mir Niemand!“ So trat er ein, schloß die Thür hinter sich und sank im brünstigen Gebet vor dem Crucifix nieder.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Im Vorsaal ließen sich einige Minuten später verworrene Stimmen und Schritte hören, welche das Annähern der Deputation der evangelischen Stände andeuteten. Die Räthe geriethen in Verlegenheit, was zu thun sei. Da Ferdinand in dem Tone des bestimmtesten Willens ausgesprochen hatte, daß ihm Niemand folgen solle, wagte auch selbst Eggenberg nicht, ihm nachzugehen. Bei der Auflösung der Ordnung, die überhaupt herrschte, hatte die Deputation sich auch über jede sonst übliche Form hinweggesetzt; die Thür öffnete sich und die Abgeordneten traten oder drangen vielmehr ohne weiteres in den Saal ein. Auch waren sie nicht allein, sondern ein großer Anhang

von Leuten aus dem Volke drängte sich mit in den Saal. Unter den Vordersten der Abgeordneten war Tharrabel; ihm folgte Stephan Reubner. „Siehst du“, sagte er leise zu diesem, indem er auf die zersplitterten Fenster deutete, „Thurn hat Wort gehalten!“

„Ja“, nickte der Alte. „Er hat seine Schreckschüsse gut gezielt. Aber nun muß er uns in Ruhe lassen, sonst müssen wir mitessen, wo wir keinen Appetit haben!“

„Sei unbesorgt“, entgegnete Tharrabel, „das Zeichen ist schon gegeben! Gegen die andern Fronten fahren sie fort mit Feuern.“

„Mit dem Reservecorps werdet Ihr die Schlacht schon gewinnen!“ erwiderte Reubner.

„Ich denke es auch!“ war Tharrabel's Antwort.

Während dieses Gesprächs hatte sich das Sitzungszimmer fast gefüllt. Die Abgeordneten der evangelischen Stände, sechzehn an der Zahl, bildeten einen Halbkreis. Ganz auf der rechten Seite desselben nach dem Fenster zu stand Tharrabel und neben, halb hinter ihm Reubner. Die kaiserlichen Räthe hatten ihre Sitze verlassen und sich zur Seite des Sitzungstisches, den einige Diener etwas bei Seite nach der Fensterwand rückten, dieser letzteren gegenüber aufgestellt, sodaß König Ferdinand, wenn er aus seinem Gemach trat, sie zu seiner Rechten haben mußte. Dadurch war der freie Raum vor dem Sessel des Königs breiter geworden. Die eingedrungenen Leute aus dem Volke standen hinter dem Halbkreis der Abgeordneten, dicht gedrängt bis zur Eingangsthür. Der Sprecher der Stände, der ein zusammengerolltes Blatt in der linken Hand trug, war den Uebrigen etwas vorgetreten, und hielt sich ungefähr in der Mitte des Halbkreises, dem Sitz des Königs gegenüber.

Mit wie trotzigen Gesinnungen auch die Meisten der Anwesenden hierher gekommen waren, ein unwillkürliches Gefühl der Ehrfurcht hielt sie doch, der Majestät des Throns so nahe gegenüber, in Schranken. Der vermessenste Aufrührer vermag es nicht, sich dem dunklen, aber heiligen Recht überербter Sitte und Gewohnheit so völlig zu entziehen, daß er nicht einen Ueberrest des Einflusses desselben empfinden und ihm gehorchen sollte, wenn er unmittelbar vor das geweihte Haupt hintritt, dem die unsichtbare aber unabweisbare Gewalt eines Volkes ihre Rechte durch ehrfurchtsvolle Hingebung übertragen hat. Dieses unwillkürliche Gefühl machte sich denn auch in der Versammlung geltend, wie feindselig sonst ihre Gesinnung, wie eigenmächtig ihre That und Absicht sein mochte. Es herrschte eine gedämpfte Stille im Saal, ein ehrerbietiges Harren auf Das, was da kommen sollte. Nur ein leises Murmeln durchlief die letzten Reihen der miteingedrungenen Menge.

Doch in höchster Verlegenheit befanden sich die Räthe des Königs, ebenso unberechtigt in diesem Augenblick selbsthandelnd, als fremdes Handeln gestattend, aufzutreten. Mit äußerster Spannung hielten daher Eggenberg, Khevenhüller, Fugger und Trauttmansdorff ihre Blicke auf die Thür des Cabinets gerichtet. In Slawata machte sich die Gewalt der erst vor Jahresfrist in Prag erlebten Eindrücke in dieser ganz ähnlichen Lage geltend; er war todesbleich, seine Knie zitterten. Fast glich sein Zustand dem, in welchem sein Geheimschreiber Fabricius sich noch vor wenigen Minuten befunden hatte. Lamormain, der, äußerer Gefahren ungewohnt, zuvor bei dem Kanonenschuß gebebt hatte, fand jetzt seine ganze geistige Energie wieder. Er stand in gemessener Haltung; sein Auge heftete sich beobach-

tend auf Alles, auf jede Persönlichkeit. In seinen Zügen lag etwas, was da sagte: „Ich werde genau Acht haben, wie ein Jeglicher von euch sich in diesem Augenblick der Prüfung halten wird; denn der Tag wird kommen, wo ich Jeden dafür zur Rechenschaft ziehe, und Die, welche es am wenigsten ahnen, am schärfsten."

Das leise Murmeln im Hintergrunde des Saales wuchs zu einem lauteren Geräusch; die Woge der Ungeduld schwoll höher. Schon nahmen die Züge der Menge und selbst der Abgeordneten, die anfangs nur gespannte Erwartung, ja mit etwas Scheu gemischt zeigten, jenen trotzigen Ausdruck an, der da sagte: „Werden wir nun bald erfahren weshalb wir hier sind?"

Eggenberg fühlte, die andrängende Flut sei nicht länger zu halten; er beschloß in das Cabinet zu gehen. Seine rasche Bewegung gegen die Thür verwandelte sich jedoch plötzlich in ein ehrfurchtvolles Zurückziehen und Verbeugen; denn sie öffnete sich; der König trat heraus. Ein gedämpfter Laut der Ueberraschung ertönte im Saale, dann folgte plötzlich die tiefste Stille. Man konnte jeden Athemzug vernehmen.

Ferdinand's Haltung war voll Hoheit und gemessener Würde. In seinen Zügen herrschte die vollste Ruhe; männliche, fürstliche Fassung; doch sein Auge glänzte von einem erhöhten Feuer. Er hatte seine Tracht, ein einfaches, schwarzes Sammetkleid, an den Säumen schmal mit Gold gestickt und einen gleichen spanischen Mantel darüber, nicht gewechselt; doch trug er den Degen an der Seite und den Hut, den er zuvor in der Hand gehabt, auf dem Haupt. Seine ganze Erscheinung umschwebte ein geheimnißvolles, höheres Etwas; der Geist der Majestät, vor dem sich die Völker in Ehrfurcht beugen.

Mit ruhigem Schritt trat er vor, grüßte mit leicht gelüftetem Hut und einer Bewegung des Hauptes und nahm dann seinen Platz auf dem Sessel ein.

Ohne Geheiß, doch unwillkürlich hatten Alle, die zuvor meist mit bedecktem Haupte im Saale gestanden, die Hüte, Helme oder Baretts abgenommen und verbeugten sich tief.

„Die evangelischen Stände des Erzherzogthums Oesterreich", begann Ferdinand mit fester Stimme, sodaß keine Silbe seiner Worte verloren ging, „haben bei mir angesucht, daß sie in einer außerordentlichen Angelegenheit vor mir erscheinen dürften. Ich bin bereit das Anliegen meiner Stände zu vernehmen. Was ist euer Begehr!"

Durch die feste Anrede des Königs in der trotzigen Stimmung, mit der die Deputation eingetreten war, einigermaßen erschüttert, vermochte der Sprecher derselben nicht sofort eine andere, angemessene Haltung zu finden. Er zögerte daher mit der Erwiderung.

Tharradel von Ebergassing, welcher der Hauptanreger des ganzen, drängenden Schrittes war, befürchtete durch diese Unschlüssigkeit eine nachtheilige Wendung der Sache; er faßte daher den raschen Entschluß, die Führung selbst in die Hand zu nehmen. Mit entschlossener Haltung trat er vor und sagte: „Ew. Majestät haben von Ihren evangelischen Ständen eine Erklärung über das Werk der Defension, welches dieselben zu errichten trachten, erfordert. Wir sind vor Ew. Majestät Thron erschienen, um dieselbe zu geben, und haben sie auch in schriftlicher Ausfertigung bereits mitgebracht, sodaß es nur noch der Unterzeichnung durch Ew. Majestät Hand bedarf, um Alles in die richtige Bahn einzuleiten. In diesem Document", dabei nahm er dem verwirrt dastehenden Sprecher die Rolle aus der Hand und entfaltete sie vor dem Könige, „ist Alles, was wir von

Ew. Majestät genehmigt und bestätigt zu sehen erwarten, enthalten. — Es bedarf nur der Unterzeichnung."

Mit diesen kühnen, ja vermessenen Worten, die eine augenblickliche Erklärung des Königs herausforderten, trat Tharradel an den Tisch, breitete das Blatt aus und ergriff zugleich eine Feder, augenscheinlich um den König auf der Stelle zur Unterschrift zu drängen.

Dieses verwegene Betragen forderte Ferdinand's ganzen Stolz, sein ganzes Selbstbewußtsein heraus. Das Gefühl seines königlichen Rechts, das durch dieses Verfahren so gröblich verletzt, gewissermaßen erstürmt werden sollte, durchdrang ihn mit voller Gewalt. Er erhob sich mit Ansehen von seinem Sessel und trat einen Schritt vor.

„Wie ich meinen Ständen schon schriftlich erklärt habe", sprach er mit starkem Ton der Stimme, „kann ich nicht finden, daß sie nöthig haben, zu ihrer eigenen Rettung oder Sicherheit irgend eine Defension, wie sie es nennen, aus eigenen Kräften zu errichten: Meines Amtes ist es, das Ganze, das Reich zu schützen, und ich werde meines Amtes wahren. Wer die Waffen einzeln für sich ergreift, ergreift sie wider mich!"

Mit stummer Verwunderung wurden diese entschlossenen Worte von der Versammlung gehört. Lamormain richtete glühende Blicke auf den König. Die Räthe staunten. Slawata, dem stets die Ereignisse zu Prag vor Augen standen, zitterte.

Tharradel fühlte, daß ein einziger Moment des Zurückweichens, der Unentschlossenheit, jetzt die ganze Angelegenheit verloren gebe. Mit zu tiefer Glut hing er an dem Kern des Unternehmens, die Freiheit der Glaubensübung neu zu sichern, als daß er nicht den Muth gefunden haben sollte, jetzt mit jeglicher Kraft dafür einzutreten, wo man

nur einen einzigen Schritt vom Ziele stand und es erreicht werden mußte, wenn man diesen mit Festigkeit that.

Noch mit Ehrerbietung im Ton, aber doch mit der entschiedensten Haltung, nahm er daher abermals das Wort und sprach: „In unserer Erklärung", er deutete auf das Document, „ist nichts Feindseliges wider Ew. Majestät enthalten. Wenn wir uns selbst zum Schutz unserer eigenen Sache rüsten, so geschieht es, weil Niemand Anderes für uns eingetreten ist und weil wir heilige Rechte zu schirmen haben. Nicht wider Ew. Majestät erheben wir die Waffen, nicht wider die katholische Religion oder die katholischen Mitbrüder in den Ständen, nur gegen die Gewalt, die unserem Glauben geschieht. Deshalb wollen wir mit unseren Glaubensbrüdern in Böhmen, Mähren, Schlesien zu unserem Schutz und unserer Rettung ein Bündniß schließen; ein Recht, das uns schon durch des höchstseligen Kaisers Mathias Majestät zuerkannt ist. Die Bestätigung dieses Rechts enthält diese Urkunde, um deren Vollziehung wir Ew. Majestät auf das dringendste anflehen müssen!"

Indem noch jedes Ohr im Saal auf diese Rede lauschte, erscholl draußen der erneute Donner der Geschütze Thurn's und mit solcher Gewalt, daß die Fenster klirrten.

Die mächtige Gewalt des dumpfen Kriegsgetöses durchschauerte jede Brust.

Reubner's Auge funkelte in soldatischer Freude.

In des Königs Haltung riefen Tharradel's Worte und die donnernden Geschütze nicht den Anschein irgendeiner zurückweichenden Besorgniß, sondern nur eine edle Entrüstung hervor.

„Wie?" rief er, „will man mir Gewalt anthun?"

Tharradel, der, in dem Bewußtsein, daß die Kanonen der Böhmen mit seinem Thun im innersten Zusammenhang

standen, den Sinn dieser Worte misdeutete, indem er sie nicht auf seine alles Maß und Gesetz der Ehrfurcht verletzende Anrede, sondern auf die Schlüsse bezog, erwiderte, vom Eifer noch weiter fortgerissen:

„Es kann zuweilen eintreten, Ew. Majestät, daß die Ultima ratio regum auch die Ultima ratio populorum wird!"

Diese unbesonnenen Worte durchblitzten Ferdinand mit einer innern Mahnung.

„Wie? Das also ist Eure Meinung? Ihr seid schon im Bündniß mit den Aufrührern meines Reichs und fordert noch, daß ich es hier unterzeichnen und sanctioniren soll? Wider die heilige Kirche, der ich angehöre und der ich bis zum letzten Athemzuge jeden Blutstropfen meines Lebens widmen werde, führt ihr eure Waffen, und ich sollte den Segen darüber sprechen? Nein! Nimmermehr! Ich werde im Dienste der wahren Kirche bleiben und ihr mein Dasein widmen wie bisher, ohne von ihr zu wanken und zu weichen. Ihr himmlisches Reich will ich erwerben, sollte ich auch mein irdisches dafür opfern!"

Der König sprach diese Worte mit der Glut unmittelbarer, höherer Eingebung; sein Auge leuchtete, seinen Zügen entstrahlte eine schwärmerische Begeisterung.

Mit gleicher Heftigkeit aber stieg auch die Glut einer tiefen, innersten Berechtigung, von der sich Ebergassing durchdrungen fühlte.

„Ew. Majestät", rief er mit flammendem Auge aus, „wollen der katholischen Kirche Ihre Dienste weihen wie bisher? Das heißt sie soll die einzig berechtigte und begünstigte sein, während unsere Glaubensbrüder in Druck und Verfolgung schmachten? Nimmermehr werden wir das noch länger dulden! Das ganze Volk erhebt sich dagegen! Wir sind seine Vertreter und Rechtsführer! In dieser

Schrift" (er erhob das Document) „sind unsere Rechte niedergelegt. Ew. Majestät müssen sie anerkennen und besiegeln!"

In äußerster Aufwallung schritt er vorwärts, bis dicht an die Erhöhung, auf welcher der König stand, hielt ihm mit der Linken das Document entgegen und erhob die Rechte, gleichsam um zu betheuern, daß er nicht von seinem Vorhaben ablassen werde! —

Ferdinand trat im Unwillen stolzer Empörung selbst dem Verwegenen einen Schritt entgegen und machte eine Bewegung der Abwehr mit der Hand.

Alle im Saal folgten diesen Vorgängen wie gebannt. Slawata sah das Aeußerste kommen und bebte wie im Fieber; Eggenberg verfärbte sich, die entschlossenen Männer Khevenhüller, Fugger, Trauttmansdorff machten eine Bewegung vorwärts, wie um den König zu schützen. — Lamormain's Züge strahlten Triumph.

Tharradel, der im nächsten Augenblick Alles verloren sah, wenn er wich, und Alles gewonnen, wenn er beharrte, faßte, jede Grenze der Ehrerbietung durchbrechend, den König heftig an einen Knopf seines Kleides und rief, wie vom wahnsinnigen Schwindel ergriffen: „Gib dich, Ferdinand! Unterzeichne!" *)

„Nimmermehr!" stieß ihn der König zurück und richtete sich stolz auf.

„Seid ihr auf meiner Seite?" rief Tharradel zugleich und wandte sich gegen die Volksmasse um, die sich näher und näher gedrängt hatte. Auf diesen Ruf zerrissen plötzlich die Bande staunenden Schweigens und ein wild stür-

---

*) Historisch.

mendes „Ja! Ja!“ erscholl, daß die Fenster des Saales erbebten!

Jetzt erblaßte selbst der König, auch Lamormain's Züge deckten sich mit fahlem Grau. Es schien Alles verloren. Ferdinand war in der Gewalt seiner Gegner. Im erschütterndsten Gegensatz folgte dem einen wilden Ruf sogleich wieder die tiefste Todesstille; mit angehaltenem Athem harrte Alles ob der König die Feder ergreifen werde.

Da schmetterte eine Trompetenfanfare mit lautem, kriegerisch freudigem Schall vom Burghof herauf.*) Es war als ob der Blitz in den Saal schlüge; Alle waren wie elektrisch durchzuckt.

Der König richtete sich empor. Sein Auge fragte von einem ahnenden Gefühle des Muths und der Rettung aufblitzend, was dieser Schall bedeute. Flammend heftete er es auf die Thür. Da trat der junge Offizier von zuvor, die Menge hastig durchbrechend, ein und rief mit kraftvoll männlicher Stimme in den Saal: „Das Regiment St.-Hilaire reitet in den Burgplatz und stellt sich Ew. Majestät zur Verfügung!“

Die abermals schmetternden Trompeten gaben diesen Worten das Geleite.

„Allmächtiger Gott, deine Gnade verläßt mich nicht! Du erfüllst deine Verheißung!“ rief Ferdinand und erhob Blick und Arme gen Himmel.

Die Menge, nur wild und roh im Gefühl sicherer Uebermacht, feig sobald sich Gefahr mit dem Kampf verbindet, folgte sogleich ihrer Natur. Als ob die schweren, ehernen Reiter schon rasselnd unter sie sprengten, stob sie

*) Historisch.

in verworrenem Tumult aus dem Saal und stürzte, sich einander fast erdrückend, gegen die Thür.

Das Gewicht dieser Masse riß die Andern nach. Die Abgeordneten der Stände wurden mit fortgerafft von diesem urplötzlichen Wirbelwind der Bestürzung. Tharradel, im Augenblick noch auf der stolzen Höhe des Sieges, glich einem Menschen, dem ein erklommener Gipfel unter den Füßen zusammenstürzt. Er, der ein Heer zur Vollstreckung seines Willens hinter sich glaubte, sah sich plötzlich verlassen.

Reubner, den nicht der Schwindel der Furcht, aber das klare Urtheil über die Lage der Sache bestimmte, sah, daß hier ferner Stand halten ein Werk der Unmöglichkeit sei. Während daher Tharradel von dem Taumel der vermessenen Selbstverblendung noch nicht wieder zur Besonnenheit gekommen, unschlüssig stand und zweifelhaft schien, ob er nicht noch jetzt den König gewaltsam zur Vollziehung des Documents drängen sollte, faßte Reubner ihn selbst kräftig beim Arm und raunte ihm zu: „Herr, macht fort! Hier ist nicht Stand zu halten! — Ich decke Euch den Rücken!“

Wagte sich jetzt die wahre Gesinnung ans Licht oder wollte sich Furcht der Schuldbewußten durch Heuchelei schützen, doch ein noch stärkerer Umschlag brach aus der Menge hervor: „Haltet die Verräther fest!“ riefen mehrere Stimmen. „Ergreift sie!“

„Lebendig sollt ihr mich nicht haben“, rief Reubner grimmig, als Einige aus der Masse auf ihn eindrangen, und faßte mit der Rechten den Griff eines alten Dolches, den er unterm Wams trug. Er schwang ihn drohend gegen die Anstürmenden; diese wichen erschreckt zurück. Jetzt ergriff er Tharradel mit dem linken Arm und riß den fast Betäubten gewaltsam mit sich fort.

Schwerlich hätten sie sich gerettet; doch über das Getümmel hinweg ertönte die gebietende Stimme König Ferdinand's: „Niemand soll verhaftet werden! Die mit freiem Geleit gekommen sind, sollen gehen mit freiem Geleit. Sie sollen die Burg, sie sollen die Stadt frei verlassen *), wenn sie mögen! — Wir aber", rief er begeistert zu den Seinigen gewandt, „wollen uns vertheidigen, solange ein Athemzug in uns lebt. Unsere Feinde sollen zu Schanden werden an den Mauern Wiens, oder wir begraben uns unter ihren Trümmern!"

Die Schuldbewußten stoben fort, auseinander, auf allen Wegen, die sie offen fanden.

In wenigen Minuten war der Saal geleert. Die Räthe umdrängten den König mit staunender, liebender, begeisterter Ehrfurcht. Sie faßten seine Hände, den Saum seines Kleides, um sie zu küssen. Er aber sank auf die Knie, erhob dankbar betend die gefaltenen Hände und rief in tiefster Inbrunst:

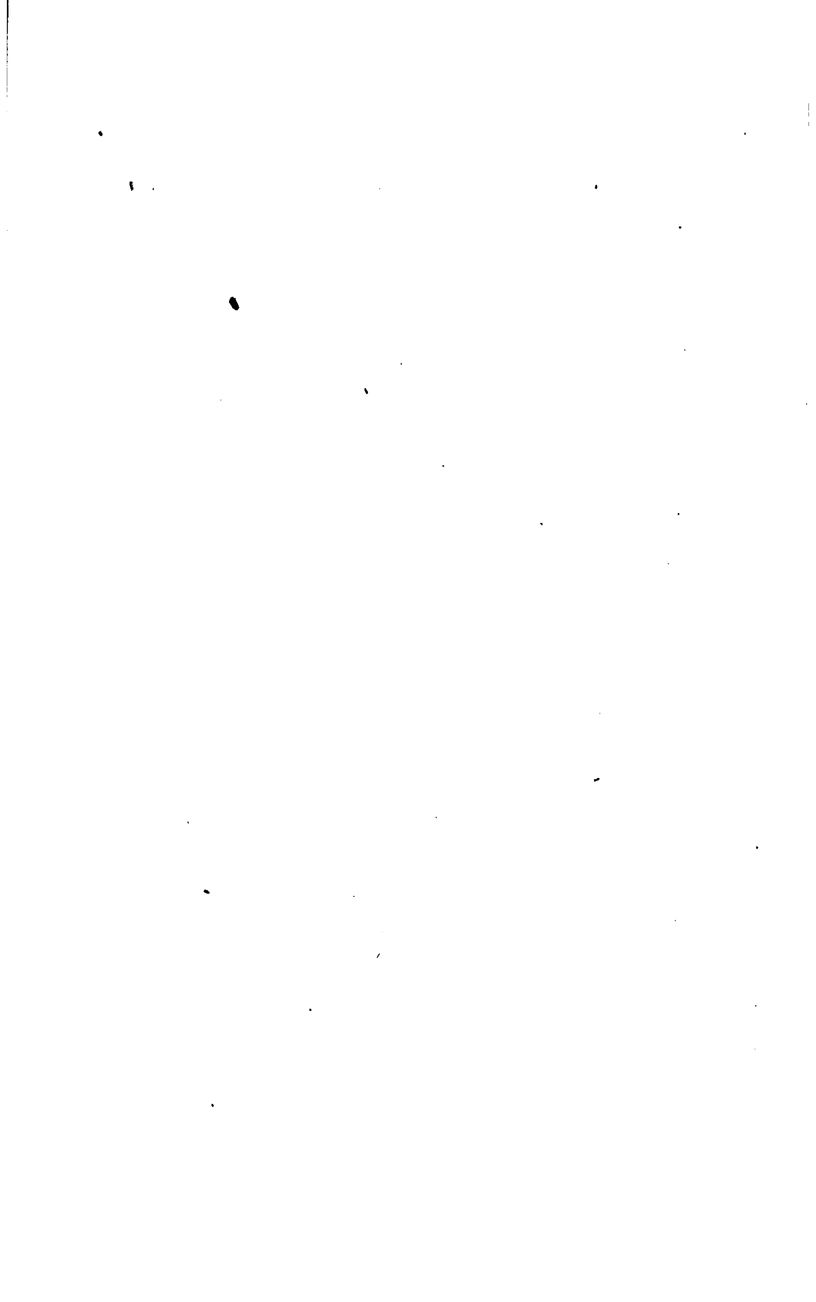
„Mein Gott! Du hast deine Verheißung erfüllt!"

Wien nicht allein, das Reich, der Ruhm und Glanz des Hauses Habsburg waren gerettet in dieser Minute, für Jahrhunderte!

---

*) Historisch.

Funfzehntes Buch.



Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Köhler Boleslav, seine Frau Wlasta und ihr Bube, Valentin, hatten nach vollendeter Arbeit des Tages ihre festlichen Kleider angethan und schickten sich eben an, die Hütte zu verlassen. Die Sonne stand schon tief im Westen; sie goß den milden Strom eines goldig röthlichen Abendlichtes durch den Wald. Tiefe Ruhe herrschte in seinen Wölbungen; nur die Vögel ließen ihre kleinen lieblichen Stimmen in einzelnen hellen Lauten hören, und das flüsternde Rauschen des Waldbachs, der unfern der Hütte munter vorüberfloß, klang durch die Stille.

Die Familie wollte zur Verrichtung ihrer Abendandacht nach einem Crucifix wandern, das eine halbe Stunde von ihrer Hütte im Walde stand. Denn die Kirche in Groß-Laskan war niedergebrannt. Dort konnten sie kein Gebet verrichten; die nächsten Dörfer oder einzelnen Kapellen lagen zu weit entfernt.

Und auch, wenn sie dorthin gegangen wären, würden sie, da sie sich zur utraquistischen Lehre hielten, keine freie Stätte zu ihrer Glaubensübung angetroffen haben. Allein das Bild des Herrn, des Gekreuzigten, der für Alle ge-

storben, konnte auch Allen die reine Stätte der Andacht darbieten. Zu einer recht brünstigen aber fühlten sich die redlichen Leute gedrungen. Denn in den letzten Tagen waren sie durch die Gnade des Himmels vielen Gefahren und düstren Geschicken entgangen. Nicht nur, daß der Sohn ihnen aus der Schlacht gerettet heimgekehrt war, so hatte auch der Aufenthalt Xaver's ihnen oft Sorgen und Gefahren gebracht, die nunmehr glücklich beseitigt waren. Denn nachdem sie ihn fünf Tage getreulich gepflegt, war er so weit genesen, daß er am Morgen dieses Tages in der Kleidung eines böhmischen Landmanns die Hütte verlassen hatte, um seine fernere Rettung zu suchen. Xaver hatte den Weg nach Linz eingeschlagen, weil er von dort auf einem der Donauschiffe leicht und schnell bis in die Nähe Wiens gelangen konnte, wo er zu Thurn's Heer, von dessen Vordringen bis dahin selbst in sein Versteck die Kunde gedrungen war, zu stoßen dachte.

Dort hinaus war der Weg freier und sicherer als nach Böhmen hinein, wo ringsher die kaiserlichen Truppen schwärmten und jeglicher Einwohner ihrer Mishandlung ausgesetzt war, die kräftigen Männer aber Zwangskriegsdienste nehmen mußten. Auch wußte Xaver gar nicht, wo er Mansfeld oder Theile seines versprengten Corps auffinden sollte.

Auch für seine fernere Rettung wollte die redliche Köhlerfamilie, die ihn innig lieb gewonnen hatte, beten.

Deshalb also schritt sie in festtäglicher Kleidung wie zum Besuch der Kirche durch den Wald dahin, dem Crucifix zu, welches an einer Stelle stand, wo sich mehrere Wege kreuzten. Der Sage nach war es von dem frommen und ritterlichen Könige Georg Podiebrad aufgerichtet, zum Andenken an ein glückliches Jagdereigniß. Einer seiner liebsten Edelknaben,

der ihn auf einer großen, in diesen Wäldern veranstalteten Jagd begleitete, wurde dort von einem Eber, den er abfangen wollte, niedergeworfen, und war, so schien es, rettungslos verloren. Da schossen im Augenblick der äußersten Gefahr zwei prächtige Doggen des Königs aus dem Dickicht, packten das Thier, und der Edelknabe, obwol hart verwundet, wurde gerettet.

In der Aufrichtung des Crucifixes, welches die Jahreszahl 1460 trug, sprach sich der fromme Dank des Königs aus.

Eine kleine Waldlichtung am Wege, deren Boden mit dem weichsten Moose bedeckt war, bezeichnete die Stelle, wo das Kreuz stand, und ließ sie schon von fern durch die helle Beleuchtung wahrnehmen. Daneben erhob sich eine alte breitästige Eiche, die ihre Zweige noch über das Kreuz hinausstreckte. Die Sonne, im Rücken der Wandernden, warf ihre vergoldenden Strahlen darauf, die mit doppeltem Glanz leuchteten, gegen das tiefe Schattendunkel der alten Fichten, zwischen welchen die Köhlerfamilie hinschritt.

„Mutter! Dort kniet Jemand!“ sagte Valentin, welcher einige Schritte voranging, und deutete mit dem Finger gegen das Kreuz. Sie gingen leise näher.

In der That kniete, mit dem Rücken zu ihnen gewendet, dort, wie es schien, ein Knabe in ländlicher Tracht etwa von Valentin's Alter. Das schwarze Haar floß ihm, unten leicht gelockt, bis über den Nacken herab; eine Wandertasche hing ihm an der Seite nieder, ein Stab lag neben ihm im Grase. Er war so tief in seine Andacht versenkt, daß er die Kommenden nicht wahrnahm.

Die Köhlersleute gingen, um den Betenden nicht durch ihr Geräusch zu stören, leise näher. Das weiche schwellende Moos unter ihren Füßen machte ihre Tritte unhörbar. So

waren sie dem Andächtigen ganz nahe gekommen. Wie gefesselt blieben alle Drei stehen bei dem Anblick der Schönheit des Knaben, dessen Angesicht ihnen jetzt halb zugewendet und von dem Schimmer des Abends röthlich angestrahlt war. Bedeutsam legte Wlasta die Finger auf ihre Lippen und blickte Valentin und Boleslav mit bittenden Augen an, den Betenden nicht zu stören. „Wer weiß“, dachte ihr frommes, weiches Gemüth, ob er nicht ebenso unglücklich und verlassen ist, als vor wenigen Tagen mein Valentin sich auf dem Schlachtfelde fühlte! Sie richtete die Blicke unverwandt auf ihn. Seine weichen, dunkelrothen Lippen bewegten sich leise im Flüstern des Gebets; er erhob die gefalteten Hände von Zeit zu Zeit etwas höher und drückte sie gegen die Brust; ein goldener Blitz der sinkenden Sonnenstrahlen verrieth eine Thräne, die ihm die Wange netzte.

Durch eine zufällige Bewegung, welche der betende Knabe machte, streifte sein Blick halb an den Herbeigekommenen hin; er schreckte zusammen, sah sich scheu um und sprang furchtsam auf. Hastig fuhr er sich mit der Hand über die Augen, verwischte die Thräne und sagte ein leises, betroffenes „Guten Abend!“

„Laßt Euch in Eurem Gebet nicht stören“, erwiderte Wlasta, zu der der Blick des etwa sechzehn- oder siebzehnjährigen Halbjünglings sich mit bittendem Vertrauen wendete; „wir selbst sind gekommen, um unsere Andacht hier zu verrichten, da der Krieg die Kirchen zerstört und niederbrennt!“

„Ja wol, der Krieg zerstört“, sagte der Knabe mit sehr weichem Laut der Stimme, und sein feuchtes Auge hob sich aufwärts gegen den blauen, reinen Himmel. „Der Krieg hat auch mich hierher geführt!“

„Du bist fremd hier?“ fragte der Köhler mit dem rauhen Tone, welchen er trotz der Gutmüthigkeit seines Herzens doch nicht zu mildern verstand.

„Ganz fremd!“

„Woher kommst du?“

„Von Tabor“, antwortete der Befragte nach einigem Zögern erröthend und leise.

„Und wohin willst du? Was willst du hier?“ fragte der Köhler weiter.

Es schien, daß die Antwort dem Knaben sehr schwer wurde, denn er athmete tief auf und seine Züge verriethen einen innern Kampf. „Ich habe einen Bruder, der in der Schlacht mitgefochten hat, — wir haben keine Nachricht, ob er lebt, — ich wollte ihn aufsuchen!“

„Stand er bei den Kaiserlichen?“ fragte der Köhler mit einem forschenden Blick.

Die Antwort blieb aus.

Wlasta errieth den Grund.

In diesen düstren Zeiten war Niemand in Böhmen sicher, ob er sich durch eine Antwort auf diese Frage einem Feinde bloßstellte oder einen Freund machte. Wlasta sagte daher: „Scheue dich nicht, uns die Wahrheit zu sagen; mag dein Bruder gefochten haben wo es sei, von uns hast du deshalb nichts zu fürchten. Können wir dir behülflich sein, ihn aufzufinden, so soll es gern geschehen.“

„O dank Euch, dank Euch, liebe gute Frau“, antwortete der Knabe und blickte Wlasta an wie man eine Mutter anschaut. „Ihr werdet mir nicht helfen können, ihn aufzufinden, denn ich muß nach Allem, was ich erfahren habe, glauben, daß er unter den Todten weilt.“

„O, es ist Mancher gerettet worden“, rief Valentin lebhaft aus.

„Ja, es ist Mancher gerettet worden“, fiel Wlasta ein; „auch dieser, mein Sohn, war in Gefahr. Wir sind hierher gekommen, um unser Dankgebet zu halten für alle Gnade des Himmels in diesen Tagen der Noth und Drangsal! Und die Sonne soll nicht untergehen, ehe wir diese Pflicht erfüllen.“

Mit diesen Worten kniete sie nieder; Boleslav zu ihrer Rechten, Valentin zu ihrer Linken. — Etwas abseit von ihnen kniete auch der Fremde zum zweiten male nieder und betete andächtig.

Das tiefste Schweigen herrschte im Walde. Die Sonne röthete nur noch die äußersten Wipfel, in denen kein Blättchen sich regte, mit mattem Purpurduft. Rosiges Gewölk webte leichte flockige Schleier über das Himmelsblau. Der Abend hauchte seine heilige Stille über die Erde; nur die unwillkürlichen Laute der Betenden unterbrachen sie mit leisem Murmeln.

Tiefster Friede war in der Natur — blutiger Krieg in der Welt! In der ewigen Kirche, die Gottes Hand selbst erbaut, Eintracht, Ruhe, Segen; in der Brust des Menschen, die die reinste Kirche sein sollte, Zwietracht, Schrecken, Haß! O daß der Segen der Natur den Fluch der Welt endlich und auf ewig heilen möchte!

„Amen!“ sagte Wlasta, die ihr Gebet geendet hatte, erhob das Haupt und streifte mit der Hand das Haar zurück, welches über ihre gebeugte Stirn ein wenig vorgewallt war.

„Heiliger Gott!“ rief der fremde Knabe neben ihr und faßte mit einem Ungestüm ihre Hand, daß die noch in das Gefühl der tiefen Andacht versenkte Frau scheu zurückschreckte. „Von wem habt Ihr diesen Ring? Ist er von einem Lebenden oder habt Ihr ihn einem Todten abgezogen?“

Ein fliegendes Roth wechselte mit Todtenblässe auf seinem Angesicht, indem er diese Worte fast gewaltsam herauswarf.

„Mein Gott! Was ist Euch“, fragte Wlasta staunend, „der Ring gehört, so hoffe ich, einem Lebenden, der ihn mir heut Morgen zum Andenken geschenkt!“

„So ist er's! Wo ist er? Ich beschwöre Euch“, rief der Knabe und faßte die Hand Wlasta's flehend mit seinen beiden Händen.

„Wäre es Euer Bruder?“ fragte diese, von ahnungsvollem Staunen ergriffen; doch unmittelbar darauf rief sie, da sie ihre Augen schärfer auf den Knaben gerichtet: „Ihr seid ein Mädchen!“

Therese war es, die zu den Füßen Wlasta's lag, ihre Knie bebend umfaßte und schluchzend rief: „Ich bin die Gattin Dessen, dessen Ring Ihr tragt, ich flehe Euch an bei dem Heiland, zu dem wir eben gebetet, sagt mir, wo er ist, führt mich zu ihm!“

„Allmächtiger Himmel, ist das möglich — Ihr seine Frau, Ihr sucht ihn auf, — und Gott hat Euch so wunderbar auf seine Spur geführt!“ rief Wlasta, indem sie Theresen zu sich emporzog. „O er, der Euch hierher geleitet, wird Euch auch weiter zu Eurem Manne führen! Welche wunderbare Ereignisse erlebt man in diesen schweren Zeiten!“

„Sagt mir nur, Ihr liebe, theure Frau, wo ist er, wo find' ich ihn?“ bat Therese, welche den Halbrausch der Ueberraschung schon mit ihrer gewohnten klaren Festigkeit überwunden hatte.

„O, wäret Ihr einen Tag früher, wäret Ihr diesen Morgen gekommen!“ entgegnete sie, „Ihr hättet ihn noch bei uns getroffen in unserer Hütte, wo er Zuflucht ge-

funden. Doch heut mit der Frühe ist er aufgebrochen, um sich auf Umwegen zu den Seinigen zu retten!"

„Heut! — Heut ist er fort — und wohin?" fragte Therese, deren glückseliger Traum so schnell vorüberflog, und der schwermüthige Ernst lagerte sich wieder bleich und lähmend auf ihren eben noch so bewegten und von dem fliegenden Schimmer der Freude rosig angehauchten Zügen.

Die Köhlerfamilie erzählte ihr jetzt, Einer den Andern leicht ergänzend, was mit Xaver geschehen war, wohin er sich gewendet.

„So ist mein Entschluß fest", sprach Therese. „Ich will ihm nach! Noch in dieser Stunde!"

„Ihr seid zu erschöpft, edle Frau", wandte ihr Wlasta ein, „Ihr seid den ganzen Tag gewandert, wollt Ihr nicht das Obdach in unserer Hütte wenigstens für diese Nacht annehmen?"

Es hatte einen eigenen, schmerzlich süßen Reiz für Therese, die Nacht in dem Raume zuzubringen, wo Xaver in diesen Tagen der Bedrängniß Schutz, Erquickung und Pflege gefunden. Sie war überdies bis zum Hinsinken entkräftet, denn seit der plötzlichen, ihr von den Ahnungen und drängenden Gefühlen ihrer Brust unabweisbar gebotenen Flucht aus Karlsstein war sie unter mühseligsten Beschwerden, und stets bedroht von den Gefahren, die die Entdeckung ihres Geschlechts mit sich gebracht hätten, Tag um Tag, selbst auch mehrmals die Nächte gewandert; heut, seit dem dämmernden Morgen. Sie hatte es nicht gescheut, unter tödtlichen Schauern das Schlachtfeld selbst zu durchsuchen, wo noch Hunderte von Leichen unbeerdigt oder kaum mit leichtem Staub bedeckt lagen, und die heißen Junitage die gifterfüllten Dünste der Verwesung ausbrüteten.

Erst mit der Abendstunde war sie in das Dunkel und

die Kühlung des Waldes geflüchtet, um hier eine verborgene Lagerstätte zu suchen, fast hoffnungslos, das Ziel, welches die unbesiegbare Macht ihrer liebenden Seele aufsuchte, zu erreichen. Da hatte der Zufall, wenn wir die wunderbaren Ueberraschungen, auf welche die Vorsehung unsere Pfade hinlenkt, so frevelhaft benennen dürfen, sie zu dem Crucifix geführt. Mit gläubiger Kraft begrüßte sie dieses Zeichen und sank in brünstigem Gebet vor dem Heilande nieder. Schon stand in dem Bilde der frommen Familie, welche die Retterin Xaver's gewesen, die Erfüllung ihres Flehens hinter ihr, als es noch auf den Flügeln heißer Andacht zum Himmel emporschwebte.

Die tief erregende Gewalt dieser Begegnung hatte für den Augenblick auch ihrer Kraft neue Schwingen geliehen; doch um so fühlbarer kehrte die Erschöpfung zurück. Wlasta ersah aus den bleichen Zügen, aus der bebenden Haltung Theresens, daß sie an der äußersten Grenze der Anstrengungen stand. Sie wiederholte daher ihr Anerbieten, daß Therese gleichfalls ihre Hütte zum Obdach nehmen möge mit liebreichem Insiedringen, das diese zitternd, mit bleich ermatteten Zügen nur durch die Bewegung des Kopfes verneinte.

„Ihr könnt nicht weiter, edle Frau", sagte Wlasta; „Ihr würdet der Anstrengung erliegen."

„Nein, nein", rief Therese, und das heldenmüthige Wollen flammte aus ihren Augen; „ich muß weiter. Gott wird mir Kräfte leihen. Wenn ich noch diese eine Nacht beharre, kann ich ihn mit der Morgensonne erreichen. Säume ich jetzt, so ist vielleicht Alles verloren! Nein, nie würde mich dieser Vorwurf verlassen! Ich müßte ihm erliegen!"

Die Erhebung der Seele, mit welcher Therese diese Worte sprach, übte ihre Gewalt selbst auf die rauhe Natur

des Köhlers; und Valentin blickte sie ganz hingerissen, mit ehrfurchtsvollem Staunen an, als ob eine Heilige vor ihm stehe.

„Frau“, fiel der Köhler ein, „du hast Recht, aber die edle Dame auch. Ich denke aber, ich finde ein Mittel. Ich habe ja im Winter unserm Nachbar Chladeck in seiner schweren Krankheit manchen Dienst geleistet. Er wird mir ein Gespann Stiere leihen! Ich gehe gleich von hier aus hinüber zu ihm. Du führst die edle Frau in unser Haus, erquickst sie mit dem Besten, was wir haben, sie rastet eine Stunde, und wenn es völlig dunkel ist, sind wir mit dem bespannten Wagen da und fahren sie die Straße südlich soweit als möglich.“

„Wie soll ich Euch danken“, sagte Therese gerührt, und reichte dem Köhler die Hand. „Nur Gott, der in meine Seele sieht, vermag es!“

„Was ist da viel zu danken!“ antwortete Boleslav derb, aber treuherzig. „Komm mit mir, Valentin, du sollst mir helfen.“

„Sie gingen den einen der sich am Crucifix kreuzenden Wege hinab, während Wlasta und Therese den entgegengesetzten einschlugen, ihn aber bald verließen und auf kaum betretenen Waldpfaden die Wohnung des Köhlers erreichten.

Mit heiliger Rührung betrachtete Therese hier jede kleine Spur, die Xaver von seinem Aufenthalt zurückgelassen hatte. Hier hatte er geweilt, ihrer in Sehnsucht gedacht. Diese Lagerstätte war die seinige gewesen! Es war als ob sein Geist sie liebevoll umschwebe. Sie setzte sich, während Wlasta ihr mit häuslicher eifriger Sorgsamkeit ein Nachtmahl bereitete, auf die Ruhestätte nieder, wo Xaver's Wunden geheilt waren. Sie legte das ermattete Haupt auf dasselbe Mooskissen, das die Freundlichkeit der Bewohner

dieser Schwelle ihm untergebreitet hatte. Die Ermattung überwältigte sie; bald umfing sie süßer, tiefer Schlaf, doch von holden Traumbildern durchwebt.

Es war nur eine Stunde der Ruhe; aber eine der vollsten Erquickung! — Der Köhler war mit dem Fuhrwerk gekommen, zwei kräftige Stiere bildeten die Bespannung. Mit freundlicher Sorge hatten er und Valentin ein weiches, hochschwellendes Mooslager auf dem Wagen bereitet. Gelabt von der milden Hausfrau, verließ Therese diese gastliche Stätte, wo unter ärmlichem Dach so reiche Herzenstreue wohnte! Innig, wie eine Tochter, hing sie in Wlasta's Umarmung! „Gott wird es dir vergelten, du Redliche! Er wird!" sprach sie aus tiefstem Vertrauen der Seele.

Sie bestieg den Wagen. Mit einem selig wehmuthvollen Gefühl drückte sie ihr müdes Haupt in das weiche Moos; sie empfand die ganze Wohlthat süßer Ruhe nach überschwerer Anstrengung.

Es war Erquickung des Körpers und der Seele. — Vater und Sohn leiteten das Fuhrwerk; in den steilen Bergwegen war doppelte männliche Hülfe räthlich; und Beide fühlten den innern Drang, Theresen Geleit und Schutz zu gewähren.

Die Stiere zogen an.

Die Nacht war mild. Die Sterne standen klar am Himmel. Therese blickte hoffend zu ihnen auf. „Leuchtet meinen dunklen Wegen, schwebt schützend über mir!" So betete ihre Seele.

Bald verschwanden die Reisenden im Dunkel des Waldes.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Ja, wenn wir Linz erreichen könnten, noch heut", sagte mürrisch ein gegen den leis vom dunklen Abendhimmel stäubenden Regen dicht in den Mantel gewickelter Reiter zu seinem vor ihm reitenden Gefährten, dessen Pferd ebenso mühsam wie das seinige den steilen abschüssigen Pfad hinabkletterte.

„Es ist nicht daran zu denken", erwiderte der Andere rauh. „Wir haben noch über fünf Stunden dahin. Und bei solchen Wegen! Der Teufel hat, glaube ich, den Wald hier wachsen lassen! Eine Wurzel über der andern, Dornsträucher, die einem Hosen und Wams zerreißen. Schlingpflanzen, daß es Noth thäte, sich den Weg mit dem Flamberg zu säubern, Farrnkraut bis an die Brust, Moos, daß die Pferde bis über die Köthe eintreten, und doch darunter ewig diese scharfen, spitzen Steine! Wenn unsere Gäule nicht alle vier Beine brechen und wir unsere beiden Hälse, so ist es Gottes und der heiligen Jungfrau Wille!"

„Der Weg wird doch nicht überall so schlecht sein", antwortete der Erste; „wir sind gewiß irre geritten! Nach Linz muß doch eine bessere Straße führen!"

„Was, Straße! Wenn wir von Budweis hierher auf dem großen Wege geblieben wären! Allein wir sind seitwärts gerathen. Das sind Nebenthäler und Nebenrücken des Gebirges, über die wir klettern!"

„Daß der Bursch von gestern Abend heut so früh vor Tage aufbrach!" fing der Erste nach einiger Zeit wieder an. „Er schien den Weg zu wissen!"

„Er wollte aber nichts mit uns zu thun haben!“

„Ich glaube, du hast Recht, Kaspar Schwarz“, entgegnete der Andere.

„Nichts du!“ fuhr ihm der Reisegefährte ins Wort. „Mit wem ich mich duzen soll, der muß einen Scheffel Salz mit mir gegessen oder eine Campagne mit mir gemacht haben; das habt Ihr Beides nicht, Pan Zaloska!“ betonte er spöttisch. „Ihr habt, glaube ich, noch kein Körnchen Pulver gerochen!“

„O doch, vielleicht mehr als Ihr denkt, Pan Reitersmann Kaspar Schwarz“, antwortete Zaloska verdrießlich, aber scheinbar scherzend.

„Gratulire!“ sagte der Reitersmann trocken. „Das ist abgemacht. Was wolltet Ihr aber noch von dem jungen Gelbschnabel, dem Milchbart sagen?“

„Muß ihn irgendwo sonst schon getroffen haben. Er sah mir bekannt aus.“

„Habt Ihr ihn denn gesehen?“ fragte Kaspar. „Ich weiß nicht wie er aussieht. Als wir ihn trafen, war es ja schon halb finster, und das Tuch, womit er sich das Kinn eingebunden hatte, bedeckte ihm das halbe Gesicht.“

„Ich habe ihn einen Augenblick in dem flackernden Feuerschein am Herde gesehen, als er sich in der Küche gerade Hände und Gesicht wusch. Da mußte ich gleich denken: den kennst du ja!“

„Man sieht viel Leute in der Welt!“ warf Kaspar hin. „Holla! Willst du auch noch stolpern!“ unterbrach er sich selbst, als sein Pferd einen Fehltritt that und fast in die Knie gestürzt wäre. Er riß den Zügel roh an und gab dem Gaul ein paar Sporen. „Ungestraft sollst du nicht bleiben!“

„Ihr thut nicht Recht daran“, sagte Zaloska. „Ein

alter Reitersmann hat mich gelehrt, man muß sein Pferd niemals strafen wegen des Stolperns. Sonst erschrickt es beim nächsten Fehltritt und stürzt oder geht davon!“

„Davongehen?“ fragte Kaspar mit spöttischem, lachendem Tone. „Man sieht, daß Ihr Euch noch nicht lange mit dem Reiten abgebt. Mein Gaul wird nicht mit mir davongehen! — Wovon sprachen wir doch? Ja so! Von dem jungen Fant. Ein Milchbart ist er, das hatte ich doch gleich weg, obwol ich nicht viel mehr als seine Nasenspitze gesehen habe. Ein weichliches Muttersöhnchen! Würde sich sonst um ein bischen Zahnschmerz nicht bis über die Ohren in Tücher einwickeln. Auch in der Herberge schlich er sich abseit, als ob's ihm zu gefährlich wäre, mit uns zusammen auf der Streu bei den Pferden zu liegen. Ich glaube, er ist irgendwo in ein Federbett gekrochen!“

„Aber doch früher aufgestanden als wir!“

„Pah! Hatte er ein Pferd abzufüttern und zu putzen? Hat er aufzäumen und satteln müssen wie wir?“

„Er muß einen guten Vorsprung gehabt haben, daß wir ihn nicht einholen!“

„Einholen! Als ob es mir darum zu thun gewesen wäre! Auf solchen Wegen, wie hier, reitet man überall langsamer als man zu Fuß geht!“

„Das Ungewitter hat uns freilich auch aufgehalten.“

„Nun, was das anlangt, so wird es ihn auch getroffen haben, und er ist zuverlässig irgendwo untergeduckt. Solche Regengüsse läßt sich Niemand gern über den Pelz kommen, vollends so ein Flaumbart! — Ich selbst war ganz zufrieden, daß wir in der Mühle blieben, und weiß doch, daß man vom Regen nicht schmilzt.“

„Der Nachregen hat uns doch durchgeweicht.“

„Den Mantel! Viel weiter ist's nicht gegangen!“

Hier brach das Gespräch ab. Beide ritten eine Zeit lang schweigend, bald neben, bald hintereinander hin, wie der Pfad es erlaubte. Es wurde immer dunkler. Bei dem wolkenbedeckten Himmel und leisen Regen, der dem schweren Gewitter gefolgt war, trat die Nacht eine Stunde früher ein, und drohte, obwol es in der Mitte des Juni war, so finster zu werden wie im Herbst.

„Holla! Wohin nun? Hier spaltet sich der Weg!“ fragte Zaloska, der zufällig eben voranritt, „rechts oder links?“

„Man sieht, daß Ihr Euer Lebtag ein Bauer und kein Reiter gewesen seid, Pan Zaloska“, antwortete Kaspar spöttisch. Ihr habt so viel Geschick, einen Weg zu finden, wie der Rabe zum Singen. Wenn wir links ritten, müßten wir ja immer tiefer ins Gebirge und von der großen Straße nach Linz abkommen; rechts von uns muß sie liegen, folglich müssen wir überall rechts halten! Laßt mich nur vorreiten.“

Er drängte seinen Rappen an Zaloska vorbei und bog in den Pfad rechts ein, obgleich dieser beinahe noch unwegsamer war als der links.

„Verflucht steil“, murmelte er; „und glatt wie auf dem Eise. Das kurze Gras ist so schlüpfrig geworden vom Regen. — Horch?“ sagte er und hielt an. „Rauscht es nicht unter uns?“

„Ja, ja! Ein Waldwasser“, stimmte Zaloska bei.

„So sind wir richtig! Der Bach muß uns den Weg zeigen. Wir reiten wohin er fließt. Hat der alte Schuft von Müller nicht gelogen, so müssen wir nun bald von dem verteufelten Waldrücken hinunter sein und im Thal gebahnten Weg treffen!“

„Die Herberge, von der er sprach, muß noch weit sein!“ entgegnete Zaloska im fragenden Tone.

alter Reitersmann hat mich gelehrt, man muß sein Pferd niemals strafen wegen des Stolperns. Sonst erschrickt es beim nächsten Fehltritt und stürzt oder geht davon!"

„Davongehen?" fragte Kaspar mit spöttischem, lachendem Tone. „Man sieht, daß Ihr Euch noch nicht lange mit dem Reiten abgebt. Mein Gaul wird nicht mit mir davongehen! — Wovon sprachen wir doch? Ja so! Von dem jungen Fant. Ein Milchbart ist er, das hatte ich doch gleich weg, obwol ich nicht viel mehr als seine Nasenspitze gesehen habe. Ein weichliches Muttersöhnchen! Würde sich sonst um ein bischen Zahnschmerz nicht bis über die Ohren in Tücher einwickeln. Auch in der Herberge schlich er sich abseit, als ob's ihm zu gefährlich wäre, mit uns zusammen auf der Streu bei den Pferden zu liegen. Ich glaube, er ist irgendwo in ein Federbett gekrochen!"

„Aber doch früher aufgestanden als wir!"

„Pah! Hatte er ein Pferd abzufüttern und zu putzen? Hat er aufzäumen und satteln müssen wie wir?"

„Er muß einen guten Vorsprung gehabt haben, daß wir ihn nicht einholen!"

„Einholen! Als ob es mir darum zu thun gewesen wäre! Auf solchen Wegen, wie hier, reitet man überall langsamer als man zu Fuß geht!"

„Das Ungewitter hat uns freilich auch aufgehalten."

„Nun, was das anlangt, so wird es ihn auch getroffen haben, und er ist zuverlässig irgendwo untergeduckt. Solche Regengüsse läßt sich Niemand gern über den Pelz kommen, vollends so ein Flaumbart! — Ich selbst war ganz zufrieden, daß wir in der Mühle blieben, und weiß doch, daß man vom Regen nicht schmilzt."

„Der Nachregen hat uns doch durchgeweicht."

„Den Mantel! Viel weiter ist's nicht gegangen!"

Hier brach das Gespräch ab. Beide ritten eine Zeit lang schweigend, bald neben, bald hintereinander hin, wie der Pfad es erlaubte. Es wurde immer dunkler. Bei dem wolkenbedeckten Himmel und leisen Regen, der dem schweren Gewitter gefolgt war, trat die Nacht eine Stunde früher ein, und drohte, obwol es in der Mitte des Juni war, so finster zu werden wie im Herbst.

„Holla! Wohin nun? Hier spaltet sich der Weg!“ fragte Zaloska, der zufällig eben voranritt, „rechts oder links?“

„Man sieht, daß Ihr Euer Lebtag ein Bauer und kein Reiter gewesen seid, Pan Zaloska“, antwortete Kaspar spöttisch. Ihr habt so viel Geschick, einen Weg zu finden, wie der Rabe zum Singen. Wenn wir links ritten, müßten wir ja immer tiefer ins Gebirge und von der großen Straße nach Linz abkommen; rechts von uns muß sie liegen, folglich müssen wir überall rechts halten! Laßt mich nur vorreiten.“

Er drängte seinen Rappen an Zaloska vorbei und bog in den Pfad rechts ein, obgleich dieser beinahe noch unwegsamer war als der links.

„Verflucht steil“, murmelte er; „und glatt wie auf dem Eise. Das kurze Gras ist so schlüpfrig geworden vom Regen. — Horch?“ sagte er und hielt an. „Rauscht es nicht unter uns?“

„Ja, ja! Ein Waldwasser“, stimmte Zaloska bei.

„So sind wir richtig! Der Bach muß uns den Weg zeigen. Wir reiten wohin er fließt. Hat der alte Schuft von Müller nicht gelogen, so müssen wir nun bald von dem verteufelten Waldrücken hinunter sein und im Thal gebahnten Weg treffen!“

„Die Herberge, von der er sprach, muß noch weit sein!“ entgegnete Zaloska im fragenden Tone.

„Reiten wir nicht um, so müssen wir in einer Stunde dort sein!“

„Ich muß sagen, es wäre mir lieb. Ich habe Hunger und bin müde! Möchte mich gern ausstrecken auf einem Bett oder frischem Stroh.“

„Ich muß sagen“, ahmte ihm Kaspar Schwarz nach, „faul ist und bleibt der Bauer! Mir ist's eins, ob auf dem Sattel oder im Bett“, setzte er mürrisch hinzu.

Der Weg wurde zu steil und finster, um ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Jeder hatte genug zu thun, sein Pferd vor dem Sturz zu bewahren. Die Reiter glaubten das Brausen des Waldbachs immer dicht zu ihren Füßen zu hören, allein die Stille der Nacht täuschte über die Entfernung. Erst nach einer halben Stunde mühseligen Kletterns, wobei sie zuletzt absitzen und die Pferde am Zügel führen mußten, erreichten sie das Ufer des wilden Gebirgswassers und damit zugleich eine etwas gebahntere Straße. Denn sie sahen hier einen fahrbaren Holzweg, wo stark bespannte Wagen fortkommen konnten, wenn auch mühsam, abwechselnd in tief ausgefahrenen, sumpfigen Gleisen, und über Felsstücke und kiesiges Geröll.

„Nun, hier, wo der Bauer sein Holz und seine Kohlen aus dem Walde fährt, denke ich, werden wir auch vorwärts kommen, ohne das Genick zu brechen. Nun können wir wieder aufsitzen“, sprach Kaspar und schwang sich in den Sattel. „Ein Glück, daß es gerade noch so weit dämmert, um die Gleise zu erkennen. Jetzt werden die Gaule den Weg schon selbst finden.“

Mit diesen Worten ritt er voran, ohne auf Zaloska zu warten, der etwas schwer mit dem Geschäft des Aufsitzens zu Stande kam. Im Thale wurde es bald völlig Nacht, und da der Himmel ganz von Regenwolken bedeckt

war, konnte ihnen auch kein einzelnes Sternblinken zur Leitung auf dem vielfach gekrümmten Wege dienen. Indeß zur Rechten der Bach, zur Linken die ansteigende Höhe, war es unmöglich, die Straße zu verfehlen.

Zeit und Weile wurde den Reitern lang im Dunkel und fortdauernden, fein stäubenden Regen.

„Ich glaube, wir reiten schon drei Stunden", fing endlich Zaloska wieder an, „sollten aber doch in einer Stunde in der Herberge sein!"

„Eure müden Gliedmaßen, die das Reiten nicht ertragen können, machen Euch die Zeit länger", antwortete Kaspar. „Es ist noch keine Stunde vergangen!"

Sie ritten wieder einige Minuten schweigend.

„Horch, was ist das?" fragte auflauschend Kaspar, der stets mit scharfem Ohr und Auge, wie er es als Kriegsmann gewohnt war, umherspähte. „Hört Ihr wol?"

Zaloska horchte auf. Es rasselte und knisterte im Walde, in einer ziemlich steil ansteigenden Schlucht, welche sich von der linken Seite her gegen den Bach hinuntersenkte. Das seltsame Geräusch kam von der Höhe herab und näherte sich. Die Pferde schnaubten und schüttelten sich, Scheu verrathend.

„Ich glaube, es bricht ein Bär durch den Forst", meinte Zaloska, der von seinem Wohnsitz im Erzgebirge her Erinnerungen an dergleichen unheimliche Erscheinungen des Waldes hatte.

„Der Bär geht allein; aber das ist nicht einer; es muß ein Rudel wilder Schweine sein", erwiderte Kaspar. „Hm! Wenn sie gerade auf uns stoßen, sind es schlechte Gäste!"

„Wollen wir nicht zurückreiten?" fragte Zaloska, der in solchen Fällen nicht der Beherzteste war.

„Ich weiß nicht, ob die Gefahr mehr hinter oder mehr vor uns steckt; wir sind hier gerade auf der Mitte der Schlucht! — Holla! Die Gesellschaft kommt näher."

Das Laub rauschte und die Zweige knisterten in einer Entfernung, die kaum hundert Schritte betragen konnte. Die Pferde wollten nicht vorwärts und fingen an scheu zu bäumen. Zaloska faßte die Mähne; ein schlechter Reiter, fürchtete er vom Sattel zu gleiten. Kaspar sah sich scharf um, ob er nicht einen sichern Platz entdecke. Er gewahrte einige Schritte aufwärts ein paar starke Bäume. Entschlossen spornte er seinen Rappen und zwang das Thier den steilen Berghang hinan. Hier nestelte er es zwischen einen verwitterten Eichenstamm und einer mächtigen Fichte gewissermaßen ein. „Diese Palissade wird wol kein Keiler durchbrechen", sagte er. Aber kaum hatte er die etwas deckende Stelle erreicht, als auch schon die wilde Schaar dicht an ihnen war. — Zaloska, der Kaspar's Seitenbewegung folgen wollte, hatte nicht die Gewalt über seinen Gaul. Und da in diesem Augenblick das bedrohliche Geräusch sich verstärkte und das tiefe Schnaufen der Thiere sich mit dem Geknister der brechenden Zweige mischte, wuchs die instinctartige Scheu des Pferdes so, daß es steil aufbäumte, seinen Reiter abwarf und dann mit kurzer Wendung zurücksprang. Zaloska stieß einen Schrei aus. Kaspar wandte den Kopf nach ihm um, aber jetzt war nicht Zeit, ihm zu helfen. Denn eben brach das erste der borstigen Thiere dicht vor ihm durch das Gestrüpp und schnaubte hart an seinem Gaul vorbei. Kaspar bedurfte aller Reiterkunst und Kraft, um sein Thier festzuhalten; es klemmte sich aber auch so fest mit ihm an den Eichenstamm, daß er sich fast die linke Hälfte zerquetschte. Ein Glück, daß das Grauen des Thieres selbst es jetzt regungslos bannte. Es zog nur scheu

den Kopf zurück und flog zitternd an allen Gliedern; die Mähne sträubte sich und es warf die Nüstern weit auf. Die borstige Heerde rasselte und schnaubte vorbei; den Rüssel tief gegen den Boden gewendet, schnupperte sie durch das Unterholz und hohe Farrnkraut hin. Die glühenden Augen blitzten wie Funken zwischen dem Laub hindurch. Hätte der vorantrabende Keiler sich seitwärts auf Kaspar zugewandt, die ganze Heerde würde ihm gefolgt sein; da er aber in gerader Linie blieb und vorwärts drang, folgte ihm die Schaar genau ebenso. Einige kamen Kaspar so nahe, daß sie mit der beharzten Seitenfläche des Leibes den Fichtenstamm scheuerten, hinter dem er hielt, und auch sogar den scharfen Zahn wetzend daran rieben; doch keins brach seitwärts aus. Etwa fünf Minuten dauerte diese unheimliche Lage; dann war auch der letzte, vereinzelte Nachzügler vorüber, und man hörte das Schnauben und dumpfe Grunzen nur noch in der Ferne. Die ganze Heerde setzte durch den Bach und wechselte den Wald nach jenseitigem Thalrande hinüber.

„He, Zaloska!" rief Kaspar jetzt nach seinem Gefährten. „Wo steckt Ihr?"

Er arbeitete sich aus dem Gestrüpp hervor. — „Ist die Gefahr vorüber?"

„Wenn nicht noch ein Rudel kommt!" antwortete Kaspar. „Aber nun suche der Teufel Euren Gaul in der Pechfinsterniß! Kerl, warum bliebt Ihr nicht zu Pferde? Ihr wart doch noch sicherer und besser daran als in dem nassen Kraut und Moos!" setzte er nicht ohne einige Schadenfreude über das Ungeschick des von ihm verächtlich behandelten Bauern, der so wenig Reiterfestigkeit zeigte, hinzu.

„Das verfluchte Thier bäumte sich ja! Es hätte sich überschlagen mit mir, wenn ich nicht abgesprungen wäre!" sagte Zaloska kleinlaut.

„Ueberschlagen! Ihm über den Kopf hättet Ihr schlagen sollen, dann würde der Gaul sich schon wieder auf die Vorderbeine gestellt haben!“ schalt Kaspar unwillig. „Ein so müdes Vieh tanzt nicht lange auf den Hinterbeinen. Aber Ihr taugt aufs Pferd wie ein Stachelschwein zum Bettpfühl! — Nun seht zu, wie Ihr zum Gaul kommt, oder hinkt mir zu Fuß nach!“

„Möchte das Vieh zu allen Teufeln laufen, wenn ich nur den Mantelsack hätte! Darin stecken ja die Depeschen vom Grafen an meinen Herrn und alle die andern Briefschaften!“

„Hört, wie Euer Herr ist, weiß ich nicht! Wenn Ihr aber dem General die Depeschen verloren hättet, er würde sie Euch auf dem Rücken abschreiben lassen, daß Ihr Euer braunes und blaues Wunder erlebtet, falls er Euch nicht gar eine Halskrause dafür zum Geschenk machte, die Euch etwas eng sitzen möchte! Ich rathe Euch, fangt Eure Mähre wieder ein, denn in solchen Dingen verstehen die vornehmen Herren keinen Spaß!“

Während Kaspar redete, hatte Zaloska gespäht und gelauscht, ob er nicht den Hufschlag des Pferdes hörte. „Verfluchtes Regenwetter!“ rief er ärgerlich, „es rauscht im Walde, daß man einen Pferdetritt nicht auf drei Schritte weit hören könnte!“

„Das Waldwasser musicirt auch mit!“ sagte Kaspar spöttisch, der sich wenig um Zaloska's Geschick kümmerte und sich eher darüber freute, als ihn bedauerte.

„Aber ich will versuchen, Euch zu Hülfe zu kommen!“ Er steckte zwei Finger in den Mund und that einen gellenden Pfiff. „Mein Gaul hört darauf, Eurer vielleicht auch!“

Es blieb still. Kaspar pfiff zum zweiten und zum dritten male. Nichts ließ sich hören.

„Das Thier ist gewiß zurückgelaufen den Weg, den wir gekommen sind. Thut mir den Gefallen, Kaspar", bat Zaloska, „und reitet ein Stück thalaufwärts. Ich warte hier."

„Das ist eine bequeme Art, sein Pferd einzufangen", erwiderte Kaspar mürrisch. „Sucht Ihr nur selbst die Mähre. Ich habe auch Lust nach der Herberge."

„O Jesus Maria, Kaspar Schwarz, laßt mich nicht im Stich", bat Zaloska dringend. „Es kann Euch ja nicht schwer werden, Pferd läuft ja zu Pferd!"

„Ein Pferd läuft zum andern, das ist richtig! Nun, ein Stück will ich Euch zu Gefallen wieder hinaufreiten. Kommt aber das Thier nicht bald, so mögt Ihr's allein einfangen!"

Er wandte seinen Rappen und ritt das Thal aufwärts; langsam, damit Zaloska's Pferd nicht scheu werde, hin und wider pfeifend. Zaloska ging ihm nach, hielt sich aber still. Doch vergeblich! Wol zehn Minuten war Kaspar geritten, hatte öfters gehalten, alle Künste der Lockungen versucht, sogar das Wiehern nachgeahmt. Das Pferd fand sich nicht! Zaloska war in Verzweiflung. Er stampfte mit dem Fuße und stieß Fluch auf Fluch heraus. Kaspar hatte im Stillen einige Schadenfreude darüber; denn er hegte einen Widerwillen gegen Zaloska, weil er ihn trotz seiner verwegenen Schlauheit und Hinterlist für einen feigen Lump hielt, der in stumpfer Unterwürfigkeit als Bauer keine Spur von echtem Kriegsmuth besaß. So sagte er endlich: „Ich reite weiter; die Herberge kann nicht mehr weit sein. Soll ich Euch rathen, so kommt mit und sucht das Thier morgen früh. Hier ist weit und breit kein Gehöft in den Bergen, und morgen werdet Ihr Eure

Mähre gewiß finden, ohne daß ihr Jemand den Mantelsack abgeschnallt hat."

Doch es lag Zaloska zu viel daran, sein Pferd wiederzuerhalten. Er wußte, daß die Depeschen, welche Boucquoi ihm für Slawata mitgegeben, von äußerster Wichtigkeit seien. Darum beschloß er, seine Versuche auch allein noch fortzusetzen, und ließ seinen Gefährten reiten.

„Ich werde Euch also Quartier und die Nachtkost bestellen", sagte Kaspar, da er ihn unschlüssig sah, wandte sein Pferd und ritt davon. — „Es kann dem breitmäuligen Burschen nicht schaden", dachte er bei sich, „wenn er noch ein Weilchen im Walde umherspaziert und versucht, ob sein Eifer in dem kühlen Regen warm bleibt! Er ist nicht auf den Kopf gefallen, — aber er ist mir zuwider! — Die grauen Glotzaugen starren ihm so unverschämt aus der Stirn, und durch die schwarzen Haarborsten möchte ich ihm immer mit der Striegel fahren. Solch ein Schuft macht nun sein Glück! Ich traue ihm nicht zu, daß er einen einzigen dreisten Hieb führt mit seinem krummen polnischen Böhmensäbel, wenn's Mann gegen Mann geht. Aber Einen von hinten her niederzustechen, und wenn's der Papst selbst wäre, dazu hat er heimtückische Frechheit im Uebermaß. Und den plumpen Bauer wird er nicht los, der ist ihm zu fest in die Knochen gewachsen. Trotzdem hält der General große Stücke auf ihn. Wer weiß auch, zu welchen Aufträgen er sich brauchen läßt! Bezahlt werden sie ihm! Die Silbergulden klimpern ihm immerfort in der Tasche! — Gut, so kann er auch für das schwere Geld einmal etwas auf den Pelz nehmen. Ich habe, Gott sei Dank, keine Verantwortung dabei! Ich wollte nur, er hätte dem General die Depeschen zu bringen; der würde ihn empfangen, wenn er darohne käme! Ich glaube, er ließe

ihm Riemen aus seinem eigenen Rückenfell schneiden und gerbte ihn dann damit, wie es die Kroaten mit den böhmischen Bauern machen, wenn sie nicht gestehen wollen, wo sie die blanken Gulden vergraben haben. Diesmal wird er mit der Angst davonkommen, denn die steife Mähre läuft meinem Gaul doch gewiß bald nach. Aber wenn sie ihren vom Sattel gefallenen Reiter die Nacht auf den Beinen erhielte, das sollte mein Gaudium sein."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Unter diesen und ähnlichen liebreichen Betrachtungen über seinen Reisegefährten war Kaspar Schwarz wol eine gute Viertelstunde geritten; das Thal fing an sich etwas zu erweitern und der Weg wurde lichter.

Nach wenigen Hundert Schritten sah er ein Licht schimmern. Er ritt darauf zu und erreichte bald ein Haus, welches die bezeichnete Herberge sein mußte. Das Licht schimmerte aus einer Eckstube im untern Geschoß, deren eines Fenster nach der Giebelwand hinausging, das andere nach der Vorderseite.

Es war Alles dunkel im übrigen Hause. Es hatte von der einen Seite weder Zaun noch Hofmauer; der Giebel ging ins freie Feld. Unmittelbar daran, aber nach der Hinterseite, schloß sich eine Hofmauer, und auf der andern Seite des Gebäudes war das Gehöft gleichfalls mit einem starken Pfahlzaun eingefriedigt. Eine Treppe, aus rohen

Feldsteinen zusammengebaut, führte auf plumpen Stufen zu der Hausthür hinan. Das Fenstergeschoß lag über Manneshöhe vom Erdboden.

Kaspar ritt unter das erhellte Fenster; zufällig hob sich dicht unter demselben der Boden so, daß er vom Sattel oben hineinschauen konnte. Es war zwar unterhalb mit einem breiten dunklen Tuch verhangen, allein von der Seite blieb eine Spalte offen, durch die man hineinblicken konnte. Höchst überrascht sah er in dem kleinen Gemach den jungen Menschen, der ihm und Zaloska diesen Morgen so früh vorausgewandert war. Er schien eben im Begriff sich zu entkleiden, indem er schon einen Aermel seines Wamses ausgezogen hatte. „He! Ihr da! Holla! Junger Bursch!“ rief Kaspar Schwarz und pochte ans Fenster. Der junge Mensch schreckte zusammen und sah sich bestürzt um, indem er aufs eiligste wieder in sein Wams fuhr.

„Der Hasenfuß!“ brummte Kaspar draußen, „er erschrickt, als ob ein Bär durchs Fenster wollte! Heda! Junger Milchbart! Erkennt Ihr mich nicht? Wir haben ja in der Nacht in derselben Herberge gelegen und ich suche jetzt für mich ein Unterkommen!“

Der Bursch trat nach einigem Zögern ans Fenster und fragte mit furchtsamer Stimme: „Was ist Euer Begehr?“

„Ich hab's Euch ja schon gesagt“, antwortete Kaspar unmuthig; „ins Haus will ich, essen und schlafen! Ich und mein Pferd. Macht mir die Thür auf, oder weckt den verschlafenen Faulpelz von Wirth, daß er mir aufriegelt. Sonst schieß ich ihm hol mich der Teufel mit der Pistole ins Strohdach, daß ihn der rothe Hahn munter kräht!“

„Ich werde sogleich den Wirth wecken“, antwortete der

junge Mensch, nahm die Lampe in die Hand und verließ die Stube.

Nach einiger Zeit klirrten die Riegel an der Hausthür und eine rauhe Stimme rief durch die ein wenig geöffnete Spalte: „Reitet ans Hofthor im Zaun, dort wird man Euch aufthun!"

Kaspar ritt den Pfahlzaun entlang, der sich dicht an das Gebäude schloß; er fand die Hofpforte bald, sie wurde ihm geöffnet und er ritt ein.

„Wer Ihr auch seid, Herr oder Knecht", redete er die in einen weiten Kittel gehüllte Gestalt an, deren Kopf in einer hohen Mütze fast verschwand. „Ihr habt für Zwei zu sorgen, für mein Pferd und mich! Wo ist der Stall? Das Abzäumen, Futtervorlegen und Tränken besorge ich selbst; schafft Hafer und Heu heran und einen Imbiß für mich. Ich hungre wie ein Wolf! Rührt Euch, Herbergsvater!"

Mit diesen Worten, die ziemlich klar kund gaben, daß der Gast kein Freund allzu großer Bescheidenheit und Höflichkeit sei, brachte Kaspar die dunkle Gestalt, die ihn empfing, in einige Thätigkeit. Bald war sein Gaul leidlich untergebracht, hatte Heu in der Raufe und Hafer in der Krippe und ließ sich auch einen Eimer frischen Wassers, den Kaspar selbst aus dem Trog vor dem laufenden Brunnen im Hofe schöpfte, wohl behagen. Nachdem er so für das Thier gesorgt hatte, ging er ins Haus, um auch für sich selbst Sorge zu tragen. — —

Während er bei einer großen zinnernen Kanne voll leidlichen Oesterreichers und einigen kernhaften Schnitten rohen Schinkens mit frisch gebackenem Brot die Strapazen der Reise vergaß, hatte es Zaloska schlimmer. Er war in der dunklen regnigten Nacht wol eine Stunde im Walde hin

und her geirrt, hatte unzählige male gerufen: „Hans, Hans! Wo bist du?“ hatte versucht auf Daumen und Zeigefinger zu pfeifen wie Kaspar Schwarz, hatte sogar dessen Wiehern nachgeahmt, so gut es gehen wollte, allein der tückische Gaul ließ sich nicht blicken. Endlich gab er die Hoffnung auf; er fing an einzusehen, daß Kaspar's Rath, den Tag abzuwarten und dann den Versuch zu erneuern, der beste sei, der sich unter diesen Umständen geben ließ. Durchnäßt, hungrig, fröstelnd, bei fortdauerndem Regen und eisigem Gebirgswinde, meinte er zugleich, daß die Herberge doch der beste Platz sei, den Anbruch des Morgens abzuwarten. Genug, er gab das Suchen nach dem Pferde auf und suchte den Weg nach der Herberge. Diesen fand er richtig. Allein es war Mitternacht vorüber, bevor er dort eintraf. Wie Kaspar sah er die beiden Eckfenster von weitem matt leuchtend durch die Nacht schimmern. Das war ihm ein willkommener Leitstern. Durch eine Art Instinct der Vorsicht und Schlauheit, vielleicht auch der Furcht, dachte er indeß darauf, erst in das Fenster hineinzuschauen, bevor er anpochte. Der Boden erhob sich gerade unter demselben, wie Kaspar schon erfahren hatte; es war eine alte Kiesaufschüttung von einem Bau her. Die Brüstung war doch noch zu hoch. Zaloska sah sich nach einem Mittel hinaufzuklimmen um. Ein alter Baumstumpf fiel ihm ins Auge; er trug ihn leise bis an die Mauer, stellte ihn fest und stieg hinauf. Es war ein kleines Kämmerchen, in das er, neben dem Vorhang, der das Fenster schlecht verdeckte, blickte. Doch konnte er es ganz übersehen. Anfangs schien es ihm, als sei Niemand darinnen; nur eine Nachtlampe brannte auf dem Tisch. Doch nach einigen Augenblicken entdeckte er, daß Jemand auf einer Streu, die in der Ecke auf dem Boden bereitet war, liege. Der Schatten, der

darauf fiel, hinderte ihn den Schlafenden deutlich zu erkennen. Ueber einem Schemel lagen Kleider; obenauf ein Frauenzimmertuch. „Also ein Mädchen schläft hier", dachte Zaloska. „Ganz allein in dem Kämmerchen! Der Teufel! Da lohnte sich wol das Einsteigen! Aber wie? Die Fenster sind von innen verriegelt; eine der kleinen Scheiben wäre leicht eingedrückt, aber es könnte Lärmen geben!"

Die thierische Lüsternheit des widrigen Menschen kämpfte mit seiner Besorgniß vor den möglichen Folgen. Er dachte zwar: Eine Nacht, wo man ein altes Pferd verlöre und ein junges Mädchen fände, wäre doch keine so ganz unglückliche; allein er bedachte auch ferner, daß er sich leicht in einen bösen Handel verwickeln könne, und wenn nicht den Kopf einbüßen, mindestens solche Schläge erwischen könne bei dem Abenteuer, daß er so leicht kein zweites der Art unternehmen dürfe. Zudem war es doch nur noch eine Vermuthung, daß hier ein Mädchen einsam schlafe, und unsicher, ob jung und hübsch oder eine alte runzliche Hexe. Allein gerade der Spielraum, den seine Phantasie behielt, erhitzte dieselbe.

Sehen möchte ich sie wenigstens, dachte er, und jedenfalls thue ich am besten, hier zu pochen, um Einlaß ins Haus zu finden.

Er pochte daher an die Scheibe, anfangs leise; es wurde nicht gehört. Dann etwas stärker; ebenso vergeblich. Endlich schlug er stark mit der Faust an das Fensterholz, daß die Scheiben klirrten. Jetzt fuhr die Gestalt vom Lager auf. Schlaftrunken und halb verstört sprang sie rasch empor und sah sich scheu um. Hinter den kleinen trüben Fensterscheiben bei dem matten Lampenschimmer war Zaloskas' Gestalt nicht sogleich zu entdecken. Doch desto klarer sah

dieser, was in dem Gemach vorging. Er hatte sich nicht getäuscht, es war ein Mädchen, das vom Lager aufsprang. Er wiederholte daher sein Pochen nicht, sondern betrachtete sie mit lüsternen Blicken, sich an ihrem Schreck und an ihrer Unschlüssigkeit weidend. Sie schien unsicher, woher das Geräusch gekommen sei, das sie aus dem Schlaf geweckt hatte, ob von der Thür oder vom Fenster. Denn sie blickte bebend bald hier, bald dorthin. Endlich ergriff sie die Lampe, ging nach der Thür und fragte lauschend hinaus: „Ist Jemand da?"

Zaloska horchte auf. Die helle Stimme kam ihm bekannt vor; der klare jungfräuliche Laut derselben steigerte seine Lust an dem Abenteuer dieses nächtlichen Ueberraschens. Wohlüberlegt schwieg er daher und hielt sich still auf seinem Späherposten, wo ihm jetzt das Mädchen den Rücken zuwandte. Er harrte auf den Augenblick, wo sie sich umwenden werde. Da sie keine Antwort auf ihre wiederholte Frage erhielt, that sie es alsbald und ging auf das Fenster zu. Jetzt beleuchtete die Lampe ihr das Angesicht ganz hell. Zaloska wäre vor Staunen fast von seinem Baumstumpf herabgestürzt, oder hätte sich durch einen lauten Schrei verrathen, als er in gleichem Augenblick in der Umgewendeten den jungen Burschen vom gestrigen Abend und Therese Wolodna erkannte. Das jetzt weiblich geordnete Haar und die weibliche Kleidung um Nacken und Schultern bewirkte, daß er hier Diejenige auf der Stelle erkannte, die ihm am Abende zuvor in der vollständigen Männerkleidung nur eine dunkle Erinnerung erweckt hatte. Wie in des schlauen, hinterlistigen Menschen Seele alle Kräfte und Fähigkeiten nach dieser Richtung zu einer seltenen Höhe ausgebildet waren, so standen sie ihm auch jetzt auf der Stelle zu Gebot. Er übersah mit einem Blick, welchen

Glücksschlag er hier für seine nichtswürdigen Zwecke machen könne, wie aber Alles verloren gehen würde, wenn er sich zu früh verrathe, oder sonst unvorsichtig verfahre. Behend sprang er daher von dem Baumstumpf hinab, leise, auf den Zehen, und duckte sich dicht an der Mauer ins Dunkel nieder. Therese, die mit der Lampe an das Fenster getreten war, leuchtete gegen dasselbe. Als sie Niemand bemerkte, dachte sie ein starker Windstoß habe sie geweckt, ordnete die Tücher, mit denen sie selbst die Scheiben verhangen hatte, setzte die Lampe wieder so auf den Tisch wie zuvor, daß ihr Lager im tiefen Schatten blieb, und legte sich wieder nieder. Doch ihre aufgeregte Phantasie ließ sie nicht Ruhe gewinnen. Seit zwei Tagen war sie auf der beschwerlichen und öfters gefährlichen Wanderung gewesen, ohne ihre Hoffnung, Xaver aufzufinden, erfüllt zu sehen. Boleslav und Valentin hatten sie die ganze Nacht hindurch auf der Straße gefahren, welche sie als den Weg, den Xaver nehmen wollte, kannten. Mit dem anbrechenden Tage hatte Therese, durch die Nachtruhe auf dem Wagen völlig gestärkt, nach herzlichem Abschiede von ihren beschützenden Freunden, ihre Wanderung allein fortgesetzt. Ueberall, in den Dörfern und einzelnen Gehöften, an denen der Weg sie vorüberführte, forschte sie nach Xaver. Und nicht immer vergeblich! Zuweilen fand sie andeutende, zweifelhafte, zuweilen jedoch auch fast untrügliche Spuren. So war ihre Hoffnung immer lebendig geblieben, bis zum späten Abend ihres ersten Wandertages. Da holten die zwei Reiter, Kaspar Schwarz und Zaloska, sie ein und erkundigten sich bei ihr des Weges. Im Dunkel erkannte sie ihren gefährlichen Feind nicht, da nur **Kaspar** sie angeredet hatte, dem sie die verlangte Auskunft über den Weg gab, die sie selbst sich durch sorgfältiges Fragen gewonnen.

Daher entstand diesen die Vermuthung, sie wisse genau in der Gegend Bescheid. In der Nachtherberge, die ihre Müdigkeit sie gleichfalls zu benutzen zwang, hielt sie sich, in der Furcht ihr Geschlecht zu verrathen, gleich so zurück, daß sie auch hier mit den beiden Männern gar nicht weiter zusammentraf. Ohne daß sie es ahnte, hatte Zaloska sie im Vorübergehen an der Küche bemerkt, wo sie sich von der Magd ein Wassergefäß hatte geben lassen, um sich vom Staub der Wanderung zu reinigen. In einer seitab vom Wohnhause stehenden Scheune hatte sie glücklich einen Raum zum Nachtlager für sich aufgefunden, wo sie sich, ganz entfernt von den übrigen Hausbewohnern, in der Stille zur Ruhe legte und andern Morgens mit dem Frühesten, während die Reiter noch auf der Streu bei den Pferden lagen, aufbrach. Es hatte sie also nur die allgemeine Besorgniß, in ihrem Geschlecht von den Männern erkannt zu werden, von diesen entfernt gehalten. Was ihr jetzt für eine besondere Gefahr von ihnen drohte, wußte sie nicht. Doch Kaspar's spätes Erscheinen und die zweite unerklärte Aufstörung, die sie jetzt eben erfahren, hatten sie, im Zusammenhange mit ihrer ganzen Lage, in solche Unruhe versetzt, daß der Schlaf sie fliehen mußte. Sie überlegte, ob sie bei nächtlicher Weile das Haus zu verlassen suchen solle. Daß dies nicht schwer sei, davon hatte sie schon am Abend, bevor sie sich niederlegte, die Ueberzeugung gewonnen, da sie die Fensterhöhe untersuchte. Allein Flucht konnte bemerkt und gehindert werden; dann war bei dem gegen sie entstandenen Verdacht die Entdeckung ihres Geschlechts unvermeidlich. Selbst wenn ihr Flüchten später entdeckt würde, drohte ihr die Gefahr der Verfolgung.

In diesen Betrachtungen, die sie mit prüfender Klarheit anstellte und sorgfältig gegeneinander abwog, floh sie na-

türlich der Schlaf und sie lag wachend und lauschend auf ihrer Ruhestätte, unschlüssig, ob sie bleiben oder flüchten solle.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Zaloska hatte einige Minuten in sich gekauert unter dem Fenster gelegen, ohne sich zu regen. Als er sich überzeugte, daß er unentdeckt geblieben war, erhob er sich leise und erwog, was nun zu thun sei. Er war seiner Sache gewiß, daß Therese Wolodna (denn davon, daß sie jetzt die Gattin Nechodom's war, wußte er nichts) wenige Schritte von ihm weile. Bekam er sie in seine Gewalt, so konnte er vielleicht seinem wilden fanatischen Eifer und seinen noch wildern Gelüsten zugleich genügen. Auch durfte er sicher sein, daß Slawata ihm nicht nur den Verlust der Briefe vergeben, sondern ihn reich belohnen werde. Doch er war vorsichtig genug, um auch die Schwierigkeiten zu erwägen. Allein konnte er die That nicht ausführen; Kaspar's Hülfe war sehr zweifelhaft. Wenigstens hätte dieser den besten Lohn für sich selbst in Anspruch genommen. Zuvörderst mußte er sich Gewißheit darüber verschaffen, ob Kaspar überhaupt im Hause sei. Um keine Spur seines begonnenen Unternehmens blicken zu lassen, trug er den Baumstumpf wieder an seine Stelle; dann ging er die plumpe Steintreppe hinauf, um an die Hausthür zu pochen. Sowie die ersten Schläge seiner Faust ertönten, wurden zwar nicht die Menschen, aber doch die Hunde in dem Ge-

höft wach. Durch diese jedoch auch jene, zumal da Zaloska nach einigem Hämmern auch den Griff seines Säbels nahm und lärmend damit gegen die Thür schlug. Endlich ließen sich Schritte vernehmen und er wurde eingelassen.

Durch einige Fragen war er sogleich darüber belehrt, daß sein Reisegefährte bereits seit länger als zwei Stunden hier sei und in der Gaststube, wo er die Abendkost verzehrt hatte, auf der Streu liege. Dorthin wurde auch Zaloska geführt; der Wirth stellte die Lampe auf den Tisch und brachte mürrisch, weil er so oft aus der Ruhe gestört war, Wein und Brot herbei, welches der späte Gast, der einen gewaltigen Hunger verspürte, durchaus noch verlangte.

Kaspar Schwarz lag auf der Streu und schnarchte tief. Wie bei allen derben Naturen, war sein Schlaf so gesund und fest, daß ihn so leicht kein Geräusch daraus weckte. Dies war jedoch nur der Fall, wenn er sich auf nichts gefaßt zu halten brauchte. Sobald er als Soldat und Kriegsmann irgendwo lagerte, wo es in der Nacht etwas zu thun geben konnte, schlief er so leise wie ein Reh. Er hörte dann das leiseste Geräusch und war durch seine Willenskraft auf der Stelle munter. Jetzt aber nahm er auch eine derbe Ruhestörung nicht wahr, weil er nicht darauf achtete; er hörte, daß etwas vorging, allein in dem Gefühl, daß es ihn nichts angehe, unterbrach er seinen Schlaf nicht, sondern schnarchte weiter.

Als sich der Wirth entfernt und Zaloska sich erquickt hatte und Alles still im Hause war, weckte er den Schläfer auf dem Stroh. Als dieser seinen Namen leise rufen hörte, war er auf der Stelle wach und munter, sprang auf, wie von Springfedern emporgeschnellt, und fragte mit entschlossenem Tone: „Holla, was gibt's!" Zugleich riß er die Augen weit auf und erkannte seinen Reisecumpan. „Ihr

seid's, Zaloska?“ rief er, „habt Ihr Euren Gaul eingefangen?“

Er war sogleich im völligen Zusammenhange aller Ereignisse; seine vielgeübte Soldatenpflicht machte, daß er die bewußtlose Schlaftrunkenheit auf der Stelle verscheuchte und mit aller Besonnenheit beherrschte.

Zaloska erzählte ihm jetzt mit schlauer, geheimnißvoller Miene, was er entdeckt habe und was sich daran knüpfe.

„Also der hübsche Bursch ein Frauenzimmer?“ sagte er mit einem Lächeln, dessen Natur leicht zu erkennen war. „Nun der Spaß ist nicht übel! Das ist das einzige Vernünftige, was ich auf dieser Reise von Euch gesehen habe, Zaloska. Ja, gegen solche Gegner seid Ihr zu brauchen, da glaube ich ist Verlaß auf Eure Tapferkeit!“

„Ich denke, ich bin der Mann auszuführen, was ich aussinne“, antwortete Zaloska mit einiger Empfindlichkeit und einigem Trotz zugleich. „Aber wir müssen die Sache fein anfassen. In unserer Gewalt muß das Mädchen von hier fortgeschafft werden; doch hier darf nichts weiter geschehen, als daß wir sie gefangen nehmen!“

„Und morgen, wenn wir nach Linz kämen, zöget Ihr allein mit ihr davon! Ha, ha, ha!“ lachte Kaspar. „Schön ausgedacht, Bauer! Hätte ich's doch nicht für möglich gehalten, daß Einer, der drei Tage mit Kaspar Schwarz auf derselben Landstraße geritten ist, so dumm sein könnte, ihn für so dumm zu halten! — Nichts da, Böhmak! So läßt sich ein alter Soldat nicht überrumpeln! Mit solcher Kriegslist kommt Ihr nicht in meine Flanke! Ich will Euch die Sache anders vorschlagen. Hier haben wir das Wildpret! Dreißig Schritt von hier! Hier werfen wir ihm das Netz über den Kopf und hier speisen wir da-

von, was uns zusteht. Sonst lasse ich mich auf nichts ein! Versteht Ihr, Pan Zaloska, auf nichts!“

Zolaska biß sich mit den fletschenden Zähnen auf die Lippen. „Hier im Hause“, begann er nach einigen Augenblicken, „das ist unmöglich. Es gäbe einen Lärmen .....“

„Glaubt Ihr, daß es keinen geben wird, wenn wir sie etwa binden und fortschleppen? Den Lärmen im Hause nehme ich auf mich! Der Wirth soll froh sein, in jetzigen Zeiten, wenn ihm ein Reitersmann, der seine Pistolen und sein Schwert hat, die Zeche und Herberge zahlt. Um Anderes braucht er sich nicht zu bekümmern. Nimmt er verkappte Dirnen auf, so .....“

„Horch!“ unterbrach ihn Zaloska und lauschte scharf auf, „war nicht Geräusch auf dem Gange?“

„Ich habe nichts gehört und es ist mir auch einerlei“, sagte Kaspar, welcher glaubte, Zaloska wolle nur von dem Gespräch, das ihm unbequem geworden war, abspringen. „Ich will Euch einen Vorschlag machen“, fuhr er fort, „woran Ihr sehen sollt, daß Ihr es mit einem ehrlichen Kerl zu thun habt. Wir wollen verfahren, wie es Kriegsrecht und Kriegssitte ist in solchen Fällen. Ich will nichts voraus haben; wir wollen losen. Da! Hier ist ein böhmischer Groschen vom Kaiser Rudolf. Ich werfe ihn in die Höhe! Wollt Ihr Kaisers Bild oder Kaisers Schrift? Wer räth gewinnt. Weil Ihr die Beute aufgespürt habt, sollt Ihr das Vorrecht der Wahl haben. Nun? Was wollt Ihr? Während das Geldstück fliegt, müßt Ihr's aussprechen! Sonst gilt es nicht.“ Er warf die Münze über dem Tisch in die Höhe.

„Kaisers Bild!“ entschied sich Zaloska rasch, voll innern Ingrimms, da er einsah, daß er sich mit Kaspar

verrechnet hatte und nichts Anderes anzufangen war, als ihm nachzugeben.

„Schrift!“ lachte dieser hell auf, als die Münze gefallen war und mit der Schrift oben auf dem Tisch lag. „Ich habe gewonnen; ein Reitersmann muß auch Glück haben gegen einen Bauersmann!“

Er gab ihm den Bauer so oft zu hören, als irgend möglich; Zaloska's Erbitterung stieg dadurch, allein er bekämpfte sie, um wenigstens in der Hauptsache seinen Plan zu erreichen und Theresen in seine Gewalt zu bekommen.

„Jetzt laßt uns aber keine Zeit verlieren“, drängte Kaspar Schwarz, „denn der Morgen ist bald heran. Und damit Ihr seht, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, so will ich Euch auch für den andern Lohn Credit geben, wenn Ihr ein Draufgeld zahlt. Ich weiß, Ihr habt den Säckel voller Silbergulden und seid so klug gewesen, sie nicht in den Mantelsack zu verpacken. Zwanzig Gulden zahlt Ihr mir als Angeld.“

Zaloska bebte vor Ingrimm. „Nun, schnallt nur ab Eure Geldkatze unterm Wams und rückt heraus mit den heiligen Aposteln! Ich weiß wo sie vergraben liegen! Sie müssen doch einmal auslaufen in die Welt!“

Zaloska zögerte. Kaspar sah ihn, den Mund zum boshaften Lachen verzogen, scharf an.

„Und was thut Ihr mir nun für alle den Lohn?“ fragte der Ueberlistete, der doch nicht alle Waffen seiner Schlauheit strecken wollte. „Soll ich den Lohn voraus zahlen, so muß ich doch wenigstens wissen, was Ihr dagegen gebt!“

„Das ist billig!“ antwortete Kaspar, indem er das Kinn leichthin zustimmend hinwarf; „ein Reitersmann ersieht seinen Vortheil, aber er prellt nicht wie ....“ er

wollte sagen „Bauern und anderes Lumpenvolk“, doch er dachte es nur.

„Nun! Ich helfe Euch das Mädchen nach Linz schaffen, ganz in Eure Gewalt, und sollte es auf meinem Sattelknopf sein. Darauf mein Reiterwort und Handschlag!“ Er reichte ihm die Hand hin; Zaloska schlug ein, da er keinen bessern Ausweg sah, um doch zu etwas zu kommen. „Es wäre nicht die Erste“, fügte Kaspar lachend hinzu, „die ich so fortgeschafft hätte. Aber nun ans Werk.“

„Zu der Eckstube wollen wir den Weg schon finden. Habe mich zuvor danach umgesehen, als mich der alte Bär von Herbergsvater hier hineinführte. Hier hinaus auf die Hausflur und dann jenseits, den Gang hinunter, die letzte Thür. Wir pochen leise an, als ob wir etwas zu fragen hätten. Oeffnet sie, so sind wir mit einem Satz hinein; schreit sie, so macht der Dolch“ — er schlug an den seinigen — „sie stumm vor Schreck. Ich kenne das! Und, sie halten auch recht gern den Mund!“

„Wenn sie aber nicht öffnet?“

„Ha, ha, ha! Um das Thor zu sprengen, werden wir keine Petarde brauchen! Mein Fuß ist Sturmbalken genug!“

„Sie wird sich aber zur Wehr setzen!“

„Was! Ihr fürchtet Euch, wo wir Zwei sind gegen ein Weibsbild?“ Bei dieser Frage hatte Kaspar einen Ausdruck verächtlichen Spottes in den Zügen, der selbst Zaloska's geschmeidige Geduld fast erschöpfte.

„So tapfer“, antwortete er ergrimmt, „bin ich auch, um zu wissen, daß zwei Männer ein Mädchen bezwingen können! Aber das ganze Haus wird wach werden, Wirth und Gesinde!“

„Und wenn wir sie nur binden und nach Linz schaffen

sollen“, sagte Kaspar, „wird das so still abgehen, wie Ihr einen Rosenkranz betet? Aber seid nicht bang! So übermäßig wehren sich die Frauenzimmer bei solcher Gelegenheit nicht. Merkt sie erst, daß wir sie nach Linz fortführen, wird sie sich anders sträuben!“

„Und wenn der Wirth ihr zu Hülfe kommt?“

„Wenn der sich rühren will, drohen wir ihm das Haus über dem Kopf anzuzünden! Er ist übrigens allein mit seinem Knecht. Da soll er vor uns Zweien schon Respect haben. Und was ist's am Ende? Er ist ein guter Katholik und wird uns helfen eine Ketzerin, die zu den Rebellen gehört, dahin abzuliefern, wo sie ihren Lohn finden soll!“

Zaloska sah, daß mit Kaspar nicht viel Bedenklichkeiten aufzustellen waren. Er fügte sich, nahm die Lampe und sie schlichen hinaus, der Thür ihres unglücklichen Opfers zu.

„Ich gebe mich für den Wirth aus“, murmelte im Gehen Kaspar leise zu Zaloska; „ich werde sie auffordern zu öffnen, weil noch Reisende in der Nacht angekommen seien, die ich unterbringen müßte. Als einzelner Bursch, wie sie eingekehrt ist, kann sie's nicht weigern die Thür zu öffnen. Sie wird sich in die Kleider werfen und es thun; dann sind wir unvermuthet drinnen und hier meine Dolchspitze näht ihr sogleich den Mund zu.“

Sie standen vor der Thür.

Therese, welche kein Auge mehr geschlossen hatte, hörte schon von weitem das leise Heranschleichen und Murmeln Beider. Die Vermuthung, daß sie hier durch irgend etwas bedroht werde, machte sich mit lebendiger Kraft bei ihr geltend. Halb gekleidet, wie sie war, sprang sie leise auf, griff beim Schimmer der Nachtlampe schnell nach ihrem Oberkleide und legte es behutsam an, während sie fort=

dauernd auf das unheimliche Geräusch lauschte. Sie hörte, daß die leisen aber schweren Tritte an ihrer Thür anhielten; ihr aufmerksames Ohr hatte mit Sicherheit unterschieden, daß mehr als Einer sich nähere. Sie stand athemlos, das Ohr gegen die Thür geneigt. Einige Augenblicke blieb Alles todesstill; die Frevler lauschten offenbar draußen auch ihrerseits. Es pochte. Therese schwieg, als ob sie schlafe. Ihr umherspähendes Auge fiel auf einen Dolch, ein Erbstück ihrer Familie, den sie bei sich trug und der neben ihrem Lager auf dem Schemel lag. Behutsam, daß er ja nicht klirren möge, langte sie danach, gürtete ihn um und hielt die Hand am Griff.

Es pochte stärker. Sie schwieg.

Jetzt ließ sich ein leiser, murmelnder Ton draußen vernehmen, dem ein ebenso leises „St!" folgte. Gleich darauf erscholl ein so starker Schlag an die Thür, daß der Schläfer hätte aufwachen müssen, und zugleich der Ruf: „Holla! Holla! Junger Bursch! Macht auf!"

Sie durfte nicht mehr schweigen, ohne dem Verdacht Raum zu geben, daß sie nicht antworten wolle. Wie aus dem Schlaf auffahrend rief sie daher: „Wer ist da?" und machte einiges Geräusch als ob sie aufstehe.

„Ich bin's, der Wirth", antwortete Kaspar's tiefe Stimme. „Macht auf! Es sind eben noch Reisende angekommen. Ich weiß sie nicht anders unterzubringen, als daß Ihr noch Jemand in die Kammer aufnehmt!"

Jetzt durchschaute Therese, daß es auf ein Verbrechen gegen sie abgesehen sei. Es war nicht des Wirths Stimme, und die Lüge, daß Reisende angekommen seien, war ihr klar, da sie seit einer Stunde wach gelegen und Alles, was vorging, vernommen hatte.

Dieses Lügengewebe war ihr der Beweis verbrecherischer

Absichten; welcher Art, konnte sie freilich nicht errathen. Sie konnte aber noch überlegen, wie sie sich dagegen vertheidigen könne.

Ihr erster Gedanke war Flucht; sie warf einen hastigen Blick auf das Fenster. Doch sie war nur halb bekleidet, hatte ihre Wanderschuhe, weil die Füße sie schmerzten, abgelegt; bevor sie, die Bedenklichkeit des hohen Sprunges abgerechnet, hinauskommen konnte, würden die nächtlichen Besucher ihre Absicht bemerkt haben, eingedrungen sein oder sie von der Hausthür aus verfolgt haben. Sie wollte daher zuerst versuchen, Zeit zu gewinnen. Mit Blitzesschnelle jagten sich diese überlegenden Gedanken in dem Zeitraum weniger Secunden durch ihre Seele.

„Nun, hört Ihr nicht? Oeffnet geschwind! Die Leute sind müde!“ sprach Kaspar ungeduldig; zugleich drückte er die Klinke der Thür nieder mit dem Versuch, sie zu öffnen.

„Wartet nur einen Augenblick, bis ich mich angekleidet habe“, entgegnete Therese in Angst.

„Was, ankleiden!“ rief Kaspar zurück. „Wozu braucht Ihr Euch anzukleiden, wenn ich Euch noch ein paar Schlafkameraden zuführe! Ihr könnt ruhig weiter schlafen. Oeffnet nur, aber macht mich nicht ungeduldig!“

Er rüttelte heftig an der Thür. Therese sah ein, daß sie einigen starken Stößen nachgeben würde. Schnelle Flucht schien ihr daher die einzige Rettung.

„Einen einzigen Augenblick wartet nur“, antwortete sie, und griff nach ihren Schuhen, die sie so schnell als möglich anzuziehen versuchte, „ich werde den Schlüssel suchen.“

„Was, Schlüssel, es ist ja nur ein Riegel vorgeschoben“, rief Kaspar, der durch das Schlüsselloch spähte und ihre Bewegungen wahrnahm. „Sie merkt Unrath“, raunte er

Zaloska ins Ohr, „ich glaube, sie will zum Fenster hinaus. So haben wir keine Zeit zu verlieren." — Er setzte die Lampe auf den Boden, winkte Zaloska zu, nahm die Haltung Eines, der gewaltsam gegen die Thür rennen will, an, und flüsterte: „Mit mir zugleich!"

Der gewaltsame Stoß Beider donnerte gleichzeitig gegen die Thür und krachend sprang sie auf; der Bügel, in den der Riegel eingriff, war sofort aus dem morschen Holzwerk gebrochen.

Therese sprang entsetzt einige Schritte zurück. Fast unwillkürlich riß sie den Dolch heraus, und indem beide Männer, Kaspar voran, eindrangen, rief sie ihnen mit erhobener Hand und entschlossener Stimme entgegen: „Zurück! Des Todes ist, wer mir naht!"

Zaloska stutzte und wich, da Therese eine drohende Bewegung gegen ihn machte, zurück. Kaspar aber rief hohnlachend: „Solche Stecknadeln führst du bei dir, Dirne? Davor erschrecken wir nicht!" und schritt auf sie zu. Therese sah, daß ihr Geschlecht erkannt sei. Jetzt schauerte sie entsetzt zusammen.

In diesem Augenblick wurde sie der Züge Zaloska's ansichtig, der seitwärts gesprungen war und dabei in den hellen Schein der Lampe kam. Wie ein tief gähnender Abgrund that sich plötzlich ihr entsetzenvolles Geschick vor ihr auf; sie stieß einen Schrei aus und wankte. Kaspar, der keinen Kriegsvortheil unbenutzt ließ, nahm diesen günstigen Augenblick wahr, sprang hinzu, umschlang sie mit dem rechten Arme und faßte zugleich mit einem raschen kraftvollen Griff seiner Linken ihr rechtes Handgelenk, um ihre Waffe unschädlich zu machen. „Nehmt den Dolch", rief er Zaloska zu, indem er sie so fest an sich preßte, daß ihr fast der Athem verging. Zaloska stand unschlüssig

oder hatte nicht rechte Lust, seinem gehaßten Verbündeten so rasch zum Triumph zu helfen.

„Feiger Hund!" schrie dieser, während sich Therese gewaltsam hin- und herwand, „reiß ihr den Dolch aus der Hand oder ich muß ihr das Gelenk verrenken!" Dabei umklammerte er sie mit eisernem Griff und schüttelte sie am Handgelenk hin und her, in der Hoffnung, daß sie vor Schmerz die Waffe fallen lassen solle.

Therese leistete dem überlegenen Angreifer Widerstand mit der Kraft der Verzweiflung. Da er ihre Rechte mit dem Dolch unschädlich gemacht hatte, faßte sie mit der Linken sein struppiges Haar und zerrte ihm den Kopf zurück. Kaspar biß die Zähne zusammen vor Schmerz; aber er ließ seine Beute nicht los; seine Wuth auf Zaloska stieg aufs höchste. „Todt oder lebendig!" schrie er Theresen zu. „Du willst es nicht anders haben", und suchte sie zu Boden zu schleudern. „Aber dir will ich's gedenken", drohte er zu Zaloska zurückgewandt. Jetzt wurde diesem bange vor der Rache, die Kaspar an ihm nehmen könne. Er entschloß sich daher endlich, diesem zu Hülfe zu kommen. Mit einem listigen Sprunge, wie eine wilde Katze, war er plötzlich hinter Theresen, faßte ihre rechte Hand und entriß ihr glücklich den Dolch. Als sie dies fühlte, that sie einen Angstschrei der Verzweiflung. „Hülfe, Rettung!" rief sie mit herzdurchbrechender Stimme.

„Sei nicht verrückt, Mädchen", brüllte Kaspar sie dumpf an, „ergib dich gutwillig, du siehst, es kann dir Alles nichts helfen!"

Während der letzten Worte, die halb wie eine Ueberredung klingen sollten, hatte er die Wuth seines mörderischen Anpackens etwas gemäßigt. Therese dagegen, sowie sie sich etwas freier fühlte, verdoppelte ihre Kraftanstrengung

und riß sich glücklich einen Augenblick von ihm los. Aber nur, um von Zaloska sogleich von hinten her gepackt zu werden. Dieser suchte sie zu Boden zu reißen; im Ringen hatte sich Therese jedoch gewendet und war mit dem Angesicht gegen das Fenster gekommen. Sie faßte krampfhaft nach dem Riegel desselben und hielt sich an diesem fest; allein der Fensterflügel riß auf und sie stürzte mit Zaloska zugleich auf den Boden nieder. Schon halb bewußtlos, nur wie aus dumpfem Instinct, schrie sie gegen das offene Fenster hin: „Hülfe! Hülfe!" Und als ob Gott selbst in der höchsten Noth ihr Rettung sende, fiel plötzlich ein Schuß durchs Fenster. Kaspar stürzte mit dem Schrei: „Hölle und Teufel!" getroffen zu Boden und riß den Tisch mit der Lampe nieder. Plötzlich tiefe Finsterniß, Rauch und Qualm im Gemach. Zaloska, von feigem Schrecken ergriffen, raffte sich auf und stürzte hinaus. Therese blieb bewußtlos am Boden liegen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Das ganze Haus war erwacht. Der Wirth, sein Knecht, die Frauen und Kinder, Alles stürzte nach dem Schuß aus den Schlafkammern, um irgend wohin zu flüchten, denn Alle vermutheten einen feindlichen Ueberfall durch eine streifende Horde, wie dies in den unruhigen Zeiten bei einem einsam' liegenden Hause nichts Unwahrscheinliches war.

Zaloska war im heftigen Schrecken, den sein böses Bewußtsein erhöhte, aus der Kammer gestürzt und hatte die Thür weit offen gelassen. Um Kaspar hatte er sich weiter nicht gekümmert; er lief davon und suchte einen Versteck auf, in der Ueberzeugung, daß es ihm jetzt ans Leben gehen werde. Als der Wirth mit einer Laterne in den dunklen Gang kam, welcher zu der Kammer führte, wo die That geschehen war, sah er den Pulverrauch aus der offenen Thür hervorquellen und glaubte in der ersten Bestürzung, daß dort das Haus schon in Brand sei. „Feuer, Feuer!“ rief er aus allen Kräften, daß es durch das Haus schallte und das Entsetzen der Bewohner vermehrte. Barfuß, kaum dürftig bekleidet, stürzten Mägde und Kinder in blinder Hast die Treppe hinab und rannten im Finstern gegeneinander, da in der Verwirrung Niemand wußte, wohin er sich retten solle. Die Hausthür war verriegelt, doch weil man glaubte, daß draußen Diejenigen seien, die das Haus überfielen, wagte sich Niemand hinaus. So kamen denn die Hausbewohner ohne Ziel und Zweck endlich im Hofe zusammen. Es verwunderte sie, hier Alles todtenstill zu finden. Ein kleiner Schimmer der Dämmerung glimmte durch den wolkenbedeckten, regnigten Himmel. Es war wenigstens so hell in der Juniusnacht, daß man auf mehrere Schritte um sich sehen konnte. Da sich auch jenseit des Zaunes nichts mehr regte, kletterte der Knecht zuerst von innen hinan und guckte hinüber. Alles war still; kein lebendiges Wesen zu schauen. Nun faßte der Wirth wieder Muth und ging nach dem Eckzimmerchen zurück, wo er das Feuer angelegt glaubte. Der Rauch hatte sich fast verzogen, nur durch den Geruch verspürte man ihn noch und erkannte, daß es Pulverdampf sei. Vorsichtig gingen der Wirth und Knecht, dieser mit einer Holzaxt, jener mit einem alten ver-

rosteten Schwert bewaffnet, das er eilig aus einem Winkel der Hausflur geholt hatte, auf das verdächtige Gemach zu. Der Knecht sollte zuerst mit der Laterne hineinleuchten. Dieser hielt sich vorsichtig einige Schritte vom Eingang und rief mit einer Stimme, die nicht so furchtbar war, daß sie die Feinde durch den Schreck verjagt haben würde: „Steckt Einer in dem Loch?“ Es antwortete Niemand. „Herr“, wandte er sich nach einigen Augenblicken zu dem Wirth zurück, „mir scheint nur, als stöhne drinnen etwas!“ — Sie rückten Schritt vor Schritt näher. Endlich erleuchtete die Laterne die Kammer hinlänglich, um zu sehen, daß Niemand drin war, außer Einem, der auf dem Boden lag und nicht gefährlich schien, weil er nur tief seufzte und stöhnte. Jetzt traten die Furchtsamen näher und entdeckten, daß es Kaspar Schwarz sei, der auf den Boden niedergestreckt war.

„Der Reitersmann!“ rief der Wirth bestürzt. „Sieh, Jakob, Alles voller Blut auf dem Boden.“

Mit Grausen beleuchtete der Knecht Jakob den blutigen Strom, der sich auf dem Fußboden verbreitet hatte.

„Er lebt noch!“ sagte der Wirth, als er ihn näher betrachtet und angefaßt hatte. „Rufe die Weibsleute, wir wollen ihn aufs Bett bringen.“

Da Zaloska und der junge Mensch, der hier geschlafen hatte, verschwunden waren, kam der Wirth auf die Vermuthung, diese Beiden müßten den kaiserlichen Reiter ermordet haben. „Das ist eine verteufelte Geschichte!“ dachte er, „das kann mich und mein Haus in schöne Ungelegenheiten bringen! Wer weiß, wer dieser Reitersmann ist?“ Er versuchte ihn selbst emporzuheben, trug ihn auf das Lager, wo Therese geruht hatte, und legte ihn, den Kopf etwas gehoben, darauf nieder.

„Wasser“, sagte der Verwundete matt und öffnete den Mund wie zum Trinken. Der Wirth schaute sich in der Kammer um. Zum Glück stand neben einem Schemel mit einer irdenen Waschschüssel ein kleiner Krug gleicher Art. Es war Wasser darinnen. Der Wirth hielt ihn dem Verwundeten an die Lippen, während er ihm mit der rechten Hand den Kopf stützte. Als Kaspar die Flüssigkeit am Munde fühlte, trank er einige Schlucke und nach einem kurzen Absetzen mehr und mehr. Dies schien ihm Kräfte und Besinnung wiederzugeben. Er schlug die Augen groß auf und blickte starr, verwundert umher. Indeß war auch der Knecht mit der Wirthin und einer Magd zurückgekommen. Kaspar hielt die linke Hand auf die Brust und sagte matt: „Verbindet mich — stopft das Blut.“

Die Frauen machten sich jetzt dabei, ihm, so gut sie konnten, Wundarztdienste zu leisten. Sie entkleideten ihn; es ergab sich, daß er zwischen Hüfte und Rippen in die Weichen geschossen war; die Kugel war durchs Fleisch gegangen und am Rückgrat wieder herausgekommen. Er hatte viel Blut verloren, doch gelang es, dasselbe jetzt zu stopfen und einen Verband anzulegen, so gut es die Leute verstanden.

Während dessen kehrte dem Verwundeten die Besinnung vollends zurück. Der Wirth versuchte ihn nun auszufragen, was eigentlich vorgegangen sei, doch Kaspar hatte wieder Besonnenheit genug, um zu verschweigen, was er nicht aussagen mochte. „Wo ist der Schuft, der Zaloska, — der feige böhmische Bauer“, setzte er, da die erste Bezeichnung undeutlich war, hinzu.

„Ihr meint den Mann, der nach Euch ankam?“ fragte der Wirth. „Ich weiß nicht, wo er geblieben ist!“

dauernd auf das unheimliche Geräusch lauschte. Sie hörte, daß die leisen aber schweren Tritte an ihrer Thür anhielten; ihr aufmerksames Ohr hatte mit Sicherheit unterschieden, daß mehr als Einer sich nähere. Sie stand athemlos, das Ohr gegen die Thür geneigt. Einige Augenblicke blieb Alles todesstill; die Frevler lauschten offenbar draußen auch ihrerseits. Es pochte. Therese schwieg, als ob sie schlafe. Ihr umherspähendes Auge fiel auf einen Dolch, ein Erbstück ihrer Familie, den sie bei sich trug und der neben ihrem Lager auf dem Schemel lag. Behutsam, daß er ja nicht klirren möge, langte sie danach, gürtete ihn um und hielt die Hand am Griff.

Es pochte stärker. Sie schwieg.

Jetzt ließ sich ein leiser, murmelnder Ton draußen vernehmen, dem ein ebenso leises „St!“ folgte. Gleich darauf erscholl ein so starker Schlag an die Thür, daß der Schläfer hätte aufwachen müssen, und zugleich der Ruf: „Holla! Holla! Junger Bursch! Macht auf!“

Sie durfte nicht mehr schweigen, ohne dem Verdacht Raum zu geben, daß sie nicht antworten wolle. Wie aus dem Schlaf auffahrend rief sie daher: „Wer ist da?“ und machte einiges Geräusch als ob sie aufstehe.

„Ich bin's, der Wirth“, antwortete Kaspar's tiefe Stimme. „Macht auf! Es sind eben noch Reisende angekommen. Ich weiß sie nicht anders unterzubringen, als daß Ihr noch Jemand in die Kammer aufnehmt!“

Jetzt durchschaute Therese, daß es auf ein Verbrechen gegen sie abgesehen sei. Es war nicht des Wirths Stimme, und die Lüge, daß Reisende angekommen seien, war ihr klar, da sie seit einer Stunde wach gelegen und Alles, was vorging, vernommen hatte.

Dieses Lügengewebe war ihr der Beweis verbrecherischer

Absichten; welcher Art, konnte sie freilich nicht errathen. Sie konnte aber noch überlegen, wie sie sich dagegen vertheidigen könne.

Ihr erster Gedanke war Flucht; sie warf einen hastigen Blick auf das Fenster. Doch sie war nur halb bekleidet, hatte ihre Wanderschuhe, weil die Füße sie schmerzten, abgelegt; bevor sie, die Bedenklichkeit des hohen Sprunges abgerechnet, hinauskommen konnte, würden die nächtlichen Besucher ihre Absicht bemerkt haben, eingedrungen sein oder sie von der Hausthür aus verfolgt haben. Sie wollte daher zuerst versuchen, Zeit zu gewinnen. Mit Blitzesschnelle jagten sich diese überlegenden Gedanken in dem Zeitraum weniger Secunden durch ihre Seele.

„Nun, hört Ihr nicht? Oeffnet geschwind! Die Leute sind müde!“ sprach Kaspar ungeduldig; zugleich drückte er die Klinke der Thür nieder mit dem Versuch, sie zu öffnen.

„Wartet nur einen Augenblick, bis ich mich angekleidet habe“, entgegnete Therese in Angst.

„Was, ankleiden!“ rief Kaspar zurück. „Wozu braucht Ihr Euch anzukleiden, wenn ich Euch noch ein paar Schlafkameraden zuführe! Ihr könnt ruhig weiter schlafen. Oeffnet nur, aber macht mich nicht ungeduldig!“

Er rüttelte heftig an der Thür. Therese sah ein, daß sie einigen starken Stößen nachgeben würde. Schnelle Flucht schien ihr daher die einzige Rettung.

„Einen einzigen Augenblick wartet nur“, antwortete sie, und griff nach ihren Schuhen, die sie so schnell als möglich anzuziehen versuchte, „ich werde den Schlüssel suchen.“

„Was, Schlüssel, es ist ja nur ein Riegel vorgeschoben“, rief Kaspar, der durch das Schlüsselloch spähte und ihre Bewegungen wahrnahm. „Sie merkt Unrath“, raunte er

Zaloska ins Ohr, „ich glaube, sie will zum Fenster hinaus. So haben wir keine Zeit zu verlieren.“ — Er setzte die Lampe auf den Boden, winkte Zaloska zu, nahm die Haltung Eines, der gewaltsam gegen die Thür rennen will, an, und flüsterte: „Mit mir zugleich!“

Der gewaltsame Stoß Beider donnerte gleichzeitig gegen die Thür und krachend sprang sie auf; der Bügel, in den der Riegel eingriff, war sofort aus dem morschen Holzwerk gebrochen.

Therese sprang entsetzt einige Schritte zurück. Fast unwillkürlich riß sie den Dolch heraus, und indem beide Männer, Kaspar voran, eindrangen, rief sie ihnen mit erhobener Hand und entschlossener Stimme entgegen: „Zurück! Des Todes ist, wer mir naht!“

Zaloska stutzte und wich, da Therese eine drohende Bewegung gegen ihn machte, zurück. Kaspar aber rief hohnlachend: „Solche Stecknadeln führst du bei dir, Dirne? Davor erschrecken wir nicht!“ und schritt auf sie zu. Therese sah, daß ihr Geschlecht erkannt sei. Jetzt schauerte sie entsetzt zusammen.

In diesem Augenblick wurde sie der Züge Zaloska's ansichtig, der seitwärts gesprungen war und dabei in den hellen Schein der Lampe kam. Wie ein tief gähnender Abgrund that sich plötzlich ihr entsetzenvolles Geschick vor ihr auf; sie stieß einen Schrei aus und wankte. Kaspar, der keinen Kriegsvortheil unbenutzt ließ, nahm diesen günstigen Augenblick wahr, sprang hinzu, umschlang sie mit dem rechten Arme und faßte zugleich mit einem raschen kraftvollen Griff seiner Linken ihr rechtes Handgelenk, um ihre Waffe unschädlich zu machen. „Nehmt den Dolch“, rief er Zaloska zu, indem er sie so fest an sich preßte, daß ihr fast der Athem verging. Zaloska stand unschlüssig

oder hatte nicht rechte Lust, seinem gehaßten Verbündeten so rasch zum Triumph zu helfen.

„Feiger Hund!“ schrie dieser, während sich Therese gewaltsam hin- und herwand, „reiß ihr den Dolch aus der Hand oder ich muß ihr das Gelenk verrenken!“ Dabei umklammerte er sie mit eisernem Griff und schüttelte sie am Handgelenk hin und her, in der Hoffnung, daß sie vor Schmerz die Waffe fallen lassen solle.

Therese leistete dem überlegenen Angreifer Widerstand mit der Kraft der Verzweiflung. Da er ihre Rechte mit dem Dolch unschädlich gemacht hatte, faßte sie mit der Linken sein struppiges Haar und zerrte ihm den Kopf zurück. Kaspar biß die Zähne zusammen vor Schmerz; aber er ließ seine Beute nicht los; seine Wuth auf Zaloska stieg aufs höchste. „Todt oder lebendig!“ schrie er Theresen zu. „Du willst es nicht anders haben“, und suchte sie zu Boden zu schleudern. „Aber dir will ich's gedenken“, drohte er zu Zaloska zurückgewandt. Jetzt wurde diesem bange vor der Rache, die Kaspar an ihm nehmen könne. Er entschloß sich daher endlich, diesem zu Hülfe zu kommen. Mit einem listigen Sprunge, wie eine wilde Katze, war er plötzlich hinter Theresen, faßte ihre rechte Hand und entriß ihr glücklich den Dolch. Als sie dies fühlte, that sie einen Angstschrei der Verzweiflung. „Hülfe, Rettung!“ rief sie mit herzdurchbrechender Stimme.

„Sei nicht verrückt, Mädchen“, brüllte Kaspar sie dumpf an, „ergib dich gutwillig, du siehst, es kann dir Alles nichts helfen!“

Während der letzten Worte, die halb wie eine Ueberredung klingen sollten, hatte er die Wuth seines mörderischen Anpackens etwas gemäßigt. Therese dagegen, sowie sie sich etwas freier fühlte, verdoppelte ihre Kraftanstrengung

und riß sich glücklich einen Augenblick von ihm los. Aber nur, um von Zaloska sogleich von hinten her gepackt zu werden. Dieser suchte sie zu Boden zu reißen; im Ringen hatte sich Therese jedoch gewendet und war mit dem Angesicht gegen das Fenster gekommen. Sie faßte krampfhaft nach dem Riegel desselben und hielt sich an diesem fest; allein der Fensterflügel riß auf und sie stürzte mit Zaloska zugleich auf den Boden nieder. Schon halb bewußtlos, nur wie aus dumpfem Instinct, schrie sie gegen das offene Fenster hin: „Hülfe! Hülfe!" Und als ob Gott selbst in der höchsten Noth ihr Rettung sende, fiel plötzlich ein Schuß durchs Fenster. Kaspar stürzte mit dem Schrei: „Hölle und Teufel!" getroffen zu Boden und riß den Tisch mit der Lampe nieder. Plötzlich tiefe Finsterniß, Rauch und Qualm im Gemach. Zaloska, von feigem Schrecken ergriffen, raffte sich auf und stürzte hinaus. Therese blieb bewußtlos am Boden liegen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Das ganze Haus war erwacht. Der Wirth, sein Knecht, die Frauen und Kinder, Alles stürzte nach dem Schuß aus den Schlafkammern, um irgend wohin zu flüchten, denn Alle vermutheten einen feindlichen Ueberfall durch eine streifende Horde, wie dies in den unruhigen Zeiten bei einem einsam liegenden Hause nichts Unwahrscheinliches war.

Zaloska war im heftigen Schrecken, den sein böses Bewußtsein erhöhte, aus der Kammer gestürzt und hatte die Thür weit offen gelassen. Um Kaspar hatte er sich weiter nicht gekümmert; er lief davon und suchte einen Versteck auf, in der Ueberzeugung, daß es ihm jetzt ans Leben gehen werde. Als der Wirth mit einer Laterne in den dunklen Gang kam, welcher zu der Kammer führte, wo die That geschehen war, sah er den Pulverrauch aus der offenen Thür hervorquellen und glaubte in der ersten Bestürzung, daß dort das Haus schon in Brand sei. „Feuer, Feuer!“ rief er aus allen Kräften, daß es durch das Haus schallte und das Entsetzen der Bewohner vermehrte. Barfuß, kaum dürftig bekleidet, stürzten Mägde und Kinder in blinder Hast die Treppe hinab und rannten im Finstern gegeneinander, da in der Verwirrung Niemand wußte, wohin er sich retten solle. Die Hausthür war verriegelt, doch weil man glaubte, daß draußen Diejenigen seien, die das Haus überfielen, wagte sich Niemand hinaus. So kamen denn die Hausbewohner ohne Ziel und Zweck endlich im Hofe zusammen. Es verwunderte sie, hier Alles todtenstill zu finden. Ein kleiner Schimmer der Dämmerung glimmte durch den wolkenbedeckten, regnigten Himmel. Es war wenigstens so hell in der Juniusnacht, daß man auf mehrere Schritte um sich sehen konnte. Da sich auch jenseit des Zaunes nichts mehr regte, kletterte der Knecht zuerst von innen hinan und guckte hinüber. Alles war still; kein lebendiges Wesen zu schauen. Nun faßte der Wirth wieder Muth und ging nach dem Eckzimmerchen zurück, wo er das Feuer angelegt glaubte. Der Rauch hatte sich fast verzogen, nur durch den Geruch verspürte man ihn noch und erkannte, daß es Pulverdampf sei. Vorsichtig gingen der Wirth und Knecht, dieser mit einer Holzaxt, jener mit einem alten ver-

rosteten Schwert bewaffnet, das er eilig aus einem Winkel der Hausflur geholt hatte, auf das verdächtige Gemach zu. Der Knecht sollte zuerst mit der Laterne hineinleuchten. Dieser hielt sich vorsichtig einige Schritte vom Eingang und rief mit einer Stimme, die nicht so furchtbar war, daß sie die Feinde durch den Schreck verjagt haben würde: „Steckt Einer in dem Loch?“ Es antwortete Niemand. „Herr“, wandte er sich nach einigen Augenblicken zu dem Wirth zurück, „mir scheint nur, als stöhne drinnen etwas!“ — Sie rückten Schritt vor Schritt näher. Endlich erleuchtete die Laterne die Kammer hinlänglich, um zu sehen, daß Niemand drin war, außer Einem, der auf dem Boden lag und nicht gefährlich schien, weil er nur tief seufzte und stöhnte. Jetzt traten die Furchtsamen näher und entdeckten, daß es Kaspar Schwarz sei, der auf den Boden niedergestreckt war.

„Der Reitersmann!“ rief der Wirth bestürzt. „Sieh, Jakob, Alles voller Blut auf dem Boden.“

Mit Grausen beleuchtete der Knecht Jakob den blutigen Strom, der sich auf dem Fußboden verbreitet hatte.

„Er lebt noch!“ sagte der Wirth, als er ihn näher betrachtet und angefaßt hatte. „Rufe die Weibsleute, wir wollen ihn aufs Bett bringen.“

Da Zaloska und der junge Mensch, der hier geschlafen hatte, verschwunden waren, kam der Wirth auf die Vermuthung, diese Beiden müßten den kaiserlichen Reiter ermordet haben. „Das ist eine verteufelte Geschichte!“ dachte er, „das kann mich und mein Haus in schöne Ungelegenheiten bringen! Wer weiß, wer dieser Reitersmann ist?“ Er versuchte ihn selbst emporzuheben, trug ihn auf das Lager, wo Therese geruht hatte, und legte ihn, den Kopf etwas gehoben, darauf nieder.

„Wasser“, sagte der Verwundete matt und öffnete den Mund wie zum Trinken. Der Wirth schaute sich in der Kammer um. Zum Glück stand neben einem Schemel mit einer irdenen Waschschüssel ein kleiner Krug gleicher Art. Es war Wasser darinnen. Der Wirth hielt ihn dem Verwundeten an die Lippen, während er ihm mit der rechten Hand den Kopf stützte. Als Kaspar die Flüssigkeit am Munde fühlte, trank er einige Schlucke und nach einem kurzen Absetzen mehr und mehr. Dies schien ihm Kräfte und Besinnung wiederzugeben. Er schlug die Augen groß auf und blickte starr, verwundert umher. Indeß war auch der Knecht mit der Wirthin und einer Magd zurückgekommen. Kaspar hielt die linke Hand auf die Brust und sagte matt: „Verbindet mich — stopft das Blut.“

Die Frauen machten sich jetzt dabei, ihm, so gut sie konnten, Wundarztdienste zu leisten. Sie entkleideten ihn; es ergab sich, daß er zwischen Hüfte und Rippen in die Weichen geschossen war; die Kugel war durchs Fleisch gegangen und am Rückgrat wieder herausgekommen. Er hatte viel Blut verloren, doch gelang es, dasselbe jetzt zu stopfen und einen Verband anzulegen, so gut es die Leute verstanden.

Während dessen kehrte dem Verwundeten die Besinnung vollends zurück. Der Wirth versuchte ihn nun auszufragen, was eigentlich vorgegangen sei, doch Kaspar hatte wieder Besonnenheit genug, um zu verschweigen, was er nicht aussagen mochte. „Wo ist der Schuft, der Zaloska, — der feige böhmische Bauer“, setzte er, da die erste Bezeichnung undeutlich war, hinzu.

„Ihr meint den Mann, der nach Euch ankam?“ fragte der Wirth. „Ich weiß nicht, wo er geblieben ist!“

„Der Hundsfott hat mich im Stich gelassen!“ sagte Kaspar empört. „Ihn soll die Pest treffen!“

„Und der junge Bursch, der hier geschlafen hat — ist er fort?“ fragte der Wirth.

„Zum Fenster hinaus“, antwortete Kaspar, „das Weibsbild ist mit dem Reiter davongejagt —“

„Das Weibsbild? — Mit dem Reiter?“ fragte der Wirth und seine Frau, und vor Erstaunen blieb ihnen der Mund offen. „Was für ein Weibsbild? — Was für ein Reiter?“ wiederholte, da Kaspar nicht gleich antwortete, der Wirth seine Fragen.

„Nun, zum Teufel, der Halunke, der mich durchs Fenster niedergeschossen hat“, rief der Verwundete ärgerlich.

„Aber welches Weibsbild ....“ das Wort wurde dem Wirth im Munde abgeschnitten durch einen ingrimmigen Blick und Fluch Kaspar's. „Hölle und Teufel, fragt mir nicht die Leber aus dem Leibe! — Laßt mich ruhig crepiren, wenn's einmal sein soll.“ Damit drehte er den Kopf auf die Seite, murmelte noch einige Worte, wie „Schuft“ — „Hundsfott“ — ob vor Schmerz durch die Wunde, auf die er mit einer krampfhaften Bewegung die linke Hand drückte, oder aus Aerger, weil er nicht viel zu antworten Lust hatte, war nicht zu entscheiden. Jetzt steckte sich, während der Wirth und die Seinigen noch um Kaspar's Lager beschäftigt waren, ein Kopf durch die Thür. Es war Zaloska, auf dessen widerwärtigen Zügen der Halbschimmer der Laterne gemischt mit dem Halbschimmer des grauenden Morgens fiel.

„Ist er todt?“ fragte er und wagte sich halb ins Gemach.

„Da ist der Böhme! — Da ist der Mörder!“ riefen der Wirth und die Frau gleichzeitig, und der Knecht sprang

auf ihn zu und faßte ihn beim Kragen. „Du hast den Kriegsmann hier ermordet! Strolch!“ rief er ihn an.

Zaloska, der in dem Schreck seine ganze slawische Natur geschmeidiger Unterwürfigkeit und schlauer Bosheit wiedergewann, antwortete: „Ich? Ermordet? Guter, lieber Herr! Bei allen Heiligen! Ich nicht!“

„Du nicht? Du nicht?“ rief der Wirth im Eifer. „Und was hattest du hier in dieser Stube zu thun? Wo ist dein Spießgesell, der verlaufene Bursch, und das Weibsbild, das hier gewesen ist?“

„Lieber Herr! Ruhig! Ruhig!“ antwortete Zaloska, der sein ganzes niederträchtiges Spiel nicht verrathen und doch seine Unschuld erklären wollte. „Nur still, Herr! Ich will Euch Alles sagen!“

Er brachte jetzt mit listiger Erfindungskraft eine Lüge vor, um zu rechtfertigen, daß er und Kaspar in das Gemach eingedrungen seien. Sie hätten den verdächtigen Burschen, dem sie schon gestern begegnet seien, festhalten wollen, weil er sie bestohlen habe. Da hätten sie zu ihrem Erstaunen entdeckt, daß er ein verkleidetes Frauenzimmer war.

„Also das war das Weibsbild?“ rief der Wirth und stand verwundert da.

„Und wie wir sie faßten und zu Euch schleppen wollten, seht Ihr, mein lieber Herr, da schrie sie um Hülfe und riß das Fenster auf. Sie mußte schon wissen, daß draußen ihre Spießgesellen waren, denn sogleich schoß Einer durchs Fenster und traf meinen braven Kameraden. Es war ein ganzer Trupp Räuber draußen. Gewiß wollten sie das Haus überfallen. Das Frauenzimmer wollte sie gewiß“, fuhr er mit Gewandtheit des Lügners, dem in der Rede die Erfindung wuchs, fort, „durch das Fenster einlassen.

ihr Alle wäret ermordet worden und das Haus geplündert und angezündet, hätten wir euch nicht gerettet!"

„Ist es möglich! Eine Räuberbande! Eine ganze Bande, sagt Ihr?" rief der Wirth voll Entsetzen.

„O, wol zwanzig Kerle, zu Fuß und zu Pferd! Ich hörte sie davongaloppiren", erwiderte Zaloska.

„Wenn sie nur nicht wiederkommen, da ihrer so Viele waren!" rief der Wirth besorglich.

„Verfluchter, feiger Ausreißer!" rief jetzt Kaspar Schwarz von seinem Lager her, denn sein Zorn wurde größer als sein Schmerz und seine Ermattung, „ein einziger Mann zu Pferde war's, der durchs Fenster schoß. Und wärest, du Hund, nicht davongelaufen", hier versagten ihm die Kräfte und er drückte seine Wuth nur noch in krampfhaften Geberden aus.

Da rief verwundert der Knecht, indem er mit der Laterne gegen den Boden leuchtete: „Da liegt ja noch die Pistole!" und raffte sie auf.

„Was Teufel, meine Pistole!" rief Zaloska überrascht und riß sie dem Hausknecht aus der Hand. „Beim heiligen Andreas, meine eigene Pistole! So muß der Schurke auf meinem Pferde gesessen haben! — Kaspar Schwarz!" wandte er sich, außer sich vor Aerger, zu diesem. „Meine Pistole — es war mein Pferd, was der Reiter ritt — in meiner Halfter steckte das Pistol! Der Dieb hat mein Pferd gestohlen!"

Kein Wundarzt der Welt hätte ein wohlthuenderes Mittel für Kaspar Schwarz ersinnen können als die Freude, welche ihm diese Nachricht brachte, daß Zaloska auf solche Art noch dazu lächerlich geprellt war. Die Entdeckung erquickte ihn so, daß er ordentlich zu neuen Kräften dadurch kam; er hätte laut aufgelacht, wenn die Erschütterung ihm nur

nicht zu arge Schmerzen in seiner Wunde verursacht hätte. So verzog sich sein Mund nur zu triumphirender Schadenfreude, und er warf, wiewol mühsam, die höhnenden Worte heraus: „So hat er dir auch das Mädchen gestohlen, denn zu ihm ist sie zum Fenster hinausgesprungen, und sie sind alle Beide auf deinem Pferde zum Teufel geritten! Ich hörte sie davonjagen!“

In Zaloska's Gesicht zuckte die Wuth. Die Augen rollten ihm unter seinen dickbuschigen Augenbrauen wild hin und her, und der breite Mund verzerrte sich zur grinsenden Erbitterung.

„Und meine Depeschen! Meine Briefe!“ knirschte er, und fletschte die Zähne zwischen den dicken Lippen. „Aber wenn ich euch fasse — dahinter steckt die ganze Ketzerbrut!“

Kaspar hörte den Ausruf, und seine Schadenfreude wuchs. Er vergaß sein ganzes Leiden wenigstens für den Augenblick darüber. „Schön“, höhnte er Zaloska, „wenn die Ketzerbrut sie hat, kann sie vielleicht einen guten Gebrauch davon machen, und Euch werden sie doppelten Botenlohn auszahlen!“

Zaloska bebte vor Wuth.

Der Wirth wußte nicht, was er zu allen diesen Vorgängen sagen solle, und was für Gestalten er eigentlich bei sich beherberge. Er fürchtete sich bald vor dem Einen, bald vor dem Andern, und mochte es mit Keinem ganz verderben. Endlich fragte er: „Hat der junge Mensch oder das Frauenzimmer Euch bestohlen, oder habt Ihr ....“ hier stockte er, denn er wollte sagen: „habt Ihr ihn bestehlen wollen“, allein er verschluckte das Wort im Munde.

Zaloska war in zu heftigem Eifer, um darauf zu achten. „Freilich hat er mich bestohlen“, rief er, und meinte den Reiter. „Meine Briefe und Depeschen hat er!“ rief er mehrmals.

Plötzlich, als habe ihn ein Wirbelwind gefaßt, fuhr er auf dem Absatz herum gegen die Thür und schoß hinaus. Es war ihm wie ein Blitz der Gedanke gekommen, den Reiter zu verfolgen und sich des ausgeruhten Pferdes von Kaspar zu bedienen. Da er voraussah, daß dieser widersprechen würde, unterdrückte er mit sicherer Geistesgegenwart jedes Wort darüber. Denn seine hinterlistige Natur gab ihm für solche Fälle immer die rechten Mittel ein und lehrte ihn das Gefühl und die Gesinnung Anderer bei seinen Unternehmungen richtig anschlagen. Er eilte in den Hof, suchte und fand den Stall, löste das Thier von der Halfter, sattelte und zäumte es in Hast, öffnete sich vorsichtig selbst die Riegel des Hofthors und sprengte hinaus, bevor ein Mensch drinnen im Hause sein Vorhaben ahnte. — Nur der Knecht, der noch in der Kammer umherstöberte, ob er außer dem Pistol vielleicht noch andere Gegenstände finde, die von dem Vorfall Zeugniß gäben oder die er als Eigenthum des Flüchtigen sich aneignen könnte, war zufällig, als Zaloska aus dem Hofthor ritt, dem Fenster nahe. Er hörte ein Pferd galoppiren, sah hinaus und erkannte, da es nun tageshell geworden war, den Davonsprengenden. „Euer Kamerad reitet auf Eurem Pferde davon", rief er, halb und halb die Wahrheit ahnend, zu Kaspar, der sich eben wieder unter den Händen des Wirths und seiner Frau befand, da sein wildes Gebaren eine Lösung des Verbandes verursacht hatte, sodaß die Blutung sich heftig erneuerte. „Was?" schrie er wüthend auf bei den Worten des Knechtes. „Was? Auf meinem Pferde?" Und in der Erbitterung sprang er, mit den Kräften der äußersten Wuth krampfhaft zuckend, vom Lager auf. „Ihr Schufte habt mein Pferd ausgeliefert", schrie er wie toll und ballte die rechte Faust. So will ich euch das Haus über dem Kopf anzünden!" drohte er in blinder Wuth.

„Er hat das Pferd selbst genommen, was wissen wir davon!“ rief der Hausknecht zur Antwort. Und gleichzeitig schrie der Wirth, der dem einzelnen Verwundeten gegenüber wieder muthig geworden war, auch sich über den rohen Undank erbitterte: „Ihr wollt mir das Haus anzünden? Ihr? Ihr Raubgesell? Einen Strick um Euren Hals! Zum Fenster hinaus mit dem Mordbrenner!“

Kaspar kannte keine Mäßigung weder in seinen Begierden noch in seinem Zorn, aber er kannte auch keine Furcht. Er sah, daß er sich in Worten übereilt hatte, und fürchtete seine Ohnmacht, denn er konnte sich nicht aufrecht halten. Doch mit der Geistesgegenwart des alten Soldaten, der mitten in der Gefahr klar um sich blickt, antwortete er fest: „Ihr droht mir? Ihr? Weil Ihr seht, daß ich verwundet bin? So schwach bin ich noch nicht, daß ich's nicht mit euch Allen aufnehme. Und wenn auch! — —“ er fühlte sich zusammenbrechen nach dieser äußersten Anstrengung. — „Vergreift Euch an mir! — Ich reite in Diensten des Generals ... Komme ich nicht an, so fragt man, wo ich bleibe, und sucht nach mir! ... Dann wehe Euch! ...“ Er sank vor Mattigkeit in die Knie. „Stützt mich! Helft mir!“ befahl er mit trotzigem Muth, da er sah, daß der Wirth stutzig geworden war und wieder etwas klein beigab, und dieser gehorchte unwillkürlich.

„Erfährt man“, fuhr Kaspar matt fort, „daß ich in Eurer Spelunke verunglückt bin — und man erfährt es zuverlässig ... so wird sie der Erde gleich gemacht — und Ihr mit Weib, Kind und Knecht .....“ da brach ihm die Kraft, er sank bewußtlos zusammen.

Der Wirth, von Natur gutmüthig, zugleich besorgt über die Verantwortung, die er auf sich lade, wenn er

einen kaiserlichen Reiter mit Briefschaften umkommen lasse oder gar selbst ums Leben bringe, beschloß ihn einstweilen noch zu beherbergen, ihn zu pflegen, aber eiligst Anzeige beim Kreishauptmann zu machen.

So verbanden sie ihn denn abermals und richteten die Lagerstätte, auf der er sich befand, so gut zu, als das Haus es vermochte und sein Zustand es erforderte. — —

Bald sank er vor Ermattung in fieberhaften Schlaf. — —

Während dessen war es völlig Tag geworden und die ersten Strahlen der Morgensonne, die in die Kammer leuchteten, fielen auf die Lagerstätte des Verwundeten. — —

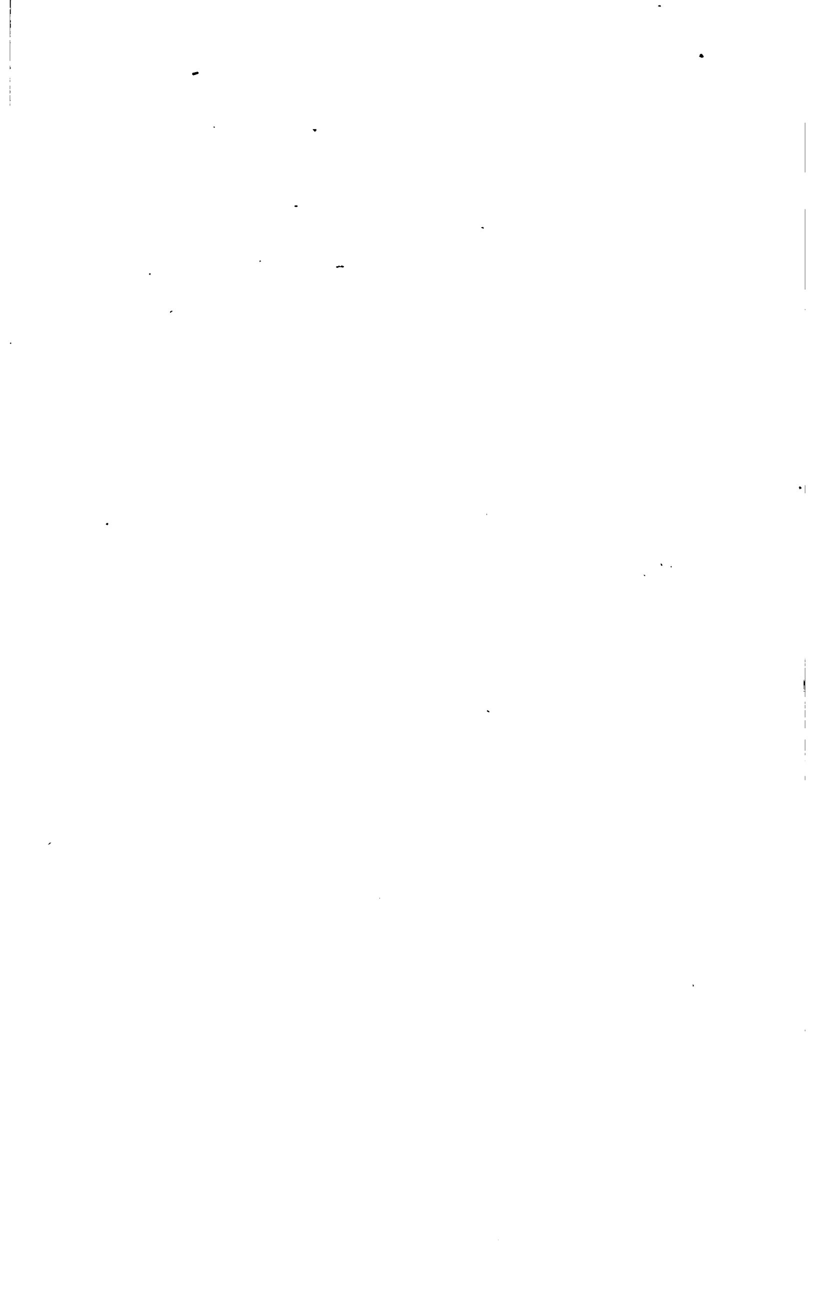
Sie sahen aber an anderer Stelle Anderes, die Seele Erquickenderes, als diesen Ausgang der wüsten nächtlichen Vorgänge in der Herberge.

Tief im Waldgebüsch, an einsamster Stelle, saß ein Mann auf dem Rasen, den Rücken an den Stamm einer Eiche gelehnt; neben ihm ruhte eine jugendliche Gestalt, deren dunkel lockiges Haupt sich an seine Brust schmiegte. Seitwärts im Gebüsch stand, mit den Zügeln an einen Baumast gebunden, ein Pferd, das mit abgestreiftem Gebiß graste. Erfrischender, blütenduftiger Morgenhauch durchzog die Lüfte; die Stimmen der Vögel erhoben sich und begrüßten den Tag, der, nach verschwundenem Nachtgewitter, den reinsten blauen Himmel mit zartem Purpur erleuchtete. Mit inniger Zärtlichkeit beugte sich das männliche Haupt über das jugendliche, dessen Auge milder Schlummer geschlossen hielt; heilige Ruhe schwebte über den schönen Zügen.

Eben zitterten die Goldstrahlen der heraufsteigenden Sonne durch das Laub, und ihr Purpur ergoß sich über das schlummernde Antlitz. Da öffnete sich das dunkle Augenpaar, und

mit dem Blick holdester Seligkeit entfloh den Lippen der Name „Xaver!“

Selig schlangen sich Theresens Arme um den geliebten Gatten und sie weinte die süßesten, die dankbarsten Thränen an seinem Busen; tiefe Andacht im Herzen gegen die Vorsehung, die ihr ihn, gerade ihn, in der schreckenvollen Stunde der Nacht zum Retter gesandt hatte.



Sechzehntes Buch.

Achtundzwanzigstes Capitel.

In Thurn's Lager vor Wien herrschte große Bewegung. Alle Truppen waren zu den Fahnen versammelt. Es hieß, noch heut solle ein Sturm gegen die Stadt unternommen werden. Die Trommeln dröhnten von einem Flügel bis zum andern; die Trompeten schmetterten. Die Musketiere und Lanzenknechte rückten in langen Reihen vor die Gezelte hinaus, die Reiter wurden hinter denselben aufgestellt. Thurn entfaltete die ganze Masse seiner Truppen. Offenbar mehr, um den Einwohnern der Stadt dadurch einen imponirenden Eindruck zu machen, als weil dies die zweckmäßigste Anordnung gewesen wäre, um einen Hauptschlag zu unternehmen. Allein er rechnete auf die Stimmung der Bürger Wiens, von der er durch fortgesetzte heimliche Botschaften seiner Bundesgenossen in der Stadt unterrichtet war. Er hoffte, daß, wenn die Anhänger seiner Sache die Größe seiner Heeresmacht ganz überschauten, sie Muth fassen würden, sich offen zu Herren der Stadt aufzuwerfen und den Belagerern die Thore zu öffnen. Dagegen würden die Katholischen und kaiserlich Gesinnten in eben dem Maße den Muth und die Zuversicht verlieren, wenn sie die Schwäche der Be-

satzung Wiens mit der Gewalt des böhmischen Heeres verglichen. — Während dieses Scheinmanöver der Truppen ausgeführt wurde, fand aber auch ein ernstliches statt. Die Batterien hatten bisher nur einzeln gespielt und hauptsächlich nur des Erschreckens und der Einschüchterung halber gefeuert, weil Thurn immer noch darauf hoffte, den Kampf durch einen Vertrag günstiger zu endigen als durch einen Gewaltstreich. Jetzt sollte das Geschütz ein gemeinsames heftiges Feuer eröffnen, um auf diese Weise die Wirkung zu unterstützen, die die Entfaltung der Streitkräfte auf die Gemüther üben würde.

In Begleitung mehrerer höherer Offiziere und böhmischer Großen, Berka von der Daub, Oberst Graf Schafgotsch, Kinski, Biela und Anderer, ritt der Graf durch das Lager und vor dasselbe gegen die Stadt zu hinaus, um mit eigenen Augen zu schauen, ob seine Befehle pünktlich ausgeführt würden, und welches die Wirkung der getroffenen Anordnung sei.

„Wenn uns das Glück nur heut noch so günstig bleibt wie bisher", wandte er sich zu seinem Nachbar Berka von der Daub, „so hoffe ich, daß wir die Nacht in Wien schlafen!"

„Ich will es wünschen", antwortete dieser, aber sein besorgliches Gesicht sagte, daß er es nicht glaube.

„Zweifelt Ihr?" fragte Thurn, der im Tone der Antwort das Nein ausgedrückt fand. „Nach Allem, was mir Ebergassing gesagt hat, ist es kein Zweifel, daß unsere Partei heut völlig die Oberhand in der Stadt gewinnt. Und dann, Ihr werdet es sehen, öffnet man uns die Thore ohne Widerstand!"

„Ich will es wünschen", wiederholte Berka, und gab seinem Rappen die Sporen, um über einen Feldgraben zu

setzen, der sich quer über ihre Bahn zog; „möchtet Ihr so leicht über die Gräben Wiens kommen als über diesen", fuhr er nach dem Sprunge, den Thurn mit seinem Pferde gleichfalls gemacht hatte, fort. „Allein ich traue den Versprechungen der evangelischen Herren noch nicht ganz!"

„Redlich sind sie wenigstens, das darf ich versichern", bemerkte der Oberst Graf Schafgotsch, der auf der andern Seite Thurn's ritt. „Ich kenne Tharradel von Ebergassing seit vielen Jahren; er ist ein leidenschaftlicher, aber rechtlicher Mann mit klarem Blick. Ich glaube also ebenso wenig, daß er sich selbst täuscht über die Stimmung in der Stadt, als daß er uns zu täuschen trachten möchte."

„Ich muß Eurer Meinung sein", nahm Thurn wieder das Wort. „Was Ihr sagt, Oberst Schafgotsch, stimmt mit Dem überein, was mir Martin Frühwein und der Stadtschreiber von Prag, Nikolaus Diewiß berichtet, die schon seit langer Zeit mit ihm in unserm Auftrage unterhandelt haben. Und ist nicht Alles so eingetroffen, wie er uns zuvor gesagt hat? — Haben nicht die katholischen Stände eine ganz kleinmüthige Botschaft geschickt? Waret Ihr dabei, als der Graf Puchheim seine Botschaft las? Er konnte kaum das Blatt halten vor Angst! Ist das nicht ein sicheres Zeichen, daß sie sich nicht wohl befinden in ihrer Haut?"

„Freilich wol!" stimmte Berka bei. „Ich kann's aber immer noch nicht denken, daß wir so leichten Kaufs davonkämen. — Ich bleibe auf einen ernsten Kampf gefaßt, das kann wenigstens nichts schaden."

„Gewiß nicht", bekräftigte Thurn. „Und Ihr seht und hört, wie auch wir uns darauf rüsten."

Sie waren hinter die Linien der Batterie gekommen, deren Geschütze gerade ihr Feuer begannen und vom linken

Flügel der eröffneten Parallele bis nach dem rechten, der der Burg und den Wällen vor derselben gegenüberlag, fortsetzten. Ein Offizier sprengte vor die Laufgräben her quer über Feld auf die Reitenden zu.

„Der will zu uns", bemerkte Thurn zu Schafgotsch.

Es war ein böhmischer Hauptmann von der Artillerie. Er sprengte zu Thurn heran und meldete ihm: „Der Obristzeugmeister läßt Euch vermelden, Generalissimus, daß er die ganze Linie hat beschießen lassen. Und soeben ist auch das verabredete Zeichen aus der Stadt gegeben, daß auf die Burg selbst gefeuert werden soll."

„Reitet spornstreichs zurück", entgegnete Thurn dem Hauptmann, „der Herr Obristzeugmeister soll das Feuer unverzüglich beginnen lassen; ich werde gleich selbst bei ihm sein. Seht ihr", wandte er sich jetzt zu seinen Begleitern, insbesondere zu Berka. „Tharradel hält Wort. Es greift Alles Schlag für Schlag ineinander. Jetzt ist die Deputation der evangelischen Stände auf dem Wege zum König. Unterschreibt er ihre Vorschläge, so ist der Krieg so gut als zu Ende. Denn alsdann ist das Bündniß der Stände aller Provinzen genehmigt bis auf die Steiermärker. Darauf hin werden wir unsere übrigen Bedingungen für Böhmen schon machen!"

Berka und Schafgotsch schwiegen. — Thurn setzte sein Pferd in Galopp und jagte mit seinen Begleitern rasch über Feld.

„Schaut Euch einmal um", forderte Thurn sie auf, als sie eben auf der Höhe eines kleinen Feldrückens waren, von dem sie die ganze Aufstellung der Heeresmacht überblicken konnten, „das Alles kann König Ferdinand auch aus den Fenstern der Burg sehen. Ich denke, es wird ihn bestimmen, seine Unterschrift nicht zu verweigern."

Der Anblick, der sich den Umschauenden hier darbot, war ebenso glanzvoll als von kriegerisch mächtigem Eindruck. Das ganze Gefilde diesseit und jenseit des Berges bis hart an die Vorstädte Wiens, welche Thurn's Heer zum großen Theile besetzt hielt, war mit Truppen bedeckt. Die langen Linien des Fußvolks zogen sich so dicht, als es außerhalb der Schußweite möglich war, um die Stadt und folgten den Wendungen der Wälle und Gräben. Die Fähnlein flatterten bunt im leichten Zuge der Luft, und die Harnische, Helme, Piken und Gewehre bildeten eine blitzende Kette, mittels deren die Kaiserstadt gleichsam in Fesseln gelegt schien. Jenseit des Lagers, auf den sanft ansteigenden Höhen, hielten die Reiterschaaren in drei Hauptabtheilungen, auf jedem Flügel eine, und die stärkste in der Mitte.

„Wenn die Kaiserlichen einen Ausfall machen wollten", meinte Thurn selbstzufrieden, „ich würde nichts dawider haben!"

„Sie wären wol große Thoren", sprach Berka, „wenn sie den Schutz, den ihnen ihre tiefen Gräben und dicken Mauern bieten, wegwerfen wollten, um sich von den Unsrigen hier im Blachfeld niederhauen zu lassen!"

„Ich habe auch nicht Sorge, daß sie es thun", antwortete Thurn; „aber es macht mir Freude, daß ich den König von Böhmen so bequem eine Heerschau der Truppen seines Königreichs abnehmen lassen kann."

Es war ein mehr *eitles* als *würdiges* Wort, das ihm die glänzende Höhe, auf welche der Augenblick ihn geführt, eingab. Es sollte ihm *schwer* angerechnet werden von dem Lenker der Geschicke!

Die ihn begleitenden Offiziere schwiegen; Berka murmelte etwas vor sich hin, was fast klang wie die Worte: „Hochmuth kommt vor dem Fall!"

„Meint ihr“, fragte Thurn, der gern die Lobsprüche der Offiziere über das ansehnliche und wohlgerüstete Heer aus deren Munde vernehmen wollte, „daß der König Ferdinand im Stande sein wird, aus den Burgfenstern abzuschätzen, wie stark wir sind? Nun, Kinski, Biela, was denkt ihr?“ wandte er sich zu diesen. „Ihr seid ja Cavalerist, Kinski, wie stark sind die dort?“ Er deutete mit dem Finger auf die im Centrum hinter dem Lager aufgestellten Cavaleriemassen.

„Dreitausend würde ich sie schätzen“, antwortete dieser nach einigem Besinnen.

„Beinahe! Es sind achtundzwanzig Cornet; jedes von hundert Mann“, antwortete Thurn. „Und die Flügel?“

„Den rechten funfzehnhundert, den linken etwas stärker“, antwortete Kinski. „In Allem denke ich also über sechstausend.“

„Ihr habt es gut getroffen! — Doch dabei ist noch nicht gerechnet, was wir jenseit der Donau und auf den andern entfernten Vorposten haben, und die Streifparteien, die bis ins Gebirge nach Schottwien vorgeschoben sind!“

„Wir haben ihnen doch nicht alle Verbindung mit Dampierre abschneiden können“, bemerkte Berka.

„Was, Dampierre!“ antwortete Thurn etwas verdrießlich. „Er wird uns nicht schaden! Den und Boucquoi werden Mansfeld, Hohenlohe, Colon von Fels und die Andern schon im Schach halten! Ich denke, Freunde, die Sonne wird heut über einem merkwürdigen Ereigniß untergehen!“

Wie ein Donnerschlag aus heiterer Höhe schien ein mächtig hallender Kanonenschuß ganz in ihrer Nähe diese Worte Thurn's bekräftigen zu wollen. Die Batterie schwerer Feldstücke der Burg gerade gegenüber hatte gefeuert.

„Seht! Harrant beginnt seine Arbeit hier auch!“ rief

Thurn, und blickte aufmerksam hinüber. „Beim Himmel, gut getroffen. Seht ihr? Dort in der Schießscharte mitten auf der Face des Bastions."

Alle schauten hinüber. Die Kugel war in den Erdwall eingeschlagen, und eine hohe Erdgarbe spritzte auf, die sich oberhalb in eine schwarze Staubwolke auflöste.

„Das müssen wir näher sehen", rief Thurn freudig aus, und setzte sein Pferd in Galopp. Alle sprengten der vor ihnen liegenden Batterie zu.

Hier stand der Freiherr Christoph von Harrant; zwar des böhmischen Königreichs Kammerpräsident, aber zugleich der sachkundigste und erfahrenste Mann im Geschützwesen. Diese Kenntniß war der Grund, daß man ihm den Oberbefehl der Artillerie bei dem Feldzuge gegen Wien übertragen hatte. — Er war zu Fuß und ging zwischen den Stücken umher, von denen er die Richtung eines jeden einzelnen selbst nachsah, bevor der Schuß geschah. Er hatte sich eben hinter das zweite Stück gelegt und besserte durch Rückwärtswinken mit der Hand an der Richtung, als Thurn mit seinen Begleitern hinter der Schanze eintraf. Harrant richtete sich auf, sah mit einem Seitenblick, daß der Oberfeldherr gekommen war, befahl dem Stückmeister, das Geschütz selbst zu übernehmen, und trat auf Thurn zu mit der Meldung: „Eurem Befehl gemäß, Graf Thurn, habe ich soeben das Feuer auf die Burgwälle eröffnen lassen."

„Wacker, Harrant, sehr wacker", antwortete dieser erfreut und reichte ihm die Hand. „Ist das Geschütz dort fertig zum Feuern."

„Es ist", antwortete Harrant sich verbeugend.

Thurn bückte sich zu demselben hinab und flüsterte ihm einige Worte leise zu. Dieser gab sehr ernst durch ein stummes Nicken das Zeichen der Bejahung.

„So bitt' ich, lasset abfeuern", sprach Thurn; „wir wollen selbst von hier aus die Wirkung beobachten.

„Ich rathe Euch aber abzusitzen", versetzte Harrant; „zwar haben sie, so scheint es, drinnen kein Geschütz auf den Wällen, denn sie antworten nirgends, außer vom Rothen Thurmthor; allein es stehen von Althann's Hakenschützen viele in der Stadt, und sie haben Hakenbüchsen, mit denen sie bis hier hinaus langen."

Die Warnung Harrant's wurde befolgt. Thurn und die Obersten saßen ab und sammelten sich hinter der Schanze; die Reitknechte führten die Pferde weiter zurück.

Harrant sprach leise einige Worte zu dem Stückmeister; dieser zeigte ein seltsames Erstaunen und schien unschlüssig. Doch seiner Soldatenpflicht des stummen Gehorsams folgend, ging er schnell ans Geschütz, sah die Richtung nochmals nach, änderte etwas, ließ dem Rohr mehr Elevation geben, trat dann auf die Seite und commandirte:

„Geschütz, Feuer!"

Der Schuß krachte.

Die Kugel schlug gerade in die Mauer der Burg selbst zwischen die Reihe der Fenster, die die kaiserlichen Gemächer bezeichneten. Aller Augen richteten sich wie gefesselt auf den Punkt. Doch so glücklich der Schuß getroffen hatte, war es doch mehr eine Wirkung des Erschreckens als der Freude des Gelingens, die sich auf den Zügen der Beobachter ausdrückte. Harrant stand wie in einem schweren Kampf mit sich selbst und starrte zur Erde.

Selbst der Stückmeister schien sich seines gelungenen Werkes nicht zu freuen; er stand wie eine Säule.

Nur Thurn zwang sich zu einem Worte, welches die wundersame Stille nach dem verhängnißvollen Schuß brach.

Er sagte belobend zum Stückmeister: „Ihr versteht Eure Sache; ein vortrefflicher Schuß!“

Kerzengerade nahm der alte Soldat den Lobspruch hin.

Da es noch immer beklemmend still blieb, sagte Thurn zu Harrant: „Laßt uns noch etwas sehen, Harrant. Ihr habt noch zwei Karthaunen hier, die noch nicht gefeuert haben.“

„Nur halbe Karthaunen; sie schießen nicht mehr als einundzwanzig Pfund“, antwortete dieser. „Aber sie thun ihre Schuldigkeit doch, fast so gut wie die Mauerbrecher und scharfen Mätzen und die andern Stadteinnehmer und Weitschießer und Weitschießerinnen, die sie in Ungarn und bei den Türken haben. — Büchsenmeister, seid Ihr fertig mit Euren Gehülfen?“ wandte er sich zu den beiden letzten Geschützen auf dem rechten Flügel der Batterie.

„Ja, Herr Obristzeugmeister“, war die Antwort. „Wenn Ihr die Richtung nachsehen wollt?“

Harrant legte sich über die schwere Laffete und visirte. „Alles gut!“ — Haben sie drüben ein Geschütz in der Scharte, so denke ich es soll demontirt werden.“

„Feuer denn!“ commandirte er. Der Schuß donnerte. Der Pulverdampf wurde vom Winde seitwärts getrieben; Harrant, Thurn und die andern Offiziere sprangen rasch auf das Bankett und beobachteten die Wirkung.

„Die ganze linke Schartenbacke ist weggerissen“, sprach Harrant, „der Schuß hat gut gesessen, Büchsenmeister. — Nun sogleich den andern.“

Die zweite Kugel schlug fast genau auf der Stelle der ersten ein.

„Wir könnten viel Schaden anrichten in Wien“, sagte Harrant halblaut zu Thurn, „wenn es darauf ankäme!“

„Nein, nein, Harrant“, erwiderte dieser. „Für jetzt wollen wir suchen, uns die Thore der Stadt auf andere Art zu öffnen als durch Eure Singerinnen und Schlangen!“

„Sie musiciren aber doch artig“, meinte Oberst Schafgotsch, „und trillern oder zischen nach Umständen, daß es eine Lust ist.“

„Ja, ja, sie sind nicht zu verachten“, antwortete Harrant lächelnd über diese Anspielung auf die derzeit üblichen Geschützarten und deren Namen. Es war etwas Erzwungenes in allen diesen Bemerkungen, die Heiterkeit zeigen sollten.

„Seht da, Graf Thurn“, stieß Harrant diesen leise an und flüsterte ihm ins Ohr: „Da weht das weiße Tuch! Das ist das letzte Zeichen für uns. Nun müssen wir das Feuern auf der ganzen Linie einstellen. Jetzt sind sie beim Könige.“

„Jetzt!“ wiederholte Thurn mit Nachdruck. „In einer Stunde kann viel entschieden sein!“

Er trat vom Bankett zurück; die Offiziere zerstreuten sich in der Schanze, besichtigten den Bau, die einzelnen Geschütze und ließen sich in Gespräche mit der Bedienungsmannschaft ein.

„Ihr habt ja wol in Wien eine Zeit lang bei der kaiserlichen Artillerie gestanden, Büchsenmeister?“ fragte Kinski diesen. „Ist Euer Name nicht Schweickardt?“

„Schwickardt, nicht Schweickardt, mit Ew. Gnaden Verlaub“, erwiderte dieser; „ja wol; ich war noch zu Kaiser Rudolf's Zeiten Stückmeister in Wien und habe das Zeughaus einrichten helfen.“

„Richtig, jetzt erinnere ich mich, Schwickardt“, antwortete Graf Kinski. „Sollte es ihnen denn in der Stadt so an Geschützen fehlen, daß sie gar nicht feuern?“

„Was sie jetzt haben, weiß ich freilich nicht; aber damals hatten sie genug; Belagerungs- und Feldgeschütz. Ganze Karthaunen, halbe und Viertelskarthaunen, Nothschlangen, Feldschlangen, Viertelsschlangen, Falkun und Falkonets und Serpentinen; alle Gattungen waren da."

„Wie schwer schießen ihre Karthaunen?"

„Die ganzen achtundvierzig Pfund; die andern, je nach ihren Namen, die Hälfte oder das Viertel, zwölf Pfund Eisen. Die Falkunen schießen von sechs Pfund herunter bis auf ein Pfund, die Serpentinen gar nur ein halbes. Allein es sind lange, tückische Dinger; sie fassen ihren Mann sicher auf achthundert bis tausend Schritt!"

„Haben sie auch von der neuen Gattung? Wie heißen sie doch?" fragte Kinski; denn die Stückwissenschaft war unter den andern Truppentheilen wenig verbreitet.

„Haufnitzen, meinen Ew. Gnaden vermuthlich? Was die Türken Beludscha nennen? Nicht?"

„Ich denke ja; die die Granaten werfen. — Habt Ihr mit den Türken zu thun gehabt? Vielleicht gar einmal bei ihnen gestanden?" fragte Kinski.

„Ich nicht", antwortete Schwickardt; es sind zwar immerwährend deutsche Büchsenmeister, auch italienische bei den Türken, und ich sollte auch einmal dort Dienste nehmen, allein ich habe gedankt. Wäre einmal einem Padischah meine Nase nicht recht gewesen, er hätte sie frischweg abschneiden lassen und — allenfalls den Kopf dazu! Das ist nichts für mich! — Nein, ich lobe mir das deutsche Kriegswesen. Ist doch mehr Ordnung und Zucht und Sitte darin wie bei allen andern. Ich habe unter den Ungarn gedient, bei den Spaniern gestanden, bin mit den Franzosen zu Feld gewesen — doch ich bleibe bei den Deutschen!"

„In Raab habe ich Euch zuerst getroffen, Meister Schwickardt!“

„Das war damals, als Herr Nikolaus Perlin Obristwachtmeister und Baumeister dort war, und der Freiherr Hans von Springenstein General-Bausuperintendant und Hofkriegsrath!“

„Ganz recht! Die Herren wußten mit den Festungswerken umzugehen.“

„Das muß wahr sein“, bekräftigte der Büchsenmeister, „ihr Fach verstanden sie! Sie haben die große Redoute und das Hornwerk vor dem Bastion — wie hieß es doch? ich glaube Bastion Ferdinand — angelegt. Das sind Bauwerke! Da müßten die Türken den Teufel im Leibe haben, wenn sie die Festung wiedernehmen sollten!“

Neunundzwanzigstes Capitel.

Während dieses Gesprächs, das Kinski mit dem Büchsenmeister führte und dem die andern Offiziere aufmerksam zuhörten, weil ihnen das Artillerie- und Ingenieurwesen als eine ganz besondere Wissenschaft fast so fremd war, als wenn es gar nicht zum Kriege gehörte, waren Thurn, Harrant, Graf Schafgotsch und Berka in eifriger, aber leiser Unterredung auf- und abgegangen. Sie hatten oftmals mit spähenden Augen nach den Wällen Wiens hinübergeblickt und dann den Kopf geschüttelt.

„Es dauert doch länger als ich glaubte“, sagte Thurn endlich, „allein es muß sich doch zuletzt entscheiden. Ent-

weder — oder .... Ich wollte aber, König Ferdinand gäbe gütlich nach, denn das Aeußerste vermiede ich doch gern."

„Einige harte Verhandlungen wird es immer kosten", meinte Harrant; „der König gibt mit seiner Unterschrift beinahe die selbständige Herrschaft über sein ganzes Reich auf!"

„Nein, Harrant", fiel Schafgotsch ein, „das kann ich nicht zugeben; er gibt nur die Macht der einen Partei auf, die uns bisher nach Willkür in Haß und Habsucht bedrückte. Stimmt er den ständischen Anträgen bei, so kann er uns freilich nicht mehr durch seine Jesuiten tyrannisiren lassen; allein er kann in Vertrauen und Frieden mit uns gemeinsam die Lande verwalten. Das heißt nicht die Herrschaft aufgeben, sondern sie wahrhaft gewinnen."

„Der Meinung bin ich auch", erwiderte Thurn. „Er gibt nur Jedem was ihm zukommt, und so behält auch er das Seinige."

„Wenn Alle so gemäßigt dächten wie ihr und ich", versetzte Harrant; „allein wer weiß, was man ihm nach dieser Bewilligung abdrängt?"

„Doch nicht mehr als er schon verloren hat", antwortete Thurn lebhaft; „er ist doch nicht mehr König der Böhmen, wenn wir seine Wahl für ungültig erklären! Die paar Fußbreit Landes, die seine Heere noch in Böhmen besitzen, sind doch wol hinlänglich aufgewogen dadurch, daß ich mit der Hälfte der böhmischen Heeresmacht jetzt vor den Thoren Wiens stehe, — und vielleicht noch heute einrücke!" setzte er in allzu verwegener Hoffnung hinzu. — „Werden mir", fuhr er, da die Andern schwiegen, fort, „die Thore gutwillig geöffnet, so bin ich morgen bereit, Ferdinand als König der Böhmen anzuerkennen, und will weder meines

alten Protestes gegen seine Wahl, noch der Gesetzwidrigkeiten bei seiner Krönung gedenken. Muß ich aber Wien nehmen, dann freilich bleibt die Krone Böhmens für Ferdinand was sie ist, — verloren!“

Thurn, den sein Waffenglück allzu sicher gemacht hatte, sprach dies mit dem Ton eines gebietenden Fürsten, der die Krone nach Belieben zu vergeben habe. Wie so Viele konnte er dem Schwindel der Höhe nicht widerstehen, und es regte sich in ihm jetzt der Uebermuth, sich großmüthig gegen Ferdinand zu bezeigen!

Die Andern hörten die Worte, wie man in ihren Mienen lesen konnte, nicht mit Beistimmung an.

„Jedenfalls“, begann Berka, „thun wir wohl, abzuwarten, bis das Zeichen gegeben ist, auf das wir harren. Wir wollen den Pelz des Bären nicht verkaufen, bevor wir ihn erlegt haben.“

Thurn wollte antworten. Das Geräusch eines schnell heransprengenden Reiters lenkte jedoch die Aufmerksamkeit auf diesen. Eine Staubwolke hüllte ihn so ein, daß weder Züge noch Tracht zu erkennen waren, bis er wenige Schritte von den ihrigen sein Pferd anhielt und sich ruhig näherte.

„Wolodna! Ihr seid's! Was bringt Ihr uns?“ rief Thurn, der ihn zunächst erkannte, ihn an.

„General, der Oberst Radnicz schickt mich mit der Meldung, daß es während der Nacht einem Kürassierregiment von dem Corps des Grafen Dampierre gelungen ist, unsere Linie zu passiren und durch das Wasserthor in die Stadt zu gelangen.“

„Alle Teufel!“ rief Thurn heftig. „Wo sind sie durch die Postenketten gebrochen? Wer hat da seine Schuldigkeit nicht gethan?“

„Ich habe nur die Meldung zu machen“, antwortete Wolodna, „von den nähern Umständen weiß ich nichts!“

„Der Umkreis ist zu weit“, bemerkte Harrant entschuldigend, „es ist unmöglich, in der Nacht alle Straßen abzuschneiden!“

„Aber ein ganzes Regiment! Wenn es eine Streifpatrouille gewesen wäre!“ fuhr Thurn erhitzt fort. „Reitet zurück, Wolodna! Der Oberst Radnicz soll mir sogleich selbst das Nähere berichten! — Wer hat das Regiment geführt?“

„Der Oberst vermuthet, wie ich hörte, daß es das Kürassierregiment des Obersten St.-Hilaire gewesen ist“, fuhr Wolodna in dienstlichem Tone fort.

„St.-Hilaire — das wäre möglich! Das wäre die einzige Möglichkeit!“ rief Thurn; „aber er muß einen verwegenen Marsch gemacht haben. — Wir müßten noch zehntausend Mann haben, um die Stadt rings auf beiden Ufern der Donau zu umschließen!“

„Er könnte auch auf Schiffen die Donau selbst herabgekommen sein, von Krems aus!“ bemerkte Graf Schafgotsch.

Der Büchsenmeister trat plötzlich an den Kreis der Sprechenden und brachte dem Obristzeugmeister die Meldung, daß ein einzelner Mann quer über den Raum zwischen dem Glacis der Gräben und der Batterie gerade auf diese zuschreite. „Soll ich auf den einzelnen Menschen Feuer geben?“ fragte er.

„Nur nicht mit der Karthaune!“ sagte Harrant. „Haben wir aber nicht etliche Hakenschützen zur Hand?“

„Sie sind alle auf die Batterien des Centrums und des linken Flügels vertheilt“, antwortete der Büchsenmeister, „weil von hier aus nur einige Schüsse geschehen sollten.“

Berka, der auf das Bankett getreten war, sprach zurück: „Der Mann winkt mit einem Tuch; er scheint eine friedliche Meldung zu bringen.“

„Wir müssen ihn heranlassen“, bestimmte Thurn.

Wolodna fragte an, ob er jetzt zurückreiten solle. Thurn hieß ihn noch warten. Er hatte eine Vermuthung, daß der seltsame Parlamentär aus der Stadt ihm etwas Wichtiges bringe.

„Bei Sanct-Johannes!“ rief überrascht Berka, der noch immer auf dem Bankett stand, „das ist der narbenbedeckte Graubart, der schon mit Tharradel hier im Lager war!“

„Das bedeutet uns etwas!“ sagte Thurn ernsthaft und trat gleichfalls rasch auf das Bankett.

In wenigen Minuten erschien Reubner in der Batterie und ging gerade auf Thurn zu.

„General“, redete er diesen an, „ich habe Euch Botschaft zu bringen von dem Herrn von Ebergassing.“

„Gute doch, hoffentlich!“

„Geheime“, sprach Reubner kurz, und seine Züge sagten, daß es wichtige, aber wenig erfreuliche sei.

Thurn trat einige Schritte seitwärts. Nach den ersten Worten Reubner's verfärbten sich seine Züge. Reubner hatte mit der Nachricht begonnen, daß Alles fehlgeschlagen sei, und erzählte nun, was in der Burg vorgegangen war, und den plötzlichen Umschlag bei Erscheinung des Reiterregiments.

„Verdammt!“ rief Thurn und stampfte mit dem Fuße. „Wolodna, auf der Stelle reitet zurück und bescheidet den Oberst Radnicz hierher. Ich muß erfahren, wie das möglich sein konnte!“

Er winkte jetzt Berka, Schafgotsch, Kinski und Harrant heran und sagte ihnen, was Reubner ihm mitgetheilt habe.

„Dacht' ich's doch, daß der Teufel uns ein Ei ins Nest legen werde“, rief Berka heftig aus.

„Es ist sehr bedenklich“, meinte der ruhigere Harrant.

„Was ist nun noch zu bedenken?“ rief Thurn in zorniger Aufwallung. „Ferdinand hat sein Urtheil gesprochen! Die böhmische Krone ist nun frei, völlig frei! Jetzt müssen wir eine andere Sprache reden. Ihr, Obristzeugmeister, seid jetzt unser Redner! Nun will ich die Stadt beschießen, bis die Bürger selbst sie mir übergeben. Wenn ihre Dächer in Flammen stehen und durch die Straßen leuchten, werden sie wol den Weg zu den Thoren finden, um sie uns zu öffnen! Ich will alles Geschütz, was ich noch habe, in die Laufgräben führen lassen, und auf der Stelle sollen alle Batterien feuern!“

„General“, sagte Reubner mit Nachdruck, „wollt Ihr mir gestatten, ein Wort zu sagen?“

„Was du willst. Rede, Alter!“

„Das Wien in dieser Stunde ist nicht mehr das Wien von heut Morgen! Die Stadt steht auf dem Kopfe! Dieselbe Pöbelmasse, die der Deputation zujauchzte, als sie in die Burg zog, wollte die Einzelnen steinigen, zerreißen, als sie, daraus vertrieben, in den Straßen erschienen. Es ist als ob mit einem male alle Katholischen aus der Erde gespien und alle Protestantischen von der Erde verschluckt wären! Die Jesuiten sind in voller Arbeit und hetzen das Volk. Der spanische Gesandte, der gleich mit dem Pater Lamormain zusammensteckte, hat den König aufgefordert, alle Evangelischen von Ansehen verhaften zu lassen, die Stände

zuerst.*) Der König hat es aber abgeschlagen. Er hat ihnen freigestellt, die Stadt zu verlassen; er will nur unter seinen Glaubensgenossen kämpfen und sich unter Wiens Trümmern begraben.**) Der Herr von Ebergassing läßt Euch daher ganz besonders ersuchen, heut nichts gegen die Stadt zu unternehmen, weil es sonst unfehlbar ein Blutbad gegen alle Evangelischen geben würde. Der Pöbel würde nicht im Zaum zu halten sein!"

Thurn's Stirn runzelte sich finster. Das Blut in seinen Adern rollte.

„Nur die Zeit gönnt den Unsrigen noch, General", fuhr Reubner fort, „sich hier ins Lager zu flüchten. Es wird keine zwei Stunden dauern, so sind die Häupter der Evangelischen alle hier, mit Allem was sie in der Eile retten können. Sie wollen die günstige Gesinnung des Königs Ferdinand nützen, denn der Umschlag könnte allzu rasch erfolgen."

Einige Augenblicke stand Thurn wie zur Bildsäule erstarrt.

„Was meint Ihr, Harrant?" fragte er diesen. „Wenn wir die Bestürzung in der Stadt benutzten und gleich jetzt einen Kugelregen hineinschickten, daß sie sich nicht besinnen könnten, ... so nähmen wir sie doch noch vielleicht im ersten Anlauf!"

„Nein, General!" fiel ihm Reubner mit entschlossenem Tone ins Wort. „Gerade jetzt sind sie wie vom Teufel besessen! In der ersten Hitze würden sie einen Widerstand leisten wie verbissene Jagdhunde. Wenn die Glut etwas kühler geworden ist, werden Tausende, die jetzt, im Eifer

---

*) Historisch.
**) Historisch.

sich weiß zu brennen, die Fahne gewechselt haben und voran- laufen, sich still zurückziehen. Schon morgen wird der Eifer viel kälter geworden sein. Dann läßt sich das Werk sicherer anfassen. Geschieht es mit Nachdruck, so denke ich, in etlichen Tagen wird das Blatt sich wiederum günstig für uns wenden!"

Sein Auftrag und sein Muth, der ihm in der Gefahr die kalte Besonnenheit ließ, gaben dem schlichten Kriegsmanne das Recht zu dieser zuverlässigen Sprache so hohen Offizieren gegenüber.

„Dieser Graubart", sagte Harrant, „der mir den Krieg und die Welt zu kennen scheint, hat Recht, glaube ich. Jetzt wollen wir die Zeit nützen, unsere Batterien sämmtlich zu armiren, und über Nacht noch etliche neue Schanzen aufführen. Morgen mit Tagesanbruch können wir dann das nachdrücklichste Feuer eröffnen."

„Aber um Mitternacht, denke ich, schicken wir ihnen ein paar Hundert Brandkugeln und Granaten aus den Hanfnitzen in die Dachluken", sagte der Büchsenmeister vorwitzig dazwischen, der, da auch die übrigen Offiziere sich im Kreise um den Erzähler gesammelt hatten, gleichfalls hinzugetreten war und sein Feuerwerkerlicht leuchten lassen wollte.

„Das wollen wir überlegen, Büchsenmeister", bedeutete ihn der Obristzeugmeister, „denn es ist nicht wohlgethan, gleich die Stadt zu Grunde zu richten. Erst wollen wir sehen, ob wir's mit den Wällen und Thoren zwingen!"

Berka, der immer wieder unruhig auf das Bankett stieg, berichtete jetzt, daß aus dem Burgthor eine schwarze Schaar sich hervordränge.

„Das sind zuverlässig Flüchtige", rief Reubner. „Ich denke, sie lassen sie hinaus, weil sie sie in der Stadt mehr

fürchten als draußen; denn wer weiß, was geschähe, nachdem der erste Schreck vorüber ist! Es gäbe vielleicht einen doppelten Kampf mit den Feinden drinnen und mit denen draußen!"

Thurn that noch mehr Fragen über Einzelnes an Reubner, die dieser mit der Sicherheit eines gesunden Verstandes beantwortete, und wo es ihm gut dünkte, seine entschlossene kriegerische Meinung hinzufügte.

Während dieser Unterredung hatten sich die Flüchtigen aus den Thoren Wiens genähert. Es waren, wie Reubner gesagt hatte, die evangelischen Mitglieder der Stände und eine große Zahl von andern angesehenen Protestanten. Unter ihnen Tharradel selbst. Sein ganzes Wesen war wie verwandelt. Er, der wenige Stunden zuvor noch so zuversichtlich, so voll rüstiger Kraft und Energie war, erschien wie zerbrochen. Es war als habe ihn eine höhere Macht völlig gelähmt. Statt sich an Thurn zu wenden, den er inmitten der Offiziere erkennen mußte, suchte er scheu mit den Augen nach Reubner, und als er ihn erkannte, schwankte er bleich auf diesen zu.

„Um Gottes Willen, Herr von Tharradel", sagte Reubner leise, „was ist mit Euch vorgegangen? Rafft Euch doch zusammen, daß wir diesen Böhmen kein übles Schauspiel geben! Sind wir gleich für den Augenblick geschlagen, so kann sich doch das Glück wieder wenden. Wir müssen nicht allzu demüthig auftreten."

„Ja, wir sind geschlagen", entgegnete Tharradel düster und matt, „und mich hat Gott geschlagen!"

„So wird er Euch wieder aufrichten", drang Reubner mit dem Ton inniger Bitte in ihn; er nahm ihn beim Arm und schüttelte ihn gewissermaßen wach aus seinem wüsten Traum: „Fasset doch Muth, lieber Herr!"

Tharradel versuchte es; allein seine Kraft war gebrochen durch eine höhere Gewalt. Er war in seinem Glauben erschüttert. Der Hergang in der Burg war ihm so wunderbar erschienen, daß er auf ihn wirkte, als habe Gottes Strafgericht ihn ereilt.

Thurn wurde seiner gewahr und trat auf ihn zu. „Herr von Ebergassing“, redete er ihn an, „bestätigt Ihr, was dieser Kriegsmann uns berichtet hat? Sieht es so übel aus in Wien?“

„Der Herr hat seinen Arm wider uns gewandt“, antwortete Tharradel, und sein verstörter Blick schweifte umher. „Seine Hand hat uns geschlagen! Unsere Feinde rufen Sieg!“

„Der Mann ist krank“, wandte sich Thurn leise zu Harrant und den Andern; „es wird keinen guten Eindruck machen, wenn man ihn in diesem Zustande erblickt. Erlaubt, daß ich ihn gleich in Euer Zelt führen lasse; es ist uns das nächste.“

Harrant bejahte natürlich.

„Ihr seid erschöpft, Herr von Ebergassing“, redete Thurn diesen wieder an. „Ihr müßt Euch erst ausruhen und erquicken. — Ihr, Freund“, wandte er sich zu Reubner, „begleitet den Herrn in das Zelt des Herrn Obristzeugmeisters.“

Oberst Schafgotsch, der Tharradel seit längerer Zeit kannte, war ihm mit mitleidigem Erstaunen näher getreten. Thurn sagte zu ihm: „Ihr habt wol die Güte, Oberst Schafgotsch, den Herrn von Ebergassing zu führen und die nöthige Sorge für ihn zu tragen.“

„Ich treffe Euch bald dort“, wandte er sich noch einmal zu Tharradel.

Dieser war so schwach, daß er sich willenlos fortführen ließ. Seltsamerweise hatte eben die religiöse Begeisterung, die ihn zu seinem ganzen Handeln antrieb, durch die Wendung des Ereignisses diesen gewaltigen Rückschlag auf ihn ausgeübt. Er war, wie es leidenschaftlichen Gemüthern, die das Maß selten kennen, begegnet, irre an sich selbst, irre an Dem, wofür er so eifrig gestritten, geworden. In seinem Glauben selbst war er erschüttert. In dunkler Ahnung bewegte es seine Seele, als habe er durch die verwegene Hand, die er gegen den König erhob, einen Frevel begangen, den der Himmel an ihm strafe. Eine unklare Mischung der auf ihn zurückwirkenden Eindrücke, seiner Verirrung, seines Durchbrechens der geheiligten Schranken, die das Haupt des Herrschers umgeben, seiner Zweifel an der Wahrheit und Gerechtigkeit einer Sache, die des Himmels Fügung so plötzlich scheitern ließ, während die der Gegner verherrlicht aus dem Kampfe, durch den sie schon vernichtet schien, hervorging: alles Dieses wogte in seinem Innern und hatte ihn für den Augenblick wenigstens so betäubt, daß er seiner selbst nicht Herr war. Zwischen dem Grafen Schafgotsch und Reubner unsicher hinschwankend, verließ er die Schanze, kaum wissend, wohin er geführt wurde. Ja, Thränen liefen über seine bleichen Wangen.

Die Zahl der Flüchtigen hatte sich indessen sehr vermehrt. Von allen Seiten wurden sie umstanden, und man hörte staunend ihre Berichte über das seltsame Ereigniß an.

„Sie waren wie aus der Erde gewachsen“, erzählte Einer, indem er von den Reitern sprach; „kein Mensch hatte sie die Gassen heraufkommen sehen; ihre Trompeten schmetterten dicht hinter uns, ehe wir einen Hufschlag gehört.“

„Und als ob sie hätten wissen können, was droben vorgehe! Eine Minute später, und das Verlangen der Stände war genehmigt, war unterzeichnet“, ergänzte ein Anderer.

„Wie das aber auch gleich auf die Menge wirkte!“ berichtete ein Dritter. „Vorher hatte man nichts gehört als den Ruf: «Fort mit Ferdinand, fort mit den Jesuiten! Ins Kloster mit dem Mönch!» Und plötzlich schallte die Luft wieder von dem Geschrei: «Es lebe Ferdinandus! Nieder mit den Ketzern!» — «Hinaus mit ihnen zur Stadt!» brüllten Andere, und wir waren froh, daß der König Ferdinand selbst sogleich geboten hatte, man solle uns die Thore zur Flucht öffnen.“

„Ja, und der Pater Lamormain kam von der Burg herunter, ganz in Glut, wie ein Verzückter. Nimmermehr habe ich den Mann mit dem versteinerten Gesichte so gesehen! In seinen Augen sprühten Blitze! «Gott selbst hat sich uns verkündet, meine Brüder!» rief er auf dem Burgplatze, breitete die Arme segnend aus und erhob sie dann gen Himmel: «Fallt auf die Knie und betet!»“

„Und wie wirkten diese Reden auf das Volk?“ fragte Harrant.

„Als ob der Schwindel, als ob eine Verzückung sie ergriffe! Hunderte stürzten auf die Knie und streckten die Arme gen Himmel. Andere stürmten fort und riefen: «Wir wollen uns vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen! Wir wollen uns unter dem Schutt Wiens begraben!»“

„Die Schwarzröcke“, begann der Erste der Erzähler wieder, „schürten das Feuer überall. An allen Gasseneckeu sah ich, als ich hinausflüchtete, Redner in der schwarzen Kutte, die dem Volk das Wunder erzählten!“

„Welches Wunder?“ fragte Berka.

„Nun, sie behaupten, der König Ferdinand habe sich

vor das Crucifix auf die Knie geworfen und um Rettung in der Bedrängniß gefleht. Da sei ihm unser Herr Christus erschienen und habe ihm zugerufen, er werde ihn nicht verlassen. Das hat ihm solch einen Muth gegeben!"

„Ich selbst hörte", bekräftigte ein Anderer, „wie einer der Brüder der Gesellschaft Jesu, den ich sehr wohl kenne, der Pater Thyßka ...."

„Das ist Lamormain's schlauester und eifrigster Helfershelfer", rief Berka aus, „o der ist uns wohl bekannt in Prag! Nun und was war mit dem?"

„Es hatte sich ein Kreis von Hunderten um ihn versammelt. Denen erzählte er die Wundererscheinung mit vielen lateinischen Floskeln. «Unser Herr und Heiland», sagte er am Schluß, «schwebte selbst herab vom Himmel, erschien von einer Glorie umstrahlt dem betenden frommen Könige und rief ihm zu: Ferdinande non te deseram!» *)"

„Das sind Jesuitenstücke!" brach Berka aus; „mit solchem Aberglauben nähren sie das Volk!"

„Und das folgt ihnen blind, und stürzt wie wahnsinnig in den Tod, von solchen Reden gestachelt", fiel der Erzähler bei. „Die Studenten haben sich sogleich zusammengeschaart zu einem streitbaren Corps. Sie wollen alle Kriegsdienste thun!" **)

„Sie haben schon angefangen", sagte ein Anderer der Flüchtlinge; „ich sah, wie sie selbst Geschütze nach dem Wall zogen und sich als Pferde vorspannten.***) Sie wollen auf alle Bastionen Karthaunen und Feldschlangen bringen. Bis jetzt haben viele Stücke noch im Zeughaus gestanden,

*) Historisch überliefert.

**) Historisch.

***) Historisch.

weil sie nicht Stückmeister und Gehülfen genug hatten. Nun will Alles helfen!"

Thurn, Harrant und die andern Feldobersten umstanden sammt vielem Kriegsvolk diese Erzähler.

Finstere Wolkenschatten lagerten sich auf die Stirn des Oberfeldherrn bei allen diesen Berichten, die auf ganz andern Widerstand schließen ließen, als er bisher erfahren. Seine eben zuvor gefaßten Entschlüsse wurden erschüttert.

Nicht ohne eine stille Beschämung empfand er auch die schonende Gesinnung Ferdinand's, welcher nach Dem, was ihm widerfahren, nicht Rache an Denen übte, deren Führer ihn so schwer in seinen Rechten beleidigt hatte, sondern ihnen sicheres Geleit für ihre Flucht gab.

Welche auch die Ursachen waren, die den König zu dieser mildern Gesinnung stimmten, ob er mehr seinen Vortheil dabei zu Rathe zog, oder ein Gefühl des Dankes hatte, den er für seine eigene Rettung dem Himmel schuldete: so viel war gewiß, schauervoll wäre das Geschick der Unglücklichen gewesen, wenn sie der Rache ihrer Gegner preisgegeben worden wären!

Alle diese Betrachtungen wogten in der Seele des Mannes, der noch vor wenigen Minuten auf dem Gipfel sichern Erfolgs zu stehen glaubte und sich jetzt plötzlich in die Lage höchst zweifelhafter Entscheidung gedrängt sah.

„Ich ahnte einen Umschlag der Dinge", sprach Berka halblaut zu Thurn; „ich wollte, ich hätte Unrecht gehabt."

„Ja, es sind üble Dinge vorgefallen", antwortete Thurn sich ermannend; „allein noch brauchen wir uns nicht verloren zu geben. Im Gegentheil. Was haben wir im Grunde eingebüßt? Wir hätten einen guten Vertrag geschlossen,

das ist wahr, und wären friedlich in Wien eingerückt, oder in Güte zurückgekehrt. Aber wer hätte uns für die Dauer eingestanden? Jetzt werden wir gewaltsam einrücken; wir machen keine Verträge mehr, sondern schreiben Gesetze vor!"

„Nachdem wir eingerückt sind, doch erst", sagte Berka besonnen warnend.

„Wir müssen jetzt Maßregeln dazu treffen!" erwiderte Thurn, seine gereizte Stimmung überwindend, nach einigen Augenblicken. „Anderes Wetter, andere Röcke! — Allein ich will nicht Alles auf meinen Kopf allein nehmen. Wir müssen Kriegsrath halten!"

Er bestimmte sogleich, daß Befehl an alle Feldobersten ergehen solle, sich in seinem Zelte zu versammeln. Er selbst, mit Berka und Kinski, ritt sofort dahin zurück.

Dreißigstes Capitel.

Am Tage nach dem rettenden Ereigniß saß König Ferdinand in seinem Cabinet am Arbeitstische. Vor ihm stand ein Offizier der Cavalerie in voller Uniform. Es war der Oberst Gebhardt von St.-Hilaire. Er harrte, so schien es, ehrfurchtsvoll auf die Behändigung eines Blattes, welches der König in der Hand hielt und noch einmal durchlief. Als er es zu Ende gelesen, stand er auf und sprach in bewegtem Tone zum Obersten:

„Außer den Belohnungen, die ich Euch, mein lieber Oberst, und Euren wackern Leuten bereits ertheilt *), habe ich befohlen, dem Regiment ein Ehrenzeichen zu verleihen, wodurch sich auch unsere Nachkommen an das Ereigniß erinnern mögen, welches Wir nächst der Gnade Gottes Eurem und Eurer Mannschaft ausdauerndem und kühnem Muthe verdanken."

Der Oberst warf einen Blick auf die mit dem Siegel und der Unterschrift des Königs versehene Urkunde.

„Ich will Euch", sprach der König, „den Inhalt dieses Blattes selbst vorlesen."

Er las mit feierlicher Stimme:

„Dieweil Unser tapferes Kürassierregiment St.-Hilaire sich nach einem kühnen und verwegenen Marsch am 11. Juni des Jahres Unsers Herrn Eintausend sechshundert und neunzehn in die von dem böhmischen Rebellenheere hart belagerte Stadt Wien geworfen, und durch sein unvermuthetes Erscheinen auf dem Burgplatze Se. Majestät den König Ferdinand von Ungarn und Böhmen aus der Gewalt aufrührerischer Unterthanen befreit hat, als welche durch den Klang der schmetternden Trompeten erschreckt, in ihrem bösen Gewissen die Flucht ergriffen: so soll diesem Unsrem tapfern Regimente durch gegenwärtige Urkunde von heut ab auf ewige Zeiten das Recht verliehen sein, jegliches mal, wann dasselbe nach Wien kommt, im vollen Kriegsstaat und Waffen zu Pferd, in drei aufeinander folgenden Tagen, durch die Burg zu marschiren, und auf dem Burghofe drei mal mit allen schmetternden Trompeten zu blasen. Auf daß allem Volk in Erinnerung bleibe, und noch nach Hunderten

*) Der Oberst St.-Hilaire erhielt das Oberschiffamt, erblich auf seine Familie, in deren Besitz es 111 Jahre geblieben.

von Jahren das Gedächtniß bewahrt werde, wie das tapfere Regiment St.-Hilaire Thron und Reich von Untergang und Schmach gerettet hat."

Als Ferdinand geendet hatte, rief der Oberst in glühendem Dankgefühl, indem er die Hand auf die Brust legte: „Wann und wo Ew. Majestät befehlen, werden ich und mein Regiment uns in den Feind stürzen, und mit unsrem Blute diese heilige Schuld des Dankes zahlen!"

Ferdinand reichte ihm die Hand, drückte sie herzlich und sprach: „Nicht Ihr habt eine Dankschuld zu zahlen, sondern ich! Geht jetzt, lieber Oberst, theilt Euren tapfern Leuten die Urkunde mit, und versichert sie Alle meiner Gunst und Gnade! Wer von ihnen jemals in Noth ist, soll sich an mich wenden."

Darauf winkte er mit Ansehen; der Oberst zog sich in freudiger Erschütterung zurück.

Als er das Gemach verließ, trat Pater Lamormain unangemeldet ein. Er schritt auf den König zu, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und redete ihn an: „Vergönnen mir Ew. Majestät, die Hand des würdigen Sohnes unserer heiligen Kirche zu küssen, an dem sich des allmächtigen Gottes Gnade so wunderbar verkündet hat."

Der König wehrte dem Handkuß, drückte aber die Hand seines Beichtvaters mit Wärme. „Wem anders", sagte er, „als Eurem frommen Rath und Beistand habe ich es, nächst der Gnade des allmächtigen Gottes, der mich mit seiner Kraft erfüllte, zu danken, daß ich fest blieb in der Versuchung, und mein Vertrauen auf Den allein setzte, in dessen Hand jegliche Schickung liegt? — Theurer Pater Lamormain, nie werde ich es Euch vergessen, daß Euer Zuspruch mich festhielt im Vertrauen, daß ich diese Stadt nicht flüchtend verließ, obgleich Alles verloren schien. Euer Glaube

hat sich bewährt; es ist uns Rettung geworden aus höchster Noth, und Gott der Allgnädige, so hoffe ich fest, wird mich auch ferner geleiten auf meinen schweren Wegen!“

„Solange Ew. Majestät Ihre Kraft und Macht dem Dienst der heiligen Kirche widmen, wird der Allmächtige Ew. Majestät Haupt beschirmen“, sprach Lamormain mit gen Himmel gerichteten Blicken. — „Schon“, fuhr er ruhiger fort und seine Züge nahmen wieder den weltlichen Ausdruck scharfblickender Klugheit an, „schon gibt uns der gnädige Gott neue Zeichen seiner Huld. Soeben habe ich Briefe von dem Herrn von Martiniz aus München empfangen, die mir ein frommer Bruder der Gesellschaft Jesu überbracht hat. Er hat den Weg unter unglaublichen Mühen und Gefahren unversehrt zurückgelegt! Martiniz berichtet aufs günstigste über den Fortgang der hochwichtigen Angelegenheit, der Ew. Majestät endlich auf diejenige Stelle führen wird, welche Ihnen allein gebührt und von wo aus Sie das Schicksal der Welt leiten werden.“

„Er schreibt über die Kaiserwahl?“ fragte Ferdinand.

„So ist es. Die Aussichten Ew. Majestät werden mit jedem Tage günstiger. Der Herzog Maximilian wird mit immer größerm Erfolge dafür gestimmt, daß Ew. Majestät den deutschen Kaiserthron besteige, der schon so gut wie ein Erbtheil des Hauses Habsburg ist, und den es, als das mächtigste der Erde, auch festhalten muß als sein wohlbegründetes Eigenthum.“

„Es ist wahr“, sagte Ferdinand fromm, „der Himmel hat die Wahl der deutschen Fürsten seit langer Zeit Unsrem Hause zugewendet!“

„Die Fürsten erfüllen damit nur die natürlichen Rechtsansprüche des erlauchten Hauses Habsburg“, erwiderte Lamormain. „Es erheben sich zwar bei jeder Wahl Wider-

sacher und Mitbewerber, allein sie werden auch diesmal den Sieg nicht davontragen."

„Lieber Lamormain", antwortete Ferdinand bedenklich, im vertraulichen Ton, „wir wollen nicht zu sicher sein! Bei der wachsenden Macht der protestantischen Fürsten ..."

„Lassen wir sie wachsen, Majestät! Sie vernichten sich selbst durch Neid und Zwiespalt", unterbrach Lamormain mit einem Lächeln, das fast noch mehr Verachtung als Hohn ausdrückte. „Sie sind zu eifersüchtig aufeinander! Ehe sie einem der Ihrigen den Glanz der Kaiserkrone gönnten, sähen sie sie doch noch lieber auf dem Haupte eines Sprößlings aus dem Hause, das sie seit Jahrhunderten trägt. Diese Gesinnung ist es, welche auch Herzog Maximilian zu theilen beginnt."

„Sind wir des Herzogs Maximilian wirklich so ganz sicher, Lamormain?" fragte Ferdinand mit halb schmerzlichem, halb besorglichem Tone; „er war mit dem Kurfürsten von der Pfalz vertrauter, als der innigste Genosse meiner Jugend und meines Glaubens es sein sollte!"

„Das ist, hoffe ich, vorüber! ganz vorüber!" antwortete Lamormain sicher. „Der Plan des Kurfürsten von der Pfalz, der den Herzog selbst durch den Glanz der Kaiserkrone zu blenden und zu seinem Bundesgenossen zu machen gedachte, ist als gescheitert zu betrachten. Es werden zwar immer noch neue Versuche, die dahin zielen, gemacht; allein wir sind auf unserer Hut und arbeiten dagegen. Eben darüber macht Herr von Martiniz, der eifrig und geschickt verfährt, sehr günstige Mittheilungen. Nichtsdestoweniger bleibt er nicht unser einziger Vertrauter und Agent. Ich habe noch andere Verbindungen in München, die er nicht einmal kennt, noch kennen darf. Ich bin mit dem Beichtvater des Herzogs, Pater Eusebius, und mit dem Hofkaplan Dr. Klesheim in

vertrauten Beziehungen. Ja, ich habe schon mein Auge auf eine geschickte Person geworfen, die ich, falls Ew. Majestät es genehmigen, mit einer Sendung an sie beauftragen möchte. Doch ist daran erst später zu denken. Jetzt müssen uns andere, dringendere Angelegenheiten beschäftigen. — Es ist", fuhr er nach einem kurzen, bedeutungsvollen Schweigen fort, „gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Kurfürst Friedrich von der Pfalz nach der böhmischen Krone trachtet. Er hat geheime Abgesandte bei sich gesehen, sich zwar scheinbar geweigert, aber doch merken lassen, er werde dringenderen Anträgen nachgeben."

„Meine Krone will er an sich reißen, die ich schon auf dem Haupte trage?" rief Ferdinand aufwallend. „Das wäre Reichsverrath!"

„Es wird ihm nicht gelingen, ihn zu vollführen, wenn Ew. Majestät die Kaiserkrone auf Ihr Haupt setzen. Und gerade dahin wirkt er durch sein thörichtes Trachten. Denn die Ketzerfürsten hassen sich untereinander, und die Lutheraner sind erbitterter auf die Calvinisten als auf uns selbst. Weder der Kurfürst von Sachsen noch irgend ein Anderer der ketzerischen Union gönnt dem Kurfürsten von der Pfalz, diesem Erzcalvinisten, solchen Zuwachs an Macht und Größe. Je mehr er dahin trachtet, je sicherer sind Ew. Majestät ihrer Stimmen für die Kaiserwahl."

„Sollte das Spiel jetzt wirklich so gut für mich stehen?" fragte Ferdinand zweifelnd.

„Wir haben einige vortreffliche Alliirte wider Willen dabei", entgegnete Lamormain mit satirischem Lächeln.

„Und die wären?"

„Zuerst der Hofprediger des Kurfürsten Friedrich, der gelehrte Doctor Scultetus. Er ist der größte calvinistische Zelot und treibt seinen Herrn mit allen Schrecken der Höl-

lenstrafen auf die gefahrvolle Bahn! — Dann die schöne Frau Kurfürstin Elisabeth. Sie kann es nicht vergessen, daß sie, die Tochter eines Königs von England, die Misheirath mit einem kleinen deutschen Kurfürsten gemacht hat, und liegt ihm täglich im Ohr, daß wer mit einer Königstochter zu Tisch sitze, auch den Muth haben müsse, einen Königsthron mit ihr zu besteigen."

„Und woher wißt Ihr das, Lamormain?" fragte der König erstaunt.

„O, Ihro Majestät! die Kirche muß wachsam sein, Auge und Ohr überall haben, denn der Feind ist überall geschäftig. Die Schrift sagt uns: Seid klug wie die Schlangen! Die Gesellschaft Jesu übt hauptsächlich dieses Gebot für die christliche Kirche, und" — setzte er mit einigem Selbstgefühl hinzu — „es ist nicht eben ganz leicht auszuführen. O ich könnte Ew. Majestät noch manchen unserer Alliirten nennen, der, indem er seiner Sache zu dienen glaubt, uns wider Willen dient. Dennoch müssen auch wir selbst alle Kräfte unserer Thätigkeit anspannen. Ew. Majestät würden, diesen eben empfangenen Nachrichten zufolge, nach meinem Rathe Sich baldmöglichst selbst nach Frankfurt zu begeben haben."

„Wie soll ich jetzt meine Erbstaaten verlassen", antwortete Ferdinand, „in deren Herzen der Feind hauset!"

„Gott wird uns helfen ihn besiegen", erwiderte Lamormain. „Er hat uns soeben ein sichtbares Zeichen seiner Gnade gegeben, sein Arm wird Ew. Majestät auch ferner schützen!"

„Thurn steht noch vor unsern Thoren!" sagte der König. „Bethlen Gabor droht; denn seine Hinterlist ist am meisten zu fürchten, je freundschaftlicher er sich zeigt. Den Oesterreichern kann ich nicht vertrauen, den Steiermärkern noch

weniger, — in allen meinen Landen nagt der Wurm der Ketzerei!"

„Der eherne Fuß des Allmächtigen wird ihn zertreten!" sprach Lamormain mit flammendem Auge, und nahm die stolz zuversichtliche Haltung an, wodurch er den König so oft beherrschte, indem er ihn ohne Scheu blicken ließ, daß es Fälle gebe, wo er als göttlicher Diener über dem weltlichen Herrscher stehe. „Nicht heut, nach solchen Zeichen göttlicher Gnade, dürfen wir kleinmüthig zagen!"

„Nein, Lamormain, ich bin nicht kleinmüthig", entgegnete Ferdinand, „aber die Gefahren drängen rings umher und ich erwäge sie mit offenen Augen."

„Und wären der Feinde so viele wie die Heuschrecken der Wüste und tobten ringsher die Heiden, hat des Herrn Hand nicht die Macht sie zu schlagen?" sagte Lamormain mit erhobenem Blick und Arm, in jener prophetischen Weise, von der er wußte, daß sie ihres Eindrucks auf Ferdinand's religiöses Gemüth nie verfehlte.

Der eintretende erste Kämmerer unterbrach das Gespräch durch die Meldung, daß die Räthe, Fürst Eggenberg und die Grafen Fugger, Khevenhüller und Trauttmansdorff, im Vorzimmer seien.

„Ich lasse die Herren bitten, sich in den Sitzungssaal zu verfügen", erwiderte Ferdinand auf die Meldung.

„Nur noch einige Briefe möchte ich Ew. Majestät unterthänigst zur Vollziehung vorlegen, bevor die Geheimerathsitzung beginnt", sagte Lamormain zu dem Könige, als der Kämmerer hinaus war, und öffnete ein Portefeuille. „Es sind dies die Angelegenheiten, die nicht zur Kenntniß der weltlichen Räthe zu gelangen brauchen", fügte er erklärend hinzu, indem er die Papiere auf des Kaisers Schreibtisch ausbreitete.

„Zuerst ein Schreiben an den Heiligen Vater, wegen der Klöster und Stifter in Tirol.“

Ferdinand las das Blatt und unterzeichnete.

„Dann an den Cardinal Richelieu. Er wird uns wichtige Dienste leisten können, wenn auch nicht sogleich.“

Ferdinand las. „Wir versprechen, dünkt mich, viel, Lamormain“, sagte er das Haupt wiegend.

„Wenn wir die Hälfte erfüllen, wird der Cardinal zufrieden sein“, erwiderte Lamormain lächelnd. „Unterzeichnen Ew. Majestät getrost. Es ist dies eine meiner geringsten Sorgen.“ — Er fuhr fort: „Dies der Brief an Bethlen Gabor. Ich habe ihn, da er ganz geheim bleiben muß, mit eigener Hand geschrieben; nur Ew. Majestät und ich wissen davon!“

„Gut, sehr gut“, antwortete Ferdinand. „Allein wie befördern wir das Schreiben? Ein vorzüglich sicherer Mann muß es sein. Einer auf dessen Muth und Verschwiegenheit wir unbedingt bauen können. Ich würde wol einen haben, doch er ist nicht in Wien!“

„Und der wäre?“ fragte Lamormain.

„Der Oberst Albrecht Wallenstein, dächte ich.“

„Wallenstein!“ wiederholte Lamormain und schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich würde großes Bedenken tragen, ihm diese Angelegenheit anzuvertrauen!“

„Hat er uns nicht erst jüngst die entschiedensten Beweise seiner Treue, seines Muths, seines Geschicks gegeben?“ fragte Ferdinand.

„Seines Muths und seines Geschicks, ja“, antwortete Lamormain; „er wäre auch der Mann, mündlich Alles zu ergänzen, was diesem Schreiben fehlt und fehlen muß. Allein — — ich würde ihm keinen Buchstaben davon anvertrauen!“

„Ich begreife Euch nicht! Der Oberst hat sich in Mähren geschlagen, so tapfer wie kein Anderer; er hat uns die volle Kriegskasse des mährischen Heeres überliefert.“

„Aber wir haben sie zurückgesandt, um den Grafen Dietrichstein nicht in Verlegenheit zu bringen! — Das hat uns der Oberst sehr übelgenommen! «Es verlohnte sich der Mühe, das Geld für den Adel zu retten!» war sein Gedanke. Ich fürchte seinen Ehrgeiz!“

„Würde der nicht größere Nahrung finden, wenn er den Böhmen seine Dienste gewidmet hätte?“ fragte Ferdinand.

„Wer weiß ob nicht gerade sein Ehrgeiz es ist, der ihn ihre Sache verwerfen ließ“, erwiderte Lamormain.

„Habt Ihr Mittheilungen darüber, Lamormain?“

„Ja“, antwortete der Pater mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Welche? Und durch wen?“ fragte der König erstaunt.

„Durch ihn selbst“, entgegnete der Pater mit dem nämlichen Lächeln. „Sein Auge, seine Stirn verrathen mir ....“

„.... Und darauf hin, Lamormain, wolltet Ihr einen Mann verwerfen, der uns durch Thaten so glänzende Beweise seiner Treue und Fähigkeit gegeben hat?“

„Ew. Majestät, denke ich, haben die Erfahrung gemacht“, sagte Lamormain mit einiger Empfindlichkeit und sein Uebergewicht geltend machend, „daß ich einigermaßen im Innern der Menschen zu lesen verstehe.“

„Das wol — aber Wallenstein!“

„Er wäre hier nicht der Mann, den ich wählte!“ sprach Lamormain entschieden. „Indeß wir sind der Bedenken überhoben, da er nicht hier ist. Allein ich bekenne Ew. Majestät, daß ich es mit deshalb so eifrig betrieb, ihn ein neues Regi=

ment in den Niederlanden werben zu lassen und damit zum Heer des Grafen Boucquoi zu stoßen, um ihn nicht hier in Wien zu haben!"

„Und wen könnt Ihr vorschlagen?" fragte der König etwas verletzt, aber sich unterordnend.

Um die Empfindlichkeit des Königs zu entfernen, antwortete Lamormain: „Der Dienst des Grafen Wallenstein wird uns an anderer Stelle vielleicht sehr nützlich sein können, — nur nicht hier!"

„Nun aber? Wer soll zu Gabor?" fragte Ferdinand ungeduldiger.

„Ich schlage den Grafen Piccolomini vor!"

„Gut denn; Piccolomini. — Allein, wird er gewandt genug sein den Einfluß zu brechen, den Jessenius übt?"

„An Gewandtheit wird es dem Grafen Octavio Piccolomini nicht fehlen; mehr an Entschiedenheit. Doch, dem sei wie ihm wolle, wir haben jetzt keinen bessern Mann."

„Also Piccolomini!" wiederholte Ferdinand mehr für sich; „er wird einen harten Kampf haben mit Jessenius, der jetzt aufs neue seine Landsleute in Ungarn und Siebenbürgen mit aller Macht seiner verführerischen Zunge wider uns aufreizt!"

„Es kommt doch wol der Tag, wo wir diese beredte Zunge zum Schweigen bringen", sagte Lamormain mit einem unheimlichen Zug um die schmalen, trockenen Lippen und einem noch unheimlichern Blick seines in der Höhle lauernden Auges. „Ich werde dem Grafen Piccolomini noch heut seinen Auftrag zufertigen. — Nun noch das Letzte", fuhr Lamormain nach einer kurzen Pause fort: „Es ist mein Schreiben an den Herzog von Uzeda. Ich habe es erst entworfen, um Ew. Majestät Befehle noch über einige Umstände einzuholen. Der Graf Khevenhüller",

setzte er ein wenig lächelnd hinzu, „muß es mitnehmen nach Madrid, allein er darf den Inhalt nicht kennen."

„Das wird schwer einzurichten sein", unterbrach ihn Ferdinand besorglich.

„Das Mittel ist schon gefunden. Der Graf nimmt in seinem Gefolge einen jungen Mann mit, der mir so ergeben ist, daß ich ihm den wichtigen Auftrag, geheimer Ueberbringer des Schreibens zu sein, unbedingt ertheilen kann. Es ist der Secretär des Grafen, ein junger Italiener, Benedetto Maschino, der früher beim Fürsten Eggenberg beschäftigt war. In der Voraussicht einer nothwendigen geheimen Verbindung mit dem spanischen Hofe habe ich mir diesen jungen Mann längst zugerichtet und ihn dem Grafen zu Dienstleistungen empfohlen, bevor er selbst ahnte, daß er nach Madrid gehen werde. Wer früh säet, dem reift die Aernte rechtzeitig. Der Graf glaubt sich den jungen Mann selbst zu seinem Begleiter nach Spanien gewählt zu haben, während ich ihn doch im Spanischen unterrichten ließ, bevor Graf Khevenhüller ihn kannte und die Plane für die Zukunft ahnte."

„Ihr seid ein Meister in der Politik, Lamormain", antwortete der König, „wie Ihr ein Vorbild im Glauben seid. — Gebt mir das Schreiben!" Ferdinand las es aufmerksam. — „Ganz einverstanden, Lamormain, ganz!"

„Auch wegen der Subsidien? — Und der Erneuerung der erbschaftlichen Bestimmungen in Betreff der böhmischen Krone?"

„Auch darüber!"

„So hätte ich nichts mehr und bitte Ew. Majestät mich gnädigst zu beurlauben."

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging.

Als Ferdinand allein war, erging er sich in bewundern-

den Betrachtungen über Lamormain. „Welch ein Mann! Welch ein Geist, welches Geschick, welche Treue und welche Glaubenskraft! dachte er. Von seinen großen Eigenschaften ist die letzte die allergrößte. In ihr schöpfe ich stets neuen Muth! Ja, ich werde mein großes Werk vollführen; Gott wird mir die Auswege aus dieser Drangsal bahnen! Die Zeichen seiner Gnade sind sichtbarlich! So soll mein Entschluß auch nimmer wieder wanken!“

Als sollte die Festigkeit dieses Entschlusses auf der Stelle geprüft werden, ertönten in diesem Augenblick die Donner der Geschütze Thurn's mit erneuter Gewalt gegen die Stadt. Ferdinand trat an das Fenster und blickte über die Wälle hinaus. Auf der ganzen Linie der Belagerer begann das Feuern. Allein auch von den Wällen Wiens wurde es jetzt mit Nachdruck erwidert. Lange hielt der König das Auge auf das furchtbar erhabene Schauspiel geheftet, dann sprach er aus tiefster Seele: „Was sind diese Donner gegen die Donner des Allmächtigen! Wie diese Rauchgewölke sich dicht am Saume der Erde hinziehen und die Wetter des Herrn hoch in den Himmeln: so ist sein Wille hoch über dem unsern, und hoch über dieser zerstörenden irdischen Macht seine rettende. Ihr will ich vertrauen!“

In dieser Aufrichtung der Seele verließ er sein Gemach, um unter die Räthe seiner Krone zu treten und sein königliches Amt zu üben.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Kriegsrath war in Thurn's Zelt abgehalten worden. Einstimmig hatten die Führer den Beschluß gefaßt, am nächsten Tage, wenn alle Batterien vollständig aufgeworfen, alle Geschütze in die Schanzen geschafft sein würden, ein anhaltendes Feuer gegen die Wälle und die Stadt zu eröffnen, um zu versuchen, ob sie sich in Folge dessen ergeben würde. Denn mehrfache Nachrichten waren eingelaufen, die Hoffnung dazu machten. Der erste allgemeine Eifer der Vertheidigung hatte bald merklich nachgelassen. Wie Reubner richtig vorausgesagt, waren Viele nur, um früheres entgegengesetztes Benehmen vergessen zu machen oder zu ihrer Sicherheit eine Gesinnung zur Schau zu tragen, die sie wenigstens in dem Maße nicht hatten, mit solchem kriegerischen Gebaren aufgetreten. Später hatten sie gesucht, sich still zu entfernen. Nichtsdestoweniger war ein allgemeiner Umschwung der Gesinnungen in der belagerten Stadt eingetreten und ansehnliche Kräfte aufgeboten worden, die Vertheidigung mit Hartnäckigkeit zu führen. Ein großer Theil der Bürger wünschte aber dennoch, daß der Streit auf friedlichem Wege beigelegt werde. Die Zahl der Gleichgültigen gegen den Erfolg der einen oder andern Partei war wie immer groß; sie wünschten nur Ruhe und Frieden und Schutz für Habe und Gut. Wer im Vortheil war, dem fiel ihr großes Gewicht zu und gab den Ausschlag für ihn. Bei einem energischen Angriffe, mit günstigem Erfolge für die Belagerer, mit drohenden Gefahren für die Stadt, war also immer noch zu hoffen, daß ein überwie-

gender Theil der Bewohner sich für die Böhmen erklären und die Eröffnung der Thore erfolgen werde.

Harrant blieb in ununterbrochener Thätigkeit, die Artillerie in besten Stand zu setzen, neue Batterien aufwerfen zu lassen und zu armiren.

Reubner, der seit der Flucht aus Wien und der geistigen Erschütterung, die seinen geliebten Herrn und Beschützer befallen hatte, mit finstrem Auge in die Welt blickte, hatte beschlossen am Kampfe theilzunehmen. „Zu Pferd und im Handgemenge bin ich nicht mehr brauchbar“, hatte er zu Thurn geäußert, „denn meine Glieder sind halb lahm, halb steif. Aber eine Karthaune kann ich noch bedienen helfen, und ich werde Keinem ein schlechtes Beispiel geben durch Blaßwerden vor feindlichen Kugeln. Laßt mich also mein Scherflein beitragen.“ — Auf diese Bitte hin hatte Thurn ihn an Harrant gewiesen und dieser ihn dem Büchsenmeister Schwickardt als Gehülfen zugetheilt.

Gegen Mittag waren alle Batterien armirt, und der Donner der Karthaunen gegen die Wälle Wiens begann. Bis Abend sollte er fortgesetzt, dann eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt gemacht werden. Blieb diese erfolglos, so sollten die Brandkugeln und Granaten ihre Arbeit anfangen. — —

„Dann werden die Hausnitzen wie die besten Harfenisten musiciren“, sagte der Büchsenmeister Schwickardt zu Reubner. „Und manche Singerin und Nachtigall wird die Kehle aufthun so, daß Mancher die Augen davor zuthut!“ Er liebte es, wie Alle, die zu jener Zeit in die halbgeheime Kunst der Artillerie eingeweiht waren, mit den üblichen Geschützuamen zu spielen, die selbst ein Spiel mit Worten und Klängen bildeten. „Leider“, fuhr er fort, „von der allerersten Sorte, von den echten Mauerbrechern, haben

wir in unserer ganzen Schanzlinie nichts; die habe ich aber in Komorn kennen gelernt. Das waren Stadteinnehmerinnen und Weitschießerinnen vom hohen Adel, sage ich Euch. Und scharfe Mätzen hatten wir! Sie waren den Türken abgenommen, die sie Baljemes heißen. Das ist indessen nur ein verdrehter Name, denn sie haben doch Alles, was zum Stückwesen gehört, von uns Deutschen und von den Ungarn gelernt und verdauen es dann schlecht. Baljemes, wißt Ihr was der verrenkte Name eigentlich heißt? «Die keinen Honig speisen», hat mir's ein Janitschar, den wir gefangen hatten, erklärt."

Stephan Reubner, der in seinem Innern von ganz andern Gedanken bewegt war, hörte dem schwatzhaften Stückgelehrten, der die Schwachheit hatte, sehr gern mit seiner Gelehrsamkeit ins Feld zu rücken und sie in möglichst breiter Front aufmarschiren zu lassen, nur obenhin zu.

„Ja", warf er hin, „das glaub' ich wohl, daß der Türke nicht viel von dem Handwerk versteht und Alles verkehrt benennt."

„Handwerk! Handwerk!?" fuhr ihm der Büchsenmeister ins Wort. „Oho, Freund, man sieht, daß Ihr auch nicht viel davon versteht! Ich denke, wir treiben eine Kunst und eine Wissenschaft! Das handwerkt sich nicht so leicht! Dazu gehört Kopf! Nun ja, so obenhin, wie man einen Wischer anfaßt und eine Lunte ans Pulver bringt, das ist das Handwerk dabei. Aber! Die ganze Wissenschaft! Die Stückgießerei! Die Metallmischung! Die Kenntniß aller Sorten von Geschützen, wie sie bei allen Völkern vorkommen! Bei Hispaniern, Welschen, Mohren und Türken! Bei Schweden und Engländern, zu Schiff und im Felde, in Festungen und Belagerungen! Das will mehr sagen als ein Handwerk! — Allein wovon sprachen

wir doch gleich! Richtig von den Türken. «Baljemes!» so ein vertracktes Wort! Das sind die scharfen Mätzen, die den groben Baß singen bei ihnen. Die Haufnitzen nennen sie gar Belundscha, Gott weiß wie verdreht!"

„Ich meinte auch, sie hießen Haubitzen?" fragte Reubner etwas spöttisch.

„Haufnitzen oder Haubitzen das ist eines", belehrte Schwickardt vornehm. „Die Welschen und Hispanier sagen Obizzen, denn Obizza, merkt Euch das Freund, es wird Euch lieb sein das zu wissen, Obizza hieß Der, der sie erfunden hat."

„So! Nun, ich denke mir, er ist beim Teufel in die Schule gegangen, denn es ist eine wahre Teufelserfindung!"

„Gut gesagt, gut gesagt, Alter", lachte Schwickardt. „Ja, es sind harte Klöße, die uns so ein Hanfnetz zu verdauen gibt."

„Ein Hanfnetz? — Was meint Ihr damit?" fragte Reubner verwundert.

„Ja, das ist spaßhaft, nicht wahr? Zu Dergleichen führt die Unwissenheit im Stückwerk", antwortete der Büchsenmeister lachend. „Die Regimentsschreiber in der Kanzlei, die die Rapports zusammenstellen und nichts von der Sache verstehen, die hatten, wenn ich geschrieben hatte «Haufnitzen», Hanfnetze daraus gemacht. So ist manches Hanfnetz in die wiener Kriegskanzlei gekommen, wovon Niemand die Fäden gesehen hat, aus denen es gesponnen war!"

Reubner fing an ungeduldig zu werden über das stückgelehrte Geschwätz.

„Ich werde hier die Kugeln in einen regelmäßigen Haufen setzen", sagte er und wandte sich um. „Sie liegen so

unordentlich da; dann haben wir sie besser zur Hand, wenn wir die Stücke bedienen."

„Thut das! Thut das! - Alter", antwortete Schwickardt, und Reubner machte sich ans Werk, während der Büchsenmeister hinter der Batterie auf- und niederging und mancherlei ordnete und besichtigte. Er konnte indessen der Lust zu plaudern nicht lange widerstehn. Er stellte sich hinter Reubner, sah diesem zu und sagte: „Hm! So vom Auswendigen scheint Ihr etwas zu verstehen! Hätte nicht gedacht, daß Ihr so nach dem System zu Werke gehen würdet, beim Kugelaufsetzen. — Ganz richtig. Im Uebrigen.... Ihr richtet da eine Schüssel Pillen an, die Manchem hart verdaulich sein werden! Unsere Schlangen und Falkunen und Falkonets fressen ein grobes Futter!"

„Ich denke, sie speien es noch gröber aus", meinte Reubner.

„Freilich! Es liegt schwer im Magen! Selbst was die Schlängelchen, die Serpentinen uns zu kauen geben! Ein halb Pfündchen Eisen!"

„Gerade genug für mich und — wäre mir nicht zu viel", warf Reubner mürrisch hin, der es lange Jahre gewohnt gewesen war, die Kugeln gleichgültig anzusehen und jetzt fast eine Sehnsucht danach verspürte. — „Wollt Ihr, Büchsenmeister, daß ich Euch auch die Munitionen für das Kammergeschütz aufsetze?"

„Thut das, alter Grauschimmel", antwortete der Gefragte. „Es muß auch für die Feuerkatzen oder Feuerhunde gesorgt werden, daß sie gut beißen, wenn's zur Jagd kommt."

„Wird's noch lange damit währen?" fragte Reubner ungeduldig, der sich nach ernsthafterer Arbeit sehnte.

„Wir sollen auf Ordres warten. Die ganze Linie wird dann, glaube ich, zugleich feuern.“

„Ich wollte es ginge bald an! Die Zeit wird Einem lang so auf der faulen Haut!“

„Recht, Graubärtchen, da habt Ihr ganz meinen Sinn“, schmunzelte Schwickardt. „Ich gähne auch, solange das Stimmen dauert. Das Concert ist mir lieber! — Die Instrumente müssen aber doch in Ordnung sein! — Wir werden hier ein hübsches Stück musiciren und wir haben gute Instrumente. Nummer Eins, auf dem rechten Flügel (er deutete auf das Geschütz) ist eine Singerin, die sich hören lassen darf, — eine Halbkarthaune. Den allergröbsten Ton hat sie nicht, sie schrillt mehr, hat aber schon Manchem das Sterbelied gesungen.“

„Und Manches mit angehört“, warf Reubner kurz, halb vor sich hin.

„Nummer Zwei ist eine Schlange, die zu zischen versteht! Kolauburna, sagt der dumme Türk, von solchen Stücken. Es ist wiederum so ein aus allen Gliedern gerenktes Wort, Colouvrien heißen's die Franzosen.“

„Couleuvrine“, berichtigte Reubner lächelnd, „sagten wir in unserer Unwissenheit, als ich in den Niederlanden unter Boucquoi stand, mit lauter französischen und brabantischen Truppen.“

„Ja, wie solltet Ihr's besser wissen?“ erwiderte dünkelhaft der gelahrte Stückwisser. „Nummer Drei ist das Steuerstück oder Kammergeschütz. Und vielfach benannt in unserer Kunst! Hagelgeschütz, Feuerkuchen, sagen wir auch, je nachdem es gebraucht wird; die großen dieser Sorte nennen wir auch Feuerhunde und Feuerkatzen, denn sie lauern wie die Katzen und packen an wie die Hunde, wenn wir sie loslassen. Bei Ofen ....“

Ein dumpfer Knall nahm ihm das Wort vom Munde weg. Es war ein Schuß auf dem äußersten linken Flügel. Er horchte auf. Reubner war doppelt froh, daß das Geschwätz endete und daß das Feuern anfing. Denn der Schuß gab das Signal; es folgte sogleich ein zweiter, dritter und so weiter.

„Das kommt vom Rothen Thurmthor her", belehrte Schwickardt, nachdem er aufs Bankett gestiegen war und sich umgesehen hatte. „Jetzt müssen wir abwarten, bis unsere Nachbarbatterie ihr Feuer beginnt, dann treten auch wir ein. So ist die Ordre, falls nicht anderer Befehl käme."

„Gott sei Dank! So werden wir bald etwas Anderes hier zu thun haben. Ich bin mit meiner Arbeit fertig", sagte Reubner und stand auf. „Laßt mich hier an der Karthaune Nummer Eins richten und feuern. Ich verstehe damit umzugehen."

„Gut, gut. Meine Gehülfen sind ohnedies nicht die Geschicktesten", entgegnete der Büchsenmeister. „Holla, Jungen! Angetreten! Ich will euch für die Stücke abtheilen! — Alle Tage", sagte er verdrießlich zu Reubner, „muß man die Bedienung ändern, denn alle Tage nehmen sie Einem die Leute und geben oft nicht einmal andere. Die Gehülfen sind in der Armee knapp."

Die Leute traten hinter der Batterie zusammen, in zwei Linien. — Schwickardt theilte sie ab. „Für die Karthaune Nummer Eins, acht Mann. Ihr sollt der Neunte sein; zum Richten und Abfeuern!" wandte er sich zu Stephan Reubner. — „Für die Schlange Nummer Zwei, zehn Mann", fuhr er fort. „Und packt mir ordentlich an mit den Hebebäumen! Das lange Thier bewegt sich schwer. — Für das Kammerstück, zehn Mann. Ihr Bender hebt das Richtloth! Auf Euch kann ich mich verlassen", sagte er zu einem

sechs Fuß hohen Schwarzbart. — So theilte er die Leute für seine ganze, aus bunten Bestandtheilen, Stücke von verschiedener Gattung und Kaliber, zusammengesetzte Batterie ab und ließ die Leute ans Geschütz treten und laden. Nach zehn Minuten war die Batterie schußfertig.

„Ihr seht“, wandte sich der Büchsenmeister zu Reubner, der ihm etwas imponirt hatte, durch seine erfahrene Geschicklichkeit auch in diesem Theil des Kriegswesens, „daß bei mir Alles noch so leidlich in Ordnung ist, wenn auch nicht in der allerbesten. Man hat aber seine Noth in dieser zusammengerafften Armee. Es sind ja meist Bauern, die sie gerade vom Pflug weggeholt haben! Wie sie einen Spieß tragen und einen Säbel oder einen Flamberg regieren sollen, auch allenfalls zwei Beine übers Pferd hängen, das lernt sich wol bald; aber bei uns muß man Wissenschaft haben, und Genie, und Kopf und Geist!“

„Und ein breites Maul“, dachte Reubner und zog eins, aber schwieg um des Dienstes Willen. Er stand mit seinem Richtbaum aufmerksam an der Karthaune; der Luntenstock neben ihm in der Erde; die Asche war sorgfältig abgeblasen und abgeklopft an der Feuerspitze.

Schwickardt trat aufs Bankett. „Bei Sanct-Velten! Diesmal geben sie Antwort!“ rief er. „Alter, seht einmal her! Noch haben wir Zeit!“ Er winkte Reubner zu sich.

Das Feuer hatte auf der ganzen östlichen Linie begonnen; doch dampften nicht nur die Batterien, sondern es donnerte auch von allen Wällen der Stadt zur Antwort und die Rauchwolken zogen ebenso über die Stadt wie über das freie Feld.

„Jetzt haben sie sich in Positur gesetzt“, sagte der Büchsenmeister mit einer Art von Ehrfurcht. „Nun weiß man doch warum man feuert!“

Reubner erstaunte gleichfalls über die Thätigkeit, die von Seiten der Stadt entwickelt war. Vor etlichen Tagen noch kaum einige einzelne Geschütze im Stande und auf den Wällen, heut die ganze Linie armirt.

„Gut!“ sagte er barsch, „Rede und Antwort; so ist's Gebrauch in der Welt. Wir wollen's ihnen nicht schuldig bleiben!“

„Blitz und Hagel! Bei Sanct-Velten. Die Kugel hat gut gefaßt! Saht Ihr, drüben an dem Bastion, wie die Stücke flogen? Da ist mehr Eisen in die Laffete gekommen, als zum Beschlag nöthig ist!“ Mit diesen Worten lenkte Schwickardt Reubner's Aufmerksamkeit auf eine Bastionsface, wo eine Kugel offenbar ein Wallgeschütz so glücklich getroffen hatte, daß die Stücke der Laffete in die Lüfte flogen. — Indem sie hinüberschauten, jagte ein Reiter von der Lagerseite her auf die Batterie Schwickardt's zu. Es war Wolodna.

„Büchsenmeister“, rief er von dem dampfenden Gaul herunter, „Ihr sollt Feuer geben. Der Feldzeugmeister schickt mich, er wird gleich selbst hier sein!“

„Gut!“ antwortete Schwickardt kurz. „Wir sind fertig. Jetzt ist's an Euch, Alter — wie heißt Ihr, nun muß ich Euren Namen haben!“

„Stephan Reubner!“

„Stephan Reubner, Karthaune Nummer Eins richtet auf die äußerste Scharte rechts in der Bastionsface. — Macht Euch fertig!“ —

Die Mannschaft trat an das schon geladene Geschütz. Die dicke Bohlenblendung der Scharte wurde ausgehoben. Reubner trat hinter die Laffete, richtete erst selbst mit dem Richtbaum und visirte ungefähr; legte sich dann regelrecht zum genauern Visiren ans Rohr und winkte mit der Hand

rückwärts den Stückgehülfen, um die Richtung zu corrigiren. Dann stand er auf und sagte: „Fertig.“

Der Büchsenmeister prüfte die Richtung mit gelehrter Miene. „Hm! Bei Sanct-Velten! Gut! Recht gut, Stephan Reubner! — Der Schuß wird sitzen!“ — Jetzt stellte er sich zum Commando in Positur auf die Windseite, hart an der Brustwehr, um gleich nach dem Schuß auf dem Bankett zu sein, und commandirte gravitätisch: „Feuer!“

Reubner feuerte ab. — Das Geschütz krachte; eine blaue Rauchwolke stand über der Batterie. Sie zog nur langsam zur Seite; doch Schwickardt, der seine Stellung richtig genommen hatte, war außerhalb des Rauchs und rief frohlockend: „Wetter und Blitz! Gut getroffen! Die halbe Schartenbacke weggerissen!“ —

Doch kaum hatte er diese Worte heraus, als er im Hui vom Bankett sprang, mit dem Ruf: „Sie schicken Antwort!“ Er hatte drüben auf dem Bastion das Aufblitzen gesehen und setzte sich hurtig in Sicherheit, bevor die Kugel anlangen konnte. Allein kaum waren seine Worte heraus, als auch schon der dumpfe Knall von drüben her ertönte und gleich danach eine schwere Stückkugel sausend über die Batterie hinfuhr, etwa zweihundert Schritt dahinter aufschlug und in großen Bogensätzen weiter flog.

„Zu hoch! Zu hoch!“ jubilirte der Büchsenmeister. „Sie haben ihren Aufsatz falsch genommen oder kennen die Schußweite nicht!“

„Nun soll unsere Schlange die Feuerzunge ausblecken“, rief er und ließ das zweite Geschütz feuern. — Auch die zweite Kugel saß glücklich. — Das dritte und vierte Geschütz that nun auch seine Schuldigkeit, und so war die ganze Batterie in voller Arbeit.

Reubner hatte mit dem ersten Schuß eine streng dienst-

liche Haltung angenommen; er sprach kein Wort weiter als was zur Sache gehörte; sein Auge funkelte muthig, aber düster. Er war mit dem Eifer eines Jünglings, doch zugleich mit der eisernen Ruhe eines Mannes, der seine Jahre nach Schlachten zählte, bei der gefährlichen Arbeit.

Ein Trupp von Reitern sprengte vom linken Flügel herbei. Es war Thurn; ihm zur Seite Harrant und viele Feldobersten und Hauptleute. Sie beritten die Linie, um sich von der Thätigkeit und dem Erfolg der einzelnen Batterien zu unterrichten.

„Nun Alter", redete Thurn Reubner mit wohlwollendem Ton an; „wie behagt's dir außerhalb der Stadt?"

„Besser als drinnen, General!" antwortete er kurz und regte kein Glied.

„Du bist solche Arbeit gewohnt?"

„Seit vierzig Jahren!" antwortete er wie zuvor.

„So wünsche ich dir noch zwanzig dazu!"

„Ich mir nicht!" entgegnete er und man sah seinem Blick an, daß es ihm Ernst war mit der Zurückweisung.

Seine Haltung hatte etwas Eigenthümliches; ein Verein von trotzigem Muth und tiefem Schmerz. Thurn fühlte sich, wie er überhaupt schnell warmen Antheil an Denen, mit welchen er verkehrte, nahm, von dem Graukopf angezogen.

„Wo hast du gedient? Wo gefochten, Alter?" fragte er.

„In der halben Welt. Auch unter Euch schon, Herr Generalissimus."

„Unter mir? Wo da?"

„Im Türkenkrieg, vor dreizehn Jahren!"

Während dieses Gesprächs war die Karthaune, die Singerin, wie sie Schwickardt nannte, wieder schußfertig

geworden. Reubner ließ die Blendung aus der Scharte heben und nahm den Richtbaum.

„Ich will doch deinen Schuß noch beobachten und sehen ob du Glück hast", sprach Thurn und wandte sein Pferd der Brüstung zu.

„Glück hab' ich nicht", sagte Reubner rauh; „aber ich treffe!"

Er richtete, sprach sein „Fertig." Der Büchsenmeister prüfte und fügte abermals sein „Recht gut!" hinzu, Reubner nahm die Lunte.

Ein ihm selbst unerklärliches Gefühl drängte Thurn, die Wirkung gerade dieses Schusses zu beobachten; er blickte gespannt nach dem Bastion hinüber. Da sah er es drüben aufblitzen. Doch, indem er das Wort: „Sie feuern schon auf dem Wall", den Leuten zurief, commandirte gleichzeitig auch Schwickardt „Feuer!" und im nämlichen Augenblick donnerte der Schuß, sodaß Thurn's Benachrichtigung von des Büchsenmeister's Commandoruf und dem Krachen des Geschützes verschlungen wurde. Rauch umhüllte die ganze Batterie. In der nächsten Secunde, schneller als es möglich war die einzelnen Vorgänge aufzufassen, schmetterte die feindliche Kugel mit betäubendem Krachen gerade in die Scharte der Schanze, daß die Erde schwarz aufstäubte und Holzsplitter krachend umherflogen. Der Dampf des eigenen Schusses und die Staubwolke des feindlichen wirbelten durcheinander, eine halbe Minute lang war nichts darin zu unterscheiden.

Thurn's Pferd bäumte sich scheu empor in den Dampfwirbeln und schnaubte gegen die Funken, die um seine Nüstern flogen. Ein Augenblick der Bestürzung und des ahnenden Schrecks hielt Alle gefesselt, die sich in der Batterie befanden.

Da fuhr ein Windstoß in den Rauch und die Gegenstände wurden sichtbar. Die Karthaune lag auf dem Boden; ein Rad war zerschmettert; zwei Stückgehülfen hatte die Kugel gleichfalls niedergestreckt; der Eine hielt noch krampfhaft die Trümmer der zersplitterten Schartenblendung in den Händen, die Beide eben hatten wieder einsetzen wollen. Thurn's Auge suchte Reubner; im ersten Augenblick fand er ihn nicht, doch im nächsten entdeckte er ihn. Er lag auf dem Boden hingestreckt hinter dem Geschütz. Nur sein todtenblasses Antlitz war zu sehen, den untern Theil des Leibes verdeckte das Geschütz. Bestürzt sprang Thurn vom Pferde herab und eilte auf ihn zu; auch Andere sprangen heran. Jetzt sah man was geschehen war. Der Unterkörper war vom obern getrennt. Die Kugel hatte ihn dicht unter den Hüften getroffen und beide Schenkel halb zerschmettert, halb weggerissen. Krampfhaft hielt er sich mit den Händen die Weichen des zerrissenen Leibes.

„Lebst du, Alter?" fragte Thurn erschüttert, indem er ihn aufrichtend an die Schultern faßte. — Jetzt erst sah er, daß auch ein mächtiges Holzstück von dem zerschmetterten Rade dem Unglücklichen in den Unterleib geschlagen war. Mit starren Augen, in denen noch ein blasser Funke trotzigen Muthes aufflammte, blickte ihn der Graubart an. Man sah, er suchte mühsam Sprache zu gewinnen.

„Wie ist dir, Kriegsgefährte", redete Thurn ihn eigen bewegt an, und legte ihm die Hand um den Nacken, sodaß er ihm den zurücksinkenden Kopf stützte. Es zog sich ein leises, schmerzliches Lächeln über die Züge des Sterbenden. Er that einen tiefen Athemzug; dann sprach er mit halb versagender Stimme: „Mir ist wohl .... tröstet Thar-

radel! — Mein Heiland ....“ sein gebrochener Blick richtete sich zum Himmel — der letzte Hauch entfloh seiner Brust.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Der Krieg rafft Tausende hinweg; der Soldat wird es gewohnt. Zwischen den gehäuften Leichen hin schreitet oft der Fuß und strauchelt darüber, doch das Herz bleibt unerschüttert. Dennoch drücken einzelne Fälle sich tief in die Seele; sie zeigen, daß ein Leben nicht wiegt wie das andere.

So Reubner's Tod. Ein eigenthümliches Etwas hatte dem grauen Krieger vom ersten Augenblick an eine Bedeutung gegeben, welche Alle empfanden, die mit ihm in Beziehung traten, und die weit über die Einfachheit seines Lebensverhältnisses hinausging. Sein ehrenhaft ergrautes Haupt, sein Antlitz voller Narben, die Verschmelzung von Redlichkeit und Kühnheit, Schmerz und stolzem Trotz in seinen Zügen, erhob ihn so über die Gewöhnlichkeit der Erscheinungen, daß Jeder ihn ins Auge und ins Herz faßte. Thurn, Harrant, selbst der dünkelhafte, aber kriegstüchtige Büchsenmeister hatten diesen Eindruck empfunden. Es bedurfte nicht, daß er der erste Abgesandte eines so wichtigen Parteiführers wie Tharradel gewesen, daß er dessen Freund und Vertrauter war. Von Reubner empfand es Jeder, er sei der Mann seiner selbst, an dem die flüchtige Welle des Augenblicks sich zerschellt. Er wurde nicht weggespült vom Strom, nicht verweht von dem Hauch des Windes

wie leichte Spreu, sondern ein Fels, eine Eiche, stand er, bis die Gewalt ihn brach.

Er war gebrochen.

Eine tiefe Erschütterung, eine unwillkürliche Ehrfurcht ergriff alle Umstehenden. Der Fall des niedern Mannes war gleich dem eines Führers. Durch Thurn's Seele zog es zugleich mit einer düstern Ahnung; ihn ergriff der Tod dieses Redlichen wie eine böse Vorbedeutung. Was er empfand, barg er in der Brust, allein unheimlich beschlich ihn die Ahnung, daß er auf einem Wendepunkt seiner Laufbahn stehe, daß er schon auf dem Gipfel ihrer Höhe gewesen sei, und in kleinen wie in großen Zeichen ihm angedeutet werde: „Hier war dein Ziel! Dein Lebensgang wendet sich abwärts! Noch stehst du hoch, aber die Tiefe senkt sich steiler und steiler, es wächst die Schnelle des niederziehenden Schwunges! Und weißt du, wie nahe der jähe Abgrund ist, an dessen Rande jede Bahn aufhört und im zerschellenden Sturz endet? ....“

Sein Ohr vernahm in dieser Minute innerer, geheiligter Stille, wo die brausenden Stimmen eigener Leidenschaft plötzlich für eine kurze Zeit schwiegen, gleichsam das ferne, dumpfe Rollen der Räder des Weltgeschicks. Doch es war nur ein kurzer Augenblick. Die Nothwendigkeit, die Gewalt der Kriegszustände riß unaufhaltsam vorwärts. Thurn raffte seine ganze Kraft zusammen, den Eindruck zu beherrschen, und gebot:

„Der brave Soldat hier soll mit allen Ehren bestattet werden; er war ein Märtyrer unserer Sache, unsers Glaubens. Tragt ihn durch die Laufgräben zurück ins Lager!“ —

Noch während er diese Worte sprach und einige Kriegsknechte hinzutraten, den Leichnam emporzuheben, commandirte Schwickardt schon abermals sein „Feuer!“ und der

Donner der Geschütze der Belagerer und Belagerten über-
tönte die Empfindungen ernster Stille und Sammlung.

„Wie viel Munition habt Ihr noch, Büchsenmeister?“
fragte Harrant.

„Ueber zwanzig Schuß für jedes Stück; ich kann bis
Abends spät feuern lassen. — Aber die Karthaune ist jetzt
unbrauchbar.“

„Es soll eine andere in die Batterie geschafft werden,
und diese hinaus, um sie herzustellen, wenn es möglich ist!“

„Sie scheinen zu heftiger Gegenwehr entschlossen“, flü-
sterte Berka leise in Thurn's Ohr, als eben wieder eine
Kugel von den Wällen her in die Batterie schlug.

„Wir wollen sehen, wie lange sie es aushalten“, ant-
wortete dieser; „aber wir müssen zurückreiten, und dann
zum Kriegsrath in mein Zelt. Ich gehe nicht mehr in
mein Quartier nach Ebersdorf; ich muß jetzt mitten unter
euch bleiben. Darum habe ich das Zelt wieder aufschla-
gen lassen.“

Mit diesen Worten wandte er sein Pferd, spornte es
und jagte in vollem Galopp wieder die Linie abwärts nach
dem linken Flügel. Die Begleitung folgte ihm.

Das Feuern dauerte unabläßig fort. — — —

— — Nachmittags war der Kriegsrath in Thurn's Zelt
versammelt. Es galt die Frage, ob man die Stadt, deren
Widerstand im Laufe des Tages bedeutend nachgelassen
hatte, indem das Feuern immer sparsamer wurde, zur Er-
gebung auffordern, oder ob man zur Nacht ein heftiges
Feuer mit Brandgeschossen veranstalten und unter den
Schrecken desselben stürmen solle.

Harrant stimmte dafür, die Aufforderung zur
Uebergabe ergehen zu lassen, und dem Könige und der
Stadt lieber günstigere Bedingungen zu stellen, als eine

gewaltsame Entscheidung, die mit zu grausenhaften Umständen verknüpft sein müsse, eintreten zu lassen.

„Ich möchte auch Blutvergießen sparen", erwiderte Thurn. „Allein durch eine vorhergehende Aufforderung wird der Feind von unserm Vorhaben zu sicher in Kenntniß gesetzt. Es ist sehr schwer mit Gewalt in die Stadt zu dringen; aber durch Ueberraschung wäre es leicht möglich!"

„Sie müssen und werden auch auf den Sturm gefaßt sein", sagte Berka, „wenn wir die Aufforderung unterlassen."

„Wenn sie sich in Gutem ergeben wollten", meinte der Oberst Rosenberg, ein alter Haudegen, „könnten sie ja auch uns einen Trompeter schicken! Wacker darauf geschossen, ein paar Hundert Brandkugeln hineingeworfen und dann die Bestürzung zur Ueberrumpelung benutzt! Das ist meine Meinung!"

„Ihr redet mir aus der Seele, Graf Rosenberg", pflichtete Thurn bei. „Wir wollen abstimmen!"

Es geschah. Die Mehrzahl war für den Versuch, die Stadt, ohne Aufforderung zur Uebergabe, gewaltsam durch Ueberraschung zu nehmen.

Die Versammelten standen auf. Thurn sprach: „Um zehn Uhr, ihr Herren, findet euch wieder hier zusammen, dann will ich euch die nähern Befehle über den Angriff, den wir mit der ersten Morgenstunde, wenn Alles in der Stadt müde und im Schlaf ist, machen wollen, mittheilen."

Der Kriegsrath ging auseinander. Berka drückte Thurn im Weggehen herzlich die Hand; allein er sahe finster aus und sagte: „Wir wollen treu zusammenhalten, Thurn, es gehe wohl oder übel. Ich denke, wenn ich auch zu Zeiten anderer Meinung bin als Ihr, so sind wir doch eines Sinnes "

„Und bleiben es!“ antwortete Thurn, indem er den Druck erwiderte.

Harrant war der Letzte, der das Zelt verließ. Thurn hielt ihn zurück. „Wir Beide müssen noch miteinander Abrede nehmen, Harrant.“ — Als alle Uebrigen entfernt waren, zog er ihn auf einen Feldstuhl und sagte ihm: „Ich will Euch meinen Plan mittheilen; stimmt Ihr nicht mit mir überein, so fordere ich Euch auf, mir ohne Rückhalt Eure Meinung zu sagen. — Wir müssen, um den Feind zu täuschen, von jetzt an das Feuer allmälig schwächer werden lassen, es zu Abend ganz einstellen. Dann sollen unsere Leute sich etliche Stunden erholen. Gegen Mitternacht, wenn sie in Wien müde zu werden anfangen und aufhören einen Angriff zu befürchten, wollen wir mit Brandkugeln und allen zündenden Geschossen an verschiedenen Theilen die Stadt in Flammen setzen, und wenn sie in der Bestürzung, ihre Häuser über dem Haupt abbrennen zu sehen, sich dahin wenden, wo es brennt, und in der Vertheidigung der Wälle nachlassen, müssen wir einen falschen Angriff machen, gegen das Rothe Thurmthor hin und es mit aller Macht beschießen, auch Scheinanstalten zum Berennen machen. Haben wir sie dort etliche Stunden beschäftigt, so lassen wir nach; sie müssen denken, man gebe die Berennung auf und werde sich dann gleichfalls der Ruhe überlassen. Dann ziehen wir in möglichster Stille bis zwei Uhr Morgens alle Kräfte am Burgthor zusammen. Sturmleitern, Petarden und was sonst nothwendig ist, um über den Graben, auf die Wälle und in die Thore zu kommen, müssen dort sein. Schlag halb drei Uhr beginnen wir zu stürmen; und ich hoffe, die Morgensonne sieht uns in Wien. Stimmt Ihr damit überein, Harrant?“

„Durchaus!“

„So bereitet Alles vor!“

Harrant wandte sich zum Gehen; Thurn entließ auch ihn mit Handschlag und warmem Händedruck und mit dem Wort: „Auf Wiedersehen heut' Abend hier, und morgen, will's Gott, dort!“ Er zeigte nach dem Stephansthurm hinüber.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Thurn saß und schrieb Depeschen an die Directoren, die er schon früh am Tage begonnen, aber, durch die Ereignisse gestört, öfters unterbrochen hatte. Es wurde dunkel; ein Diener setzte ihm zwei brennende Kerzen auf den Feldtisch und entfernte sich dann leise wieder. Die Einsamkeit des Zeltes, welches von den Kerzen nur spärlich erleuchtet war, sodaß die vom Tisch entfernten Gegenstände sich im Dunkel verloren; die tiefe Ruhe draußen, da die von der Arbeit ermüdeten Krieger auf Anordnung der Führer rasteten, um für die Nacht Kräfte zu sammeln; das Gewicht Dessen, was für diese nächste Nacht sich vorbereitete: Alles dies wirkte mit ernster Gewalt auf Thurn's Seele. — Er legte die Feder nieder und saß, das Haupt in die Hand gestützt, tief in Gedanken versenkt an dem Schreibtische. Der Donner der Geschütze, der schon seit einigen Stunden allmälig sparsamer ertönte, hatte jetzt ganz aufgehört; es herrschte Todesstille ringsum. Thurn's Betrachtungen

wandten sich rückwärts auf die schwer bedeutungsvollen Ereignisse, die sich in den Raum dieses letzten Jahres gedrängt hatten. Er mußte sich sagen, daß hauptsächlich er selbst es war, der sie hervorgerufen! Seine Hand hatte den ersten Streich gethan in dem Kampfe, der nun seit länger als Jahresfrist in Böhmen und Oesterreich entbrannt war und mit steigender Erbitterung fortdauerte. Ein Gefühl der Wehmuth, gemischt mit düstrer Ahnung, ergriff ihn, das nicht in Einklang mit den Hoffnungen der glänzenden Erfolge stand, die er für den nächsten Tag mehr ankündigte als erwartete. — Er stand auf und ging mit verschränkten Armen auf und nieder.

„Wenn ich voraus gewußt hätte, daß es so weit kommen werde!" sprach er zu sich selbst, und blieb unschlüssig selbst in Gedanken und Empfindung, ob er sich sagen solle, daß er die That, die den unheilbaren Bruch herbeiführte, unterlassen oder vollbracht hätte.

Seltsam! Die Erfolge hatten sich unendlich glücklicher gestaltet, als er jemals zu hoffen wagen konnte; und dennoch stand er mit einem innern Schauer auf dem Punkte der Bahn, den er jetzt erreicht hatte, und wo das Ziel nur einen Schritt von ihm entfernt schien.

Allein die Verwickelungen waren tiefer in das Mark der Völker gedrungen, als er je zuvor geahnt! Die Fackel, die er verwegen, zuerst geschwungen, hatte eine Feuersbrunst entzündet, die rings die Länder verheerte. Einen Rechtsstreit hatte er beginnen wollen mit seinem Herrn und König, und das Schwert nur drohend in die Wage zu legen gedacht; doch fortgerissen von der Leidenschaft und vom Strom der Ereignisse, den er nicht einzudämmen vermochte, hatte er es wirklich gezückt! Der Rechtsstreit war in offenen Kampf ausgeschlagen! Das Unrecht, wogegen sein Arm

die Waffen erhoben, verübte er nun selbst; aus dem Duldenden war er der Schuldige geworden, mindestens der Verantwortliche!

„Es war ein schweres Unglück, daß Mathias starb!“ unterbrach er mit halblautem Ausruf seine finstren Betrachtungen. „Mit ihm hätten wir Alles geschlichtet; mit Ferdinand war es unmöglich! Ihn muß ich gewaltsam zurückdrängen. Sein Gewissen gestattet ihm ja nicht, Frieden und Ruhe zu halten, wenn er sich stark glaubt zum Kämpfen! Ihn beherrscht der Glaubenseifer. Ich werde Maß halten, — aber sicher muß ich uns stellen!“

Das war der innere Beschluß, mit dem er Ruhe zu erringen trachtete. So stand er in dunkles Brüten verloren.

Die Wache vor seinem Zelt rief ein „Wer da?“

Er horchte auf. Wolodna war es, der den Anruf mit dem Losungswort erwiderte.

„Will der Alte noch so spät zu mir?“ fragte er sich, als sich seine Schritte dem Zelteingange näherten.

Wolodna, den Thurn in seiner nächsten Begleitung mit sich führte, weil er ihm besonderes Vertrauen schenkte, hatte zu jeder Zeit Zutritt in das Zelt des Generals. Die unerschütterliche Redlichkeit des Alten, verbunden mit seiner ruhigen Tapferkeit, die in der äußersten Gefahr sich immer gleichblieb, hatten Thurn eine Art Ehrfurcht vor ihm eingeflößt, der seine untergeordnete Stellung keinen Eintrag that. Ja, er hegte eine Neigung zu ihm, die es ihm oft zum Bedürfniß machte, ihn in ernsten Augenblicken zu sehen. So war ihm sein Erscheinen jetzt innig willkommen; es galt ihm für ein heilbringendes Omen, daß der schlichte, redliche Kriegsmann, gerade jetzt in dieser Stunde,

wo ihm so schwere Gedanken in der Brust wogten, erschien.

„Grüß dich Gott, Alter", sprach er zu dem Eintretenden und reichte ihm die Hand dar. „Was führt dich noch so spät her? Hast du der Ruhe nicht gepflogen wie die Andern?"

„Verzeiht, Herr Graf", antwortete Wolodna; „ich konnte nicht; die Ruhe floh mich ...."

Er hielt inne; doch Thurn fühlte, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, was er gern ausgesprochen hätte.

„Und weshalb nicht?" fragte er.

„Vor solchem Ereigniß", begann Wolodna wieder, „wer sollte da Schlaf finden?"

„Nun, du bist doch sonst der Mann, der ruhig zu schlafen versteht in der Nacht vor einem Gefecht?" entgegnete Thurn, sichtbar verwundert. „Das drückt dich doch nicht?"

„Doch, das!" antwortete Wolodna entschieden, mit dem Ausdruck schwerer Sorge.

„Ich verstehe das nicht an dir. Verläßt dich dein ruhiges Blut, deine klare Besonnenheit in der Gefahr, die ich so oft an dir rühmen konnte?"

„Nicht die Gefahr ist's, die mich erschreckt; aber der Kampf, General!" äußerte Wolodna. „Seit wir hier liegen vor der Hauptstadt, wo unser allergnädigster Kaiser Mathias in der Burg gewohnt hat, — Gott hab' ihn selig! — da will mich's doch zuweilen bedünken, Herr Graf, als ob ...."

„Nun, Alter?"

„Als ob wir nicht Recht gethan hätten, so gewaltigen Aufstand wider ihn zu erheben!"

„Wolodna“, sprach Thurn ernst, doch ohne Vorwurf, „war es denn unsre Wahl?“

„Darf ich ganz freimüthig antworten, Herr Graf?“ fragte Wolodna.

„Alles, was du denkst, Alter“, erwiderte Thurn; „sage es grad heraus, ich errathe es schon halb!“

„Nun denn“, begann Wolodna zögernd, „ich verwahrte mich, gnädigster Herr Graf, als ich mich zu Euren Diensten verpflichtete, daß ich nichts gegen des Königs und Kaisers Majestät unternehmen wollte, und Ihr sagtet mir's zu. Und jetzt bedrängen wir ihn bis in seine eigene Hofburg!“

„Kannst du Frieden machen mit König Ferdinand, Wolodna?“ fragte Thurn und legte die Hand auf seine Schulter; „es wäre mir hoch willkommen!“

„Wir hätten es doch versuchen sollen, meine ich“, antwortete er treuherzig.

„Und haben wir es nicht versucht? Hat er unterzeichnet, was die evangelischen Stände ihm vorlegten? That er das, so war der Friede da, wir zogen heim, und genossen seiner Früchte, der Sicherheit des Glaubens, der Sicherheit in Recht und Eigenthum. — Und er wollte unterzeichnen, da er sich machtlos sah. Allein sowie ihm Hülfe kam, verwarf er Alles und jagte Die aus der Stadt, mit denen er Verträge schließen sollte. Können wir ihm vertrauen? Wenn er heut Alles besiegelte und verbriefte, was wir verlangen, dürften wir sicher sein, daß er es uns ein einziges Jahr unangefochten ließe? Sowie er die Gewalt hat, zertrümmert er das Recht.“

Thurn gerieth wieder in den Eifer, zu dem ihn stets seine eigene Rede hinriß. Er versuchte in Wolodna die Einwürfe seines eignen Bewußtseins zu widerlegen.

„Herr Graf", begann dieser aufs neue, „erlaubt mir meine Gedanken voll herauszusagen."

Thurn nickte.

„Nur der Erbfeind der ganzen Christenheit, der Türke, hat vor Wien gestanden, gleich uns, und mit zehnfach größerer Heeresmacht als wir. Dennoch gelang es ihm nicht, die Stadt zu zwingen; der allmächtige Gott beschirmte sie, er mußte abziehen! — Sollen wir vollführen, was Gottes Hand den Heiden verwehrte? — Seine Hand wird auch wider uns sein!"

Thurn ging unruhig auf und nieder; er wußte nicht das Rechte zu antworten. Der fromme Wolodna stand mit ernstem, ruhigem Blick vor ihm.

„So gebiete den Wienern, daß sie uns ihre Thore friedlich öffnen!" sagte Thurn endlich aufwallend, und suchte in dem äußern Zürnen den Verdruß und das innere Gefühl zu bergen, daß Wolodna doch zum Theil Recht habe.

„Ich meine nur, Herr Graf", entgegnete dieser, „wir sollten sie dazu auffordern! Ist die Stadt so schwach zur Vertheidigung, daß sie sich nicht halten kann, so wird man uns lieber auf gütliche Bedingung einlassen als unter den Gräueln von Brand und Plünderung. Ist sie es nicht, so ...."

„Nun? Heraus mit dem Wort!"

„So könnte der Sturm uns schwere Opfer kosten und doch vielleicht fehlschlagen!"

„Du hättest im Kriegsrath mitsitzen sollen!" erwiderte Thurn.

„Ich gehöre nicht in den Kriegsrath", sprach der Alte bescheiden, „aber ich spreche aus dem wahrhaften Rath meines Herzens."

Beide schwiegen; es trat eine ernste Pause ein. Im Zelt und draußen tiefste Stille.

„Wolodna!" begann Thurn endlich wieder tief bewegt. „Alter, treuer Gefährte! Laß deine Bedenken! Ich habe dir's oft angemerkt, du wünschtest, wir hätten das Schwert nicht gezogen. Ich habe es, warum soll ich es dir leugnen, zuweilen selbst gewünscht. Ich dachte aber auch, wie es dann gekommen wäre! Nun ist keine Wahl! Die Entscheidung liegt vor uns. Was du möchtest, ist auch von mir, von uns Allen reiflich überlegt. Eine Aufforderung, die nicht angenommen würde, könnte Alles aufs Spiel setzen, weil sie unsere Absicht verriethe. Wir haben eine starke Macht, aber nicht die unbedingte Uebermacht. Kühnheit, Ueberraschung, List müssen uns zu Hülfe kommen. Geh' jetzt! Morgen sprechen wir uns wieder, und ich hoffe zu Gott, beruhigter, ja, voller Freude und Dank!"

Er glaubte selbst wenig an seine muthweckenden Worte. So hatten sie auch auf Wolodna nicht diese Wirkung.

„Gute Nacht denn für heut, Herr Graf!" antwortete dieser, reichte ihm stumm, aber herzlich die Hand und schritt hinaus.

Vierunddreißigstes Capitel.

Kaum war er hinaus, so hörte Thurn mit Ueberraschung draußen den lauten verworrenen Ausruf mehrerer Stimmen, die plötzlich die Stille der Nacht durchbrachen. Gespannt,

zu wissen was vorgehe, wollte er aus dem Zelt eilen, als Wolodna ihm schon hastig entgegenkam und fast athemlos vor innerer Bewegung rief: „Herr Graf, Xaver und Therese!“ Sie folgten ihm auf dem Fuße in ihrer ländlichen Verkleidung.

Thurn zuckte in Freude und Staunen zusammen; dieses Begegnen in dieser Stunde traf ihn wie ein Blitzstrahl. Es war ihm, als berühre ihn unmittelbar die Hand des göttlichen Waltens.

„Ist es möglich, ihr selbst, hier und zu dieser Stunde!“ rief er aus, indem er die seinem Herzen so innig Befreundeten abwechselnd an die Brust drückte. „Was führt euch hierher? Erzählt, erklärt!“

Doch Therese sank vor Erschöpfung und Bewegung fast in die Knie.

„Wir haben schwere Drangsale, Gefahren und Mühseligkeiten überstanden“, sprach Xaver, sie mit seinen Armen umfassend, „aber Gottes Hand war wunderbar über uns!“

„Ihr sollt erquickt werden, ihr sollt ausruhen“, rief Thurn und half die todeserschöpfte Therese unterstützen; „wir wollen sie auf mein Feldbett niederlegen.“

Wolodna eilte hinaus, um Wein und Speise für die Erschöpfte bringen zu lassen. Er selbst kehrte sogleich zurück.

Theresens heldenmüthige Kraft, die bis auf diesen letzten Augenblick angespannt geblieben war, sank jetzt, da die Forderung der Nothwendigkeit aufhörte, zusammen. Halb bewußtlos ließ sie sich auf das Feldbett führen und sank entkräftet nieder.

Während sie ruhte, berichtete Xaver dem Grafen und Wolodna, was sie in diesen denkwürdigen Tagen erlebt hatten. Er begann von dem Gefecht bei Groß-Laasken,

über das Thurn durch ihn zu seinem höchsten Erstaunen die erste Kunde erhielt.

„Das kann ein Ereigniß schwerer Folgen werden!“ rief er aus.

Xaver erzählte ferner, unter der Theilnahme seiner beiden erschütterten Zuhörer, seine eigenen Schicksale nach der Schlacht.

„Gott selbst hat Theresens und meine Schritte geleitet“, rief er mit dankbarem Blick gen Himmel aus, „und führte unser Zusammentreffen herbei, was einem Wunder glich! Ein schweres Ungewitter hatte mich überfallen, und bei der Schwäche, die ich noch fühlte, und bei meinen Wunden war ich fast auf den Tod entkräftet. Mühsam schleppte ich mich fort, bis in die tiefe dunkle Nacht. Da endlich sank ich im dichten Walde erschöpft nieder, und fieberartiger Schlummer überfiel mich. — Da weckt mich ein seltsames Geräusch. Ich schlage die Augen auf; anfangs erkenne ich im tiefen Dunkel nichts, doch plötzlich sehe ich zwei mattfunkelnde Punkte dicht vor mir, und der warme Dunst eines schnaufenden Thieres berührt mich. Ich springe erschreckt auf, denn ich vermuthe irgend ein wildes Thier des Waldes, einen Büffel oder Auerstier. Da wiehert mich ein Pferd an. Und wahrlich! ein gesatteltes und gezäumtes Thier steht dicht vor mir. Das war mir ein Wink Gottes; die Ruhe hatte mich etwas gestärkt, zu Pferd vermochte ich meinen Weg fortzusetzen. Ich führe das Thier aus dem Dickicht an eine freie Stelle, schwinge mich auf und ziehe von dannen, in der Hoffnung, ein Obdach zu erreichen. Nach einer Stunde erblicke ich in der Ferne einen Lichtschimmer; ich reite näher, sehe ein erleuchtetes Fenster. Indem ich ein wenig anhalte, um ruhiger hinzuschauen, höre ich verworrene Stimmen, weiblichen Hülferuf. Eine

dunkle Ahnung treibt mich angstvoll vorwärts. Ich sprenge im Galopp dicht hinan, kann vom Sattel ins Fenster sehen und erkenne, trotz ihrer Verkleidung, bei flüchtigem Lampenschimmer, Theresen im Kampf mit zwei ruchlosen Männern. Ich reiße das Pistol aus der Halfter, drücke es ab, der Schuß fällt und einer der Beiden stürzt. Er reißt im Fallen den Tisch mit der Lampe um, es ist undurchdringliche Finsterniß. Therese! rufe ich — sie fliegt ans Fenster, ich fühle ihren Arm um meinen Hals geschlungen. «Rette mich», ruft sie, «laß uns entfliehen!» Sie schwingt sich hinaus, ich nehme sie vor mir auf den Sattel, wir jagen davon. Und jetzt, nach zwei Tagen gefahrvoller Wanderung und nächtlicher Stromfahrt auf der Donau, sind wir hier!"

Andachtvolle Stille folgte dieser Erzählung Xaver's, denn Alle erkannten das Walten des allmächtigen Gottes.

„Und die Wege des Allmächtigen waren noch wunderbarer gewesen, als sie mir im ersten Augenblick erschienen", fuhr Xaver fort. „Als ich Theresen, die nach der Rettung bewußtlos in meinen Armen lag, im Walde in einen sichern Versteck gebracht hatte und sie dort zum Leben zurückrief, erfuhr ich durch sie den nähern Zusammenhang des Ereignisses. Vieles war ihr selbst unerklärlich dabei; doch wußte sie mit Bestimmtheit, daß der eine der beiden ruchlosen Kerle der fanatische Zaloska gewesen war —"

„Wie?" rief Thurn, „Slawata's tückischer Helfershelfer?"

„Der Nämliche, — er, der außer Zweifel schon bei dem Ueberfall zu Schloß Sperlingsstein thätig war!"

„Ha, wenn er in meine Hände fiele!" rief Thurn mit erbitterter Drohung.

„Dieser Nichtswürdige!“ brach gleichzeitig Wolodna aus, „der den frevlerischen Mord deines ehrwürdigen Vaters auf seiner Seele hat! — Hat deine Kugel ihn getroffen, Xaver?“

„Nein; es war der Andere, wie mir Therese sagte, der von dem Schuß niederstürzte. Allein das Pferd, das ich im Walde traf, muß das seinige gewesen sein. Wie er es verloren, weiß ich nicht; aber als ich es bei Tagesanbruch durchsuchte, fand ich im Gepäck eine Menge Schriften und Briefe, von und an Slawata, und ich glaube sie werden von Wichtigkeit sein. Ich verbarg sie so gut ich konnte und bringe Alles mit hierher.“

„Welch eine Fügung der Begebenheiten!“ rief Thurn mit äußerstem Erstaunen. „Gib mir diese Schriften; sie können vielleicht im nächsten Augenblicke von Wichtigkeit sein; denn muthmaßlich sind es Briefe, die zu Slawata nach Wien sollten.“

Xaver hatte schon angefangen, aus verschiedenen Versteckorten seiner Kleidung die Briefe hervorzusuchen und sie dem Grafen zu übergeben. Therese, die, auf dem Feldbette ruhend, der Erzählung zugehört hatte, that desgleichen, und bald war Thurn im Besitz einer Menge von Papieren, die ihm schon beim ersten Durchfliegen von höchster Wichtigkeit erschienen.

Während Xaver und Therese sich durch die von den Dienern herbeigebrachten Erfrischungen stärkten und Wolodna sich im traulichen Gespräch zu ihnen setzte, las Thurn an seinem Feldtisch die Briefe.

Er versenkte sich mit jedem Blatt, das er vornahm, eifriger darin, und schien nicht zu sehen und zu hören, was um ihn vorging. Nur einzelne Ausrufungen, welche die Ueberraschung ausdrückten, die er dabei empfand, unter-

brachen von Zeit zu Zeit die schweigend angespannte Aufmerksamkeit, die er den Depeschen widmete.

„Ist es möglich! Welch ein teuflischer Plan! — Verrath auf allen Seiten! — Wie? Auch Lobkowitz! — Diese Mönche, diese Jesuiten — wir sind zu nachsichtig gewesen! Welch ein Netz von Arglist!"

Diese und ähnliche Andeutungen verriethen den allgemeinen Inhalt der Documente, ohne daß Thurn etwas über den besonderen äußerte. Nachdem er noch eine Zeit lang fortgelesen, unterbrach er sich und sagte zu Xaver und Wolodna hinüber:

„Wahrlich, Nechodom, Gottes Fügung hat deine Schritte geleitet! Diese Papiere sind so viel werth als eine gewonnene Schlacht! Sie entdecken uns die Schlupfwinkel unserer geheimsten Feinde in Böhmen selbst, und setzen uns in Stand, uns vor ihrer Hinterlist zu schützen! — O es steckt noch viel arges, heimliches Gift in Böhmen und in Prag selbst! Wir müssen vorwärts! Alter, Wolodna, jetzt würdest du es einsehen! Wir müssen mit einem großen Schlage Alles gewinnen, sonst steht Alles auf dem Spiel! Denn mit unermüdlicher Arglist unterhöhlen sie den Boden, auf dem wir stehen, damit uns der Abgrund in dem Augenblick verschlinge, wo wir glauben uns für immer friedlich gebettet zu haben!"

Nach diesen Worten entfaltete er wiederum ein Blatt und las mit steigendem Eifer.

Plötzlich hörte man den raschen klirrenden Gang eines Gewaffneten draußen vor dem Zelt, und im nächsten Augenblicke trat Berka, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, hastig ein.

„Thurn!" rief er in äußerster Aufregung, „doch du bist nicht allein!"

„Was bringst du?“

„Die wichtigsten Nachrichten, aber“ — er hielt inne und warf einen Blick auf die Anwesenden — „ich muß dich allein sprechen!“

„Diese können Alles hören“, erwiderte Thurn, „sie sind meine treusten Freunde; „auch ich habe dir wichtige Nachrichten mitzutheilen, die ich soeben durch sie erhalten!“

„Gebe Gott bessere als die meinigen“, antwortete Berka heftig, „Mansfeld ist ....“

„Bei Groß-Lasken geschlagen“, fiel ihm Thurn ins Wort.

„Du weißt's?“ rief dieser erstaunt. „Und es ist sicher? Woher hast du die Nachricht?“

„Siehe da Einen, der die Schlacht mitgemacht hat, Hauptmann Nechodom“, antwortete Thurn; „es ist mir nur unerklärlich, daß wir keine Botschaft aus Prag haben!“

„Ihr waret in der Schlacht, Hauptmann, und kommt nicht von Prag?“ sagte Berka. „Ich habe meine Nachrichten auch nicht aus Prag, und hoffte daher, sie möchten falsch sein. Sagt mir rasch, Thurn, was wißt Ihr, damit ich's ergänze.“

Thurn erzählte in fliegenden Worten, was er von Xaver erfahren.

„O“, rief Berka aus, „so wißt Ihr nur die Hälfte und meine Nachrichten aus Wien sind vollständiger als die Euren!“

„Aus Wien?“

„Es flüchten sich noch immer Einzelne unserer Glaubensgenossen aus der Stadt, und man läßt sie ziehen. Einer davon hat mir mündliche Berichte mitgebracht, die

ganz mit den Eurigen zusammentreffen. Sie wissen in Wien von Mansfeld's Unglück. Slawata hat einen Boten bekommen."

„Das kann nur Zaloska gewesen sein!" unterbrach Xaver.

„Er brachte die Nachricht sogleich zu König Ferdinand. Der hat sie unter dem Volk auf den Gassen bekannt machen lassen. Sie sprachen wie von einer zweiten Schlacht bei Cannä. Sie mögen es übertreiben; allein so viel ist gewiß, der Kamm ist ihnen in der Stadt gewaltig geschwollen und der Muth gewachsen, seit diesem Nachmittag. Und unbedeutend ist der Vorfall nicht!"

„Nein, beim Himmel nicht!" rief Thurn aus.

„Mansfeld ist zersprengt, Hohenlohe abgeschnitten!" fuhr Berka hastig fort.

„Er hat's verdient", rief Thurn entrüstet.

„Verdient oder nicht; es ist schlimm für uns, sehr schlimm! Denn Boucquoi hat das Eisen geschmiedet, da es warm war; er ist vorgerückt gen Prag, und nach der mährischen Seite hat er gegen Colon von Fels verstärkte Corps anrücken lassen."

„Sie werden doch Prag decken können, und Fels wird sich zu vertheidigen wissen", entgegnete Thurn; indeß war er innerlich nicht ganz ohne Zweifel.

„Wir wollen es hoffen", sagte Berka; „allein, Thurn, wir dürfen es uns auch nicht bergen, diese Bewegungen in unserm Rücken können uns in große Verlegenheit bringen!"

„Wir müssen Wien nehmen!" antwortete Thurn entschlossen. „Jetzt ist die Nothwendigkeit da!"

„Wenn Colon von Fels Mansfeld's Schicksal hätte!" fuhr Berka bedenklich fort, „so könnten sie uns die Straße

nach Mähren verlegen! Und ich fürchte fast, es ist so etwas im Werke; denn nur dadurch, daß die Straße zwischen hier und Prag von Ferdinand's Truppen unsicher gemacht ist, läßt sich erklären, daß wir unmittelbare Nachricht von dort nicht haben."

„Um so dringender ist es", behauptete Thurn, „daß wir uns hier festen Boden schaffen! Den letzten Athemzug von Kraft müssen wir daran setzen, daß morgen unsere Fahnen auf der Burg in Wien wehen!" — —

„Ich habe Euch noch etwas zu melden", begann Berka wieder; „es ist zwar nur ein Gerücht, allein meine Quelle ist gut. Es steht mit Bethlen Gabor anders als wir hofften. Er wankt!"

„Unmöglich! Nach dem letzten Berichte von Jessenius war die Entscheidung für uns so gut als gewiß!" erwiderte Thurn rasch.

„Ich sage Euch, er wankt", wiederholte Berka mit Sicherheit, „und je mehr der Fuchs Euch und Jessenius vorspiegelt, daß er ganz entschlossen ist zu uns überzutreten, je sicherer ist es mir, daß er damit nur sein wahres Spiel verdecken will. Er steht in fortdauernder geheimer Unterhandlung mit Ferdinand."

„Unglaublich!"

„Mir unzweifelhaft; es geht Alles durch Lamormain. Ich weiß sogar, daß heut, kaum vor einer Stunde, unter dem Schutz des Dunkels, in einem Nachen auf der Donau ein geheimer Abgesandter von ihm Wien verlassen hat. Und ich kann ihn Euch nennen!"

Thurn, stumm vor Erstaunen, blickte Berka mit fragenden Augen an.

„Es ist Piccolomini, der italienische Schleicher."

„Sagt mir, um aller Heiligen Willen, woher wißt Ihr das?“ fragte Thurn. „Welche Zauberkünste treibt Ihr?“

„Laßt das; es ist mein Geheimniß. Wenn man mit Jesuiten zu thun hat, muß man selbst ein wenig ihre Künste treiben“, antwortete Berka mit einem halben, aber bitter scharfen Lächeln; „genug, daß Ihr Euch auf die Richtigkeit dieser Nachrichten verlassen dürft, wie auf die über die Schlacht ....“

Ein Klirren von Sporen und Waffen unterbrach diese Worte.

„Die Obersten, die zum Kriegsrath befehligt sind!“ meldete eine Ordonnanz.

Harrant, Schafgotsch, Kinski, der alte Rosenberg und andere Offiziere traten ein. Unter ihnen war ein jüngerer.

„Hauptmann Michalowicz!“ rief Thurn erstaunt, als derselbe auf ihn zutrat.

Es war der Sohn Bohuslav's von Michalowicz, des Kriegshauptmannes im königingrätzer Kreise, eines der dreißig Directoren, eines alten Waffenfreundes Thurn's.

„Willkommen, Wenceslaus“, begrüßte daher Thurn den jungen Kriegsmann mit väterlichem Ton.

„Ich habe“, sprach derselbe in dienstlicher Haltung zu Thurn, „diese Depeschen aus Prag zu übergeben.“

„Nun, du bringst doch gute Botschaft?“ fragte Thurn und eröffnete.

„Nein, General“, sprach der Hauptmann und schüttelte den Kopf.

„Noch Schlimmeres als Mansfeld's Unglück?“

„Das Unglück und seine Folgen“, war die Antwort. Thurn durchlas die Depeschen.

„Von Schlick, Caplicz und Budowa unterzeichnet“, murmelte er, indem er den ersten Blick darauf warf. Im Lesen verfärbte er sich. Man sah, daß ein heftiger Kampf in seinen Zügen arbeitete; doch er beherrschte sich und fragte im dienstlichen Ton:

„Ihr kennt den Inhalt der Depesche, Hauptmann Michalowicz?“

„Ich kenne ihn, General, und habe den Befehl, Euch noch mündlich im Namen der Directoren die unverzüglichste Ausführung dringend ans Herz zu legen; denn die äußerste Gefahr ist vorhanden.“

Thurn schwieg. Beklommenes Schweigen herrschte auch in der Versammlung; kein Athemzug ließ sich hören.

„Ich werde gehorchen“, sagte Thurn nach einigen Augenblicken fest und kurz. Man sah, er hatte nach einem furchtbaren innern Kampfe mit sich selbst die volle Feldherrnhaltung wiedergewonnen, die er zu behaupten berufen war.

„Habt Ihr mündlich noch Bericht zu erstatten?“ fragte er im Ton des Befehlshabers. „Wie kommt es, daß ich so spät benachrichtigt werde?“

„Die Straßen“, antwortete der Hauptmann, „sind äußerst unsicher durch streifende kaiserliche Truppen und durch das aufgewiegelte Landvolk, nicht nur von Mähren hierher, sondern auch zwischen Prag, Iglau und Brünn.“

„Das ist Lamormain's und Slawata's Werk“, murmelte Thurn, unterbrach jedoch den Hauptmann nicht. Dieser berichtete weiter:

„Drei Boten der Directoren an den General-Obristlieutenant Colon von Fels in sein Hauptquartier bei Iglau sind unterwegs verunglückt oder aufgefangen. Wir erfuhren es erst in Prag, als eine Botschaft von dem Feld-

marschall an die Directoren kam, aus welcher hervorging, daß ihre drei Eilboten nicht angelangt waren. Darauf wurde ich beauftragt, erst zum General-Oberstlieutenant und dann hierher, und bin in vier Tagen mit gewechselten Pferden hergeritten. Doch es ist halb ein Wunder, daß es mir gelungen ist, denn überall in Böhmen streifen Feinde umher, und Abgesandte der Jesuiten stacheln die katholischen Einwohner auf, sodaß gegen die Unsrigen Verrath auf jedem Schritte lauert."

„Diese Briefe", sagte Thurn mit kalter Fassung und deutete auf die von Xaver empfangenen Schriften, „bestätigen ganz Eure Aussagen und unterrichten mich genauer über diese arglistigen Heimtücken."

Es entstand wieder eine Pause äußerster Spannung. Thurn rang, man sah es, mit einem schweren Entschlusse.

„Oberstzeugmeister von Harrant", begann er, „um Mitternacht, war unsre Abrede, sollte das Feuer mit Brandkugeln auf die Stadt beginnen."

„So ist es", erwiderte dieser.

„Es ist jetzt zehn Uhr. Laßt auf der Stelle in allen Batterien Befehl geben, daß das Feuern unterbleibt!"

Die Versammelten, die auflauschend gerade das Gegentheil erwarteten, waren wie vom Blitz getroffen.

„Oberst Schafgotsch, Oberst Berka, Oberst Rosenberg, Graf Kinski", wandte er sich zu den Andern: „Eure Leute waren befehligt, um zwei Uhr zum Sturm fertig zu sein. Sie sollen noch zwei Stunden ruhen, und um Mitternacht zum Abmarsch nach Böhmen bereit stehen!"

Ein Ausruf der Bestürzung ertönte aus Aller Munde.

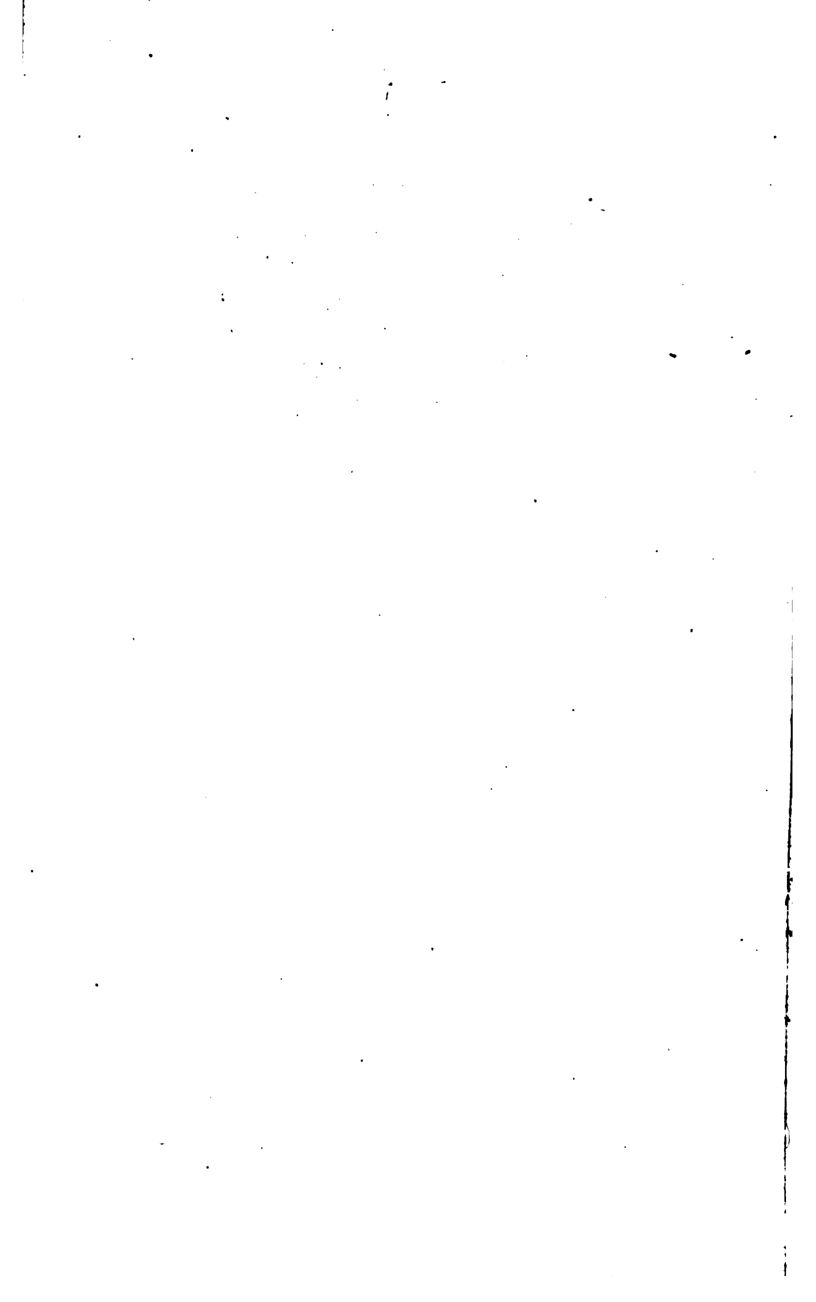
„Thurn!" rief Berka, „was bedeutet das?"

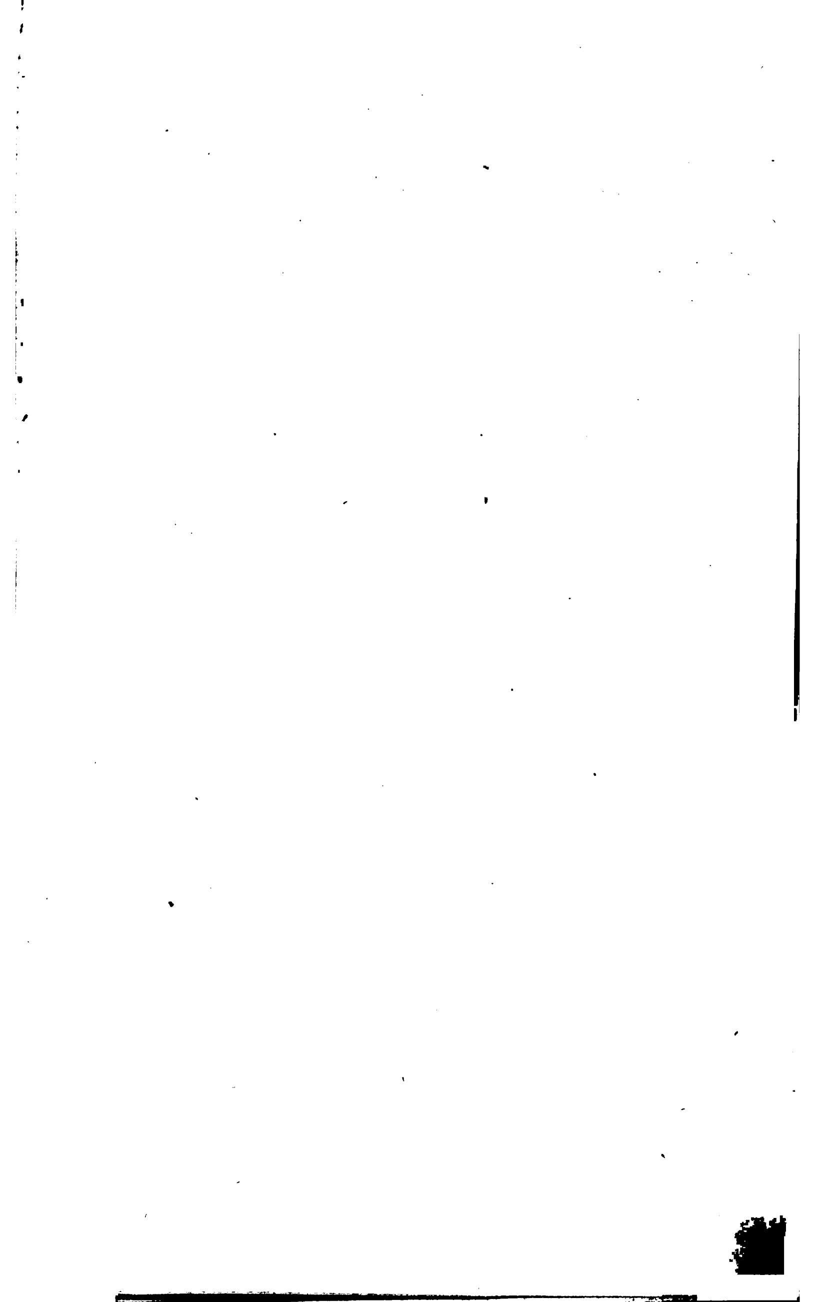
„Hölle und Teufel“, fuhr der alte Rosenberg heraus und stampfte mit dem Fuße, „ich glaube, er ist verrückt geworden!“

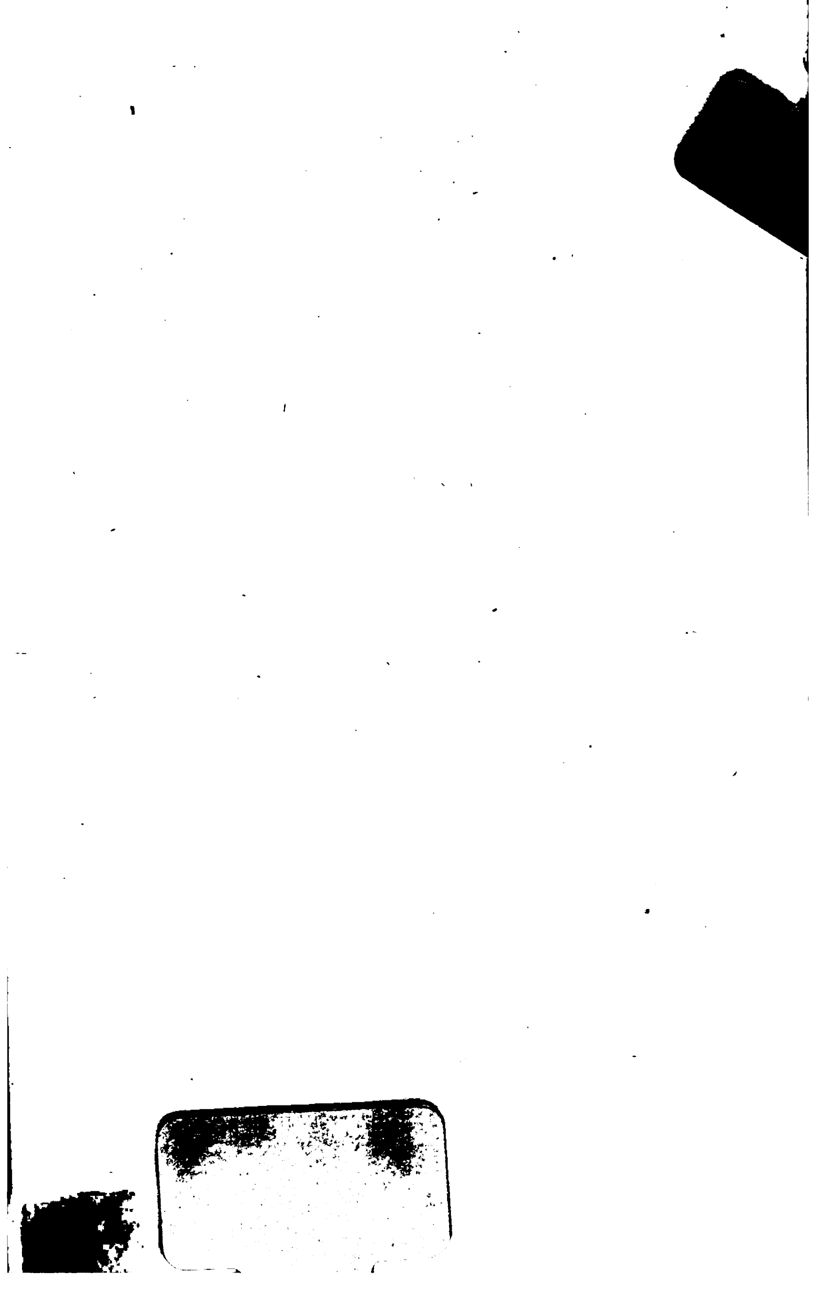
„Der Soldat gehorcht“, war Thurn's eherne Antwort. „Ich vollziehe die Befehle, welche die Depesche der Directoren mir überbringt. — Graf Mansfeld hat eine Schlacht verloren; Feldmarschall Colon von Fels ist in der Flanke bedroht. Marschall Boucquoi rückt gegen die Hauptstadt vor. Wir müssen Böhmen, wir müssen Prag schützen. Die Belagerung Wiens ist aufgehoben!“

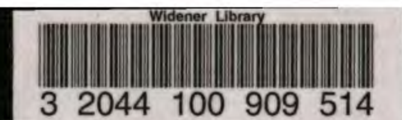
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










Widener Library
3 2044 100 909 514